LEBENDE BILDER
AUS DEM REICHE DER TIERE



Großformat
Magazin
B
543
Zoo
15a
Nicht
entleihbar

13,63 / 1 / 23 2°

129/6-

LEBENDE BILDER

AUS DEM REICHE DER TIERE

Augenblicksaufnahmen

nach dem

lebenden Tierbestande des Berliner Zoologischen Gartens.

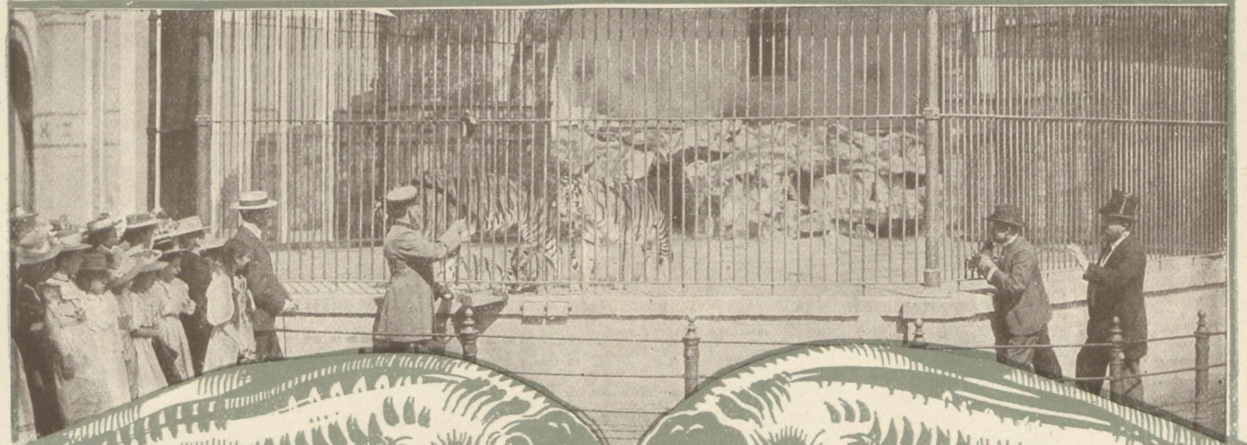
Herausgegeben und mit erklärenden Unterschriftsätzen versehen

von

DR. L. HECK,

Direktor des Berliner Zoologischen Gartens.

HANS-SCHULZE-BERL.



Werner Verlag, G. m. b. H.

Berlin. · Wien. · London. · Paris. · Chicago.

B 543 Zoo 15 a
Nicht verleihbar
Ratsbibliothek von Groß-Berlin
50:153
K/GF

Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin W.

Was wir wollen!

Den reichen Tierbestand des Berliner Zoologischen Gartens, der unter allen ähnlichen Anstalten in erster Reihe steht, zur naturgeschichtlichen Anschauung und Volksbildung ausnutzen! Der Photograph auf unserem Titel, der das Tier in lebensvoller und ihm eigentümlicher Stellung auf seiner lichtempfindlichen Platte festbannt und dadurch die denkbar lebendigste Anschauung zum Gemeingut der ganzen gebildeten Welt macht: das soll unser Wahrzeichen sein!

Und dieses Wahrzeichen bedeutet etwas! Wenn auch an einem einzigen „billigen Sonntag" mehr Menschen den Berliner „Zoologischen" besuchen, als manche grosse Stadt Einwohner hat, so ist das doch nur ein verschwindender Bruchteil aller derjenigen, die der Natur, insonderheit der fremdländischen Tierwelt, das wärmste Interesse entgegenbringen.

Wie wurden sie seither befriedigt? Die trockenen, langatmigen Kopf-Schwanz-Beschreibungen können dafür nichts leisten, wenn ich nach meiner Erfahrung urteilen darf: sie sind nötig für den zünftigen Fachmann, aber so gut wie nutzlos, oft geradezu ein kalter Strahl für den angehenden Tierfreund, der mit froher Wissbegier im vielgestaltigen Reiche der belebten Natur sich heimisch machen möchte.

Viel besser sind die Schilderungen des lebenden Tieres, zumal wenn sie ein so genialer „Tiermaler mit Worten" aufs Papier wirft, wie der unsterbliche, jetzt schon historisch abzuschätzende Brehm. Sein „Tierleben" bezeichnet daher einen neuen Abschnitt in der Geschichte des gemeinverständlichen zoologischen Schrifttums dadurch, dass es den Nachdruck auf das „Leben" legte.

Aber „Leben" kann doch selbst das „lebendigste" Wort immer nur in beschränktem Maasse bieten gegenüber dem Bild, und Abbildungen wurden daher die Losung der modernen volkstümlichen Tierbücher.

Werden sie von ersten Künstlern gefertigt, so ist ja ohne Zweifel ihre Wirkung eine bedeutende. Und doch: wie viel geht verloren und verändert sich auf dem Wege durch das Auge in den Stift und Pinsel des Künstlers! An einem ANSCHÜTZschen Vortragsabend sah ich mit Staunen die Verzerrungen, die die Vergrösserung der Tierbilder eines unserer besten naturgeschichtlichen Illustratoren an der weissen Wand im dunklen Saale zu Tage förderte.

Trotz alledem giebt es, bei uns in Deutschland wenigstens, noch kein naturgeschichtliches Anschauungswerk, welches nur auf Augenblicksaufnahmen unmittelbar nach dem Leben beruhte. Und ein solches zu schaffen, ist auch wahrlich keine leichte Aufgabe trotz aller grossartigen Fortschritte unserer zeitgenössischen Lichtbildnerei.

OTTOMAR ANSCHÜTZ, unser nationaler Vorkämpfer auf dem Gebiete der modernen Momentphotographie, hat ja mit dem ihm eigenen idealen Streben auch hier einen Anfang gemacht, der gar nicht genug anerkannt werden kann, indem er zuerst im eigenen Hause erreichbare Tiere, wie einheimisches Wild und Aehnliches, nach dem Leben photographierte und dann auf seine Kosten im Breslauer Zoologischen Garten einen photographischen Zwinger errichtete, in den abwechselnd verschiedene Tiere gebracht wurden. Die so erhaltenen Aufnahmen wendeten sich aber in erster Linie an die Künstler, und auf unseren Kunstausstellungen und manchen Tierzeichnungen ist ja auch der „Segen des heiligen Anschütz", wie ein Kritiker scherzweise sagte, gar deutlich zu merken.

Allein ein umfassenderes photographisch-zoologisches Werk fehlte immer noch, obwohl der Wunsch nach einem solchen in den

weitesten Kreisen immer lebhafter wurde. Da ist denn jetzt der unternehmungslustige Werner Verlag, G. m. b. H., der mit seinen Verlagswerken gezeigt hat, dass er versteht, etwas gross anzufassen, daran gegangen, die Schätze zu heben, die in einem so reichhaltigen zoologischen Garten, wie unserem Berliner, für die naturgeschichtliche Anschauung begraben liegen.

Tierabbildungen von dieser Grösse, unmittelbar vom lebenden Urbild genommen, sind bis jetzt in Deutschland gewiss nicht vorhanden, und so dürfen wir hoffen, dem Gelehrten, Künstler und Tierfreund, der Schule und der Familie etwas zu bieten, was sie bisher nicht haben konnten, am allerwenigsten zu so billigem Preise.

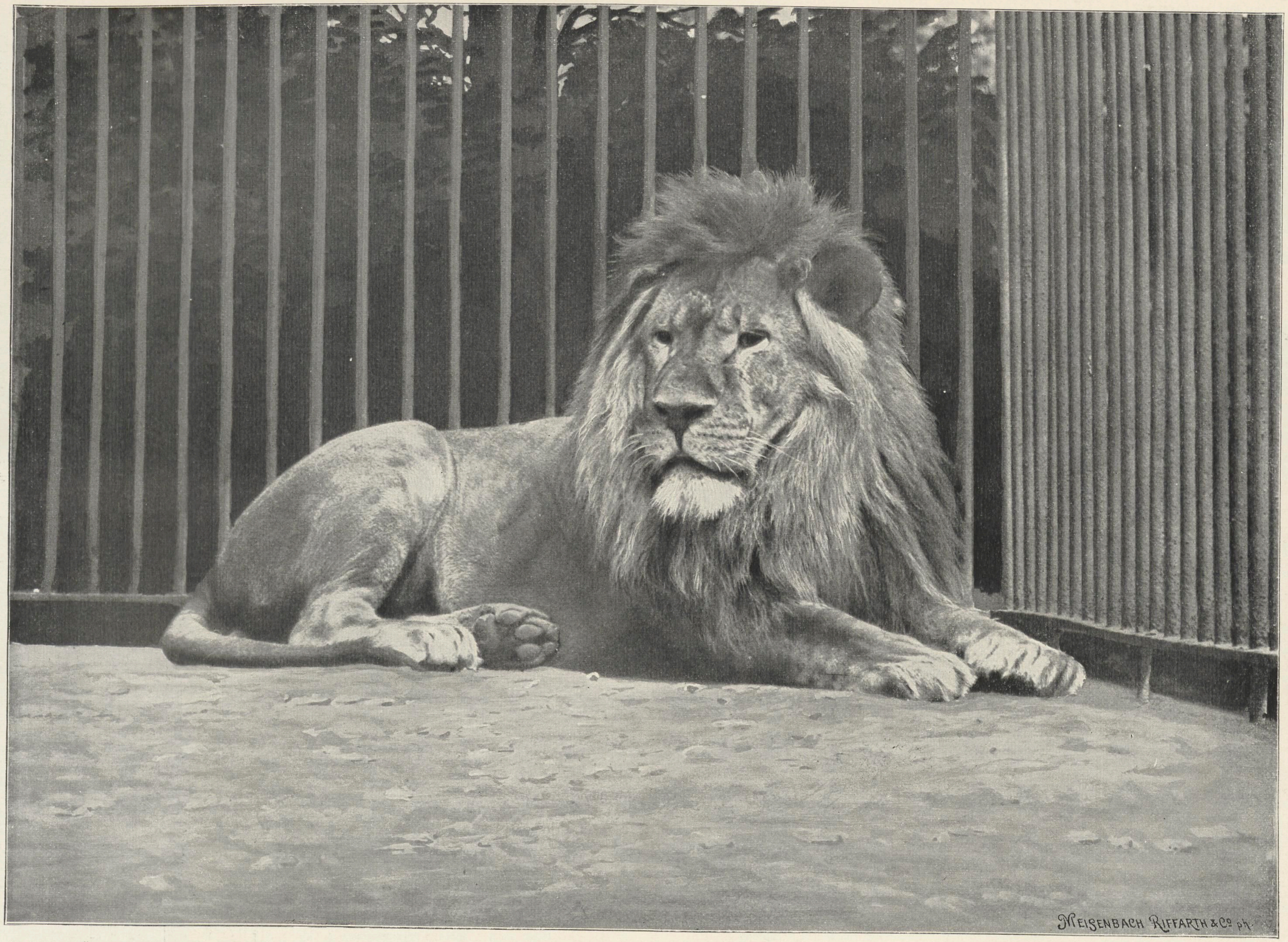
Wer den Zoologischen Garten gesehen hat, dem wird das Werk eine angenehme Erinnerung sein, und wer ihn nicht gesehen hat oder nicht öfter sehen kann, der wird dafür im Anschauen unserer grossen, vor allen anderen lebensvollen Bilder einigermaassen Ersatz finden.

Der kurze erklärende Unterschriftsatz kann natürlich nicht erschöpfend sein, enthält aber doch genügende Hinweise und Anhaltspunkte für den wissbegierigen Leser.

So mag denn das stattliche Werk hinausziehen in alle Gaue unseres Vaterlandes, der Tierwelt und damit moderner, natürlicher Welt- und Lebensanschauung alte Freunde zu erhalten und neue zu gewinnen!

Berlin, Zoologischer Garten, Juni 1899.

Dr. L. Heck.



UNSER LÖWE „CÄSAR". Ein Prachtexemplar mit einem echt „königlichen Haupt", das jedem Beschauer imponiert. Noch nicht fünfjährig, fällt er schon durch aussergewöhnlich muskulösen, athletischen Bau auf und verspricht, ein gleich hervorragendes Schau- wie Zuchttier zu werden. Warum gerade beim Löwen das männliche Geschlecht die auffallende Auszeichnung der Mähne vor dem weiblichen voraus hat, die sonst in der ganzen Familie der katzenartigen Raubtiere nicht wiederkehrt, diese Frage hat sich wohl schon mancher denkende Naturfreund vorgelegt; aber kein Naturgeschichtsschreiber hat sie meines Wissens beantwortet, ausser dem geistreichen Gustav Jäger, der sehr treffend den letzten Beweggrund für die abweichende Ausbildung des Löwen darin findet, dass dieser eigentlich, d. h. wo ihn der Mensch noch nicht allzusehr verdrängt und vermindert hat, ein geselliges Tier, ein rudelweise gemeinsam jagendes Steppenraubtier ist, während seine Gattungsverwandten alle Einzeljäger des Urwaldes sind. In jedem geselligen Leben giebt es aber Streit, zumal in Sachen der Liebe, und für diese Kämpfe heisst es, sich wappnen. Dies hat nun der Löwe gethan: seine mächtigen Pranken sind die Waffen, und die Mähne ist Fechtmaske und Paukhemd zugleich. „Wenn der Löwe sich zum Kampfe rüstet, so zieht er die Gesichtsmuskeln zusammen. Hierbei wird einmal die von Mähnenhaaren entblösste Gesichtsfläche kleiner, die schützende Mähne zieht sich über die Ränder des Gesichts her. Dann bilden sich im Gesicht eine Anzahl hoher, derber Hautwülste, so dass dasselbe aussieht wie ein abgesteppter Fechthandschuh. Zwischen den Wülsten versinken die Augen und Nasenöffnungen, und die mit steifen Schnurrhaaren bedeckten Oberlippenhälften bilden, indem sie sich zu hohen Polstern zusammenziehen und das Gebiss entblössen, zwei kräftige, elastische Stossballen gegen die in Aussicht stehenden Backenstreiche. Diese merkwürdige Vorrichtung, die wir in dieser Weise bei keinem anderen Tiere wiederfinden, giebt der Gesichtsmaske in der Ruhestellung jene höchst charakteristische, in gewissem Sinne an das Menschenantlitz erinnernde Modellierung." Daher das „majestätische" Löwengesicht!



UNSER DENKMALS-LÖWE. Die naiv-sentimentale Naturanschauung vom „König der Tiere“ ist überwunden. Als Phlegmatiker, zu Deutsch: Faulpelz erscheint der Löwe leicht gutmütiger, als er ist, zumal wenn er erst eine längere Schaugefangenschaft hinter sich hat, die ihn mehr oder weniger abstumpft gegen das liebe Publikum und alles, was dieses mit ihm angeben möchte. Also genug davon! Ich will lieber einiges über die oben dargestellte Löwenperson mitteilen. Unser „Denkmalslöwe“ ist von der Delagoabai importirt worden, es handelt sich also um ein Originaltier, wie ich solche in unserem Raubtierhause möglichst zahlreich zusammenzubringen suche, um die geographische Variation innerhalb der bekannten Grosskatzenarten vor Augen zu führen. Ein Delagoa- oder besser gesagt: Transvaallöwe sieht ganz anders aus, wie einer aus dem Somaliland oder vom Senegal, und der Kenner kann ihm ansehen, woher er stammt. Unser Transvaallöwe war ein sehr grosses und kräftiges, dabei aber schlankes und elegantes Tier, nicht allzu stark bemähnt, die Schulter frei. Deshalb war er aber der Liebling der Bildhauer, vor dessen Käfig nur selten einmal kein Modellierbock stand, und er ist so auch „unsterblich“ geworden dadurch, dass er das Modell für die vier Löwen am Begas'schen Kaiser Wilhelm-Denkmal ist. Hier haben Gaul und Krauss meines Wissens die besten Löwen geschaffen, die bis jetzt plastisch dargestellt sind. Ich kenne natürlich nicht entfernt alle Denkmalslöwen und möchte niemand unwissentlich Unrecht thun; aber ich habe die unmittelbare Empfindung, als ob die genannten vier an Naturwahrheit und Lebensfülle im einzelnen und grosser künstlerischer Auffassung im ganzen nicht wohl übertroffen werden könnten.



UNSERE GIRAFFEN. Dieses Bild könnte dem „Wissenden“ leicht als Renommage erscheinen, und vor diesem Anschein muss man sich als Berliner besonders ängstlich hüten. Ich sage deshalb gleich, dass wir von den dreien nur noch eine haben; die anderen beiden sind an Altersschwäche eingegangen. Inzwischen, seit der Sudan durch die Mahdikriege verschlossen wurde, sind überhaupt nur drei Giraffen importiert worden. Nun noch einige Worte über die ganz einzig dastehende Tierform der Giraffe als solche! Wenn sie mit dem Kopfe den Erdboden erreichen will, muss sie die Vorderbeine weit auseinanderspreizen; dagegen kann sie mit Hilfe ihrer langen, fast wurmförmig zu nennenden Zunge bequem Baumzweige erfassen, und von solchen äst sie sich auch hauptsächlich in der Freiheit. Der Giraffenhals besteht übrigens genau aus derselben Wirbelzahl wie jeder andere Säugetierhals, nur sind die einzelnen Wirbel selbst sehr verlängert. Das wissenschaftlich Interessanteste an der Giraffe für ihre systematische Stellung innerhalb der Huftiergruppe der Wiederkäuer ist ihr Kopfschmuck oder besser gesagt: ihre Kopfwaffe. Sind diese Stirnzapfen Hörner oder Geweihe? Keins von beiden! Hörner sind es nicht, weil sie mit Haut und Haaren überzogen sind und nicht aus Hornmasse bestehen. Aber auch dem Geweih oder dem Rosenstock des Hirsches, dem bleibenden, mit Haut und Haaren bekleideten Untersatz der eigentlichen, jährlich abgeworfenen Geweihstange, entsprechen sie nicht genau. So wird also die Giraffe für ewig vereinsamt im System dastehen nnd wissenschaftlich den Geweihträgern (Hirschen) und Hornträgern (Antilopen, Ziegen und Schafen, Rindern) als vollständig gleichwertige Wiederkäuergruppe gegenübergestellt werden müssen.



DROMEDAR UND KAMEL. Wie unser genial angehauchter Retoucheur die ganze Umgebung bis zum verschwimmenden Horizont hergerichtet hat, müssen die beiden mächtigen Tiere ganz stimmungsvoll als „Schiffe der Wüste“ erscheinen; es versteht sich aber von selbst, dass sie ebensogut im Zoologischen Garten nach dem Leben aufgenommen sind wie unsere anderen Tierbilder. Darauf deutet auch die Vereinigung der einhöckerigen Art, des Dromedars, mit der zweihöckerigen, dem eigentlichen Kamel. Beide Arten treffen sich sonst nur in Vorderasien, wo das Dromedar, von Afrika und Arabien kommend, mehr im Süden bis nach dem westlichen Vorderindien sich vorschiebt, während das Kamel, die nördlichen Länderstriche bevorzugend, sich durch ganz Innerasien und China verbreitet.

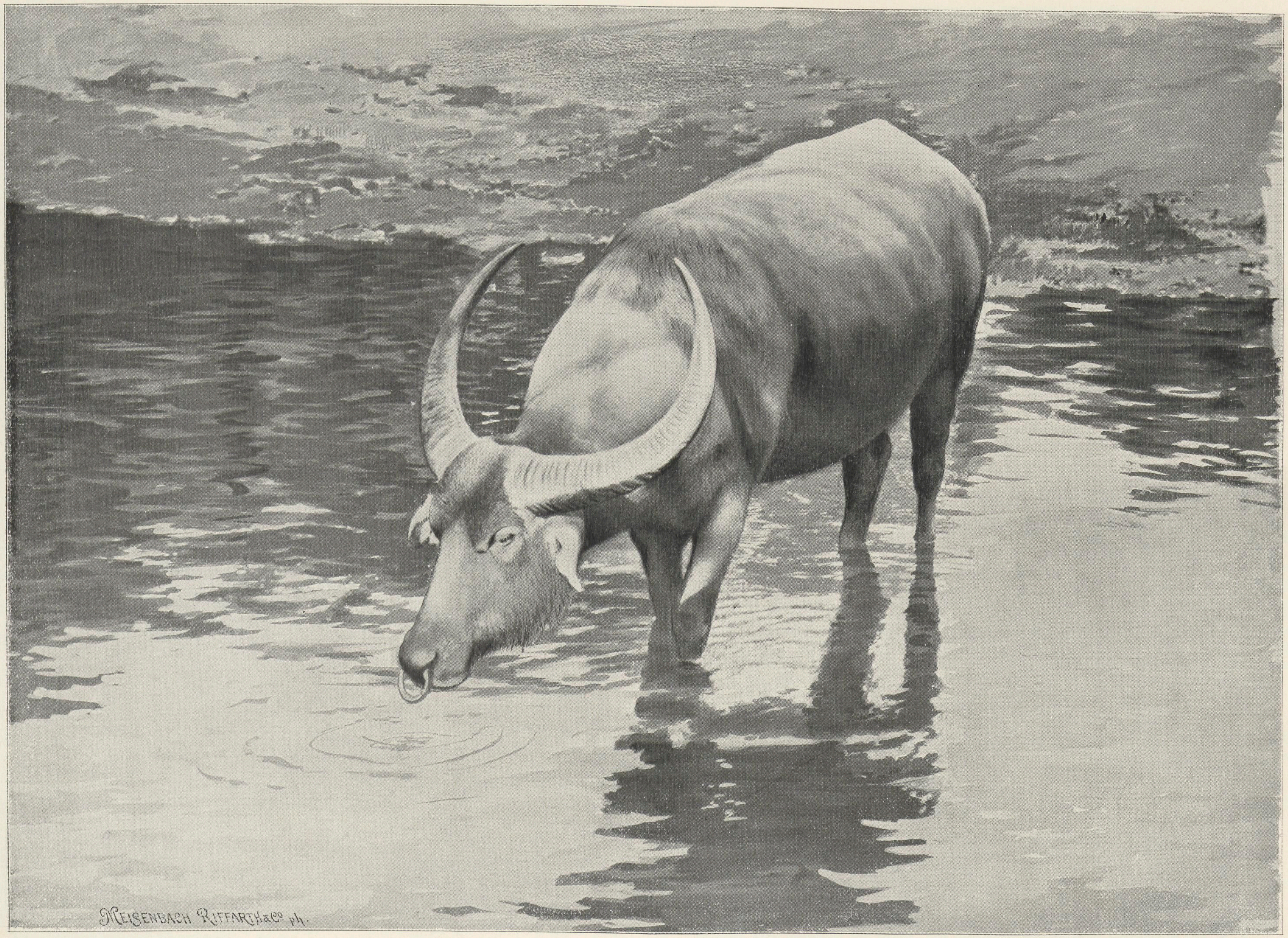
Das Wort „Kamel“ ist ein böses Schimpfwort, und doch ist das Kamel da, wo es vor- und fortkommt, unbedingt das wichtigste Haustier, das vielfach dem Menschen überhaupt erst die Daseinsmöglichkeit giebt. Man bedenke nur, auf welch ungeheuren Länderstrecken es geradezu den Verkehr und damit die Kultur auf seinem Rücken trägt! Trotzdem ist und bleibt es für jeden, der näher mit ihm zu thun gehabt hat, ein „Kamel“, d. h. ein dummes, störrisches, unangenehmes Geschöpf, dessen ganze Tugend nur in körperlichen Eigenschaften beruht.

Diese machen es allerdings zu einem wahrhaft klassischen Last- und Wüstentransporttier. An die Stelle der beiden Hufe, auf denen sonst der Wiederkäuerfuss ruht, ist eine breite, schwielige Sohle getreten (daher die Gruppe der Schwielensohler, der neben den Kamelen die südamerikanischen Lamas angehören), die den schweren, 2 m und darüber hohen Körper mitsamt einer Last von 5—8 Centnern, sanft im Fussgelenk federnd, gleich leicht durch den Sand der Sahara und den Schnee der innerasiatischen Gobi trägt; die eigentlichen Hufe sind klein und sitzen vorn an diesem Fusskissen. Und dann die fast unglaubliche Genügsamkeit, die dem mächtigen Tiere erlaubt, wenn es sein muss, eine ganze Woche und länger ohne Wasser zu marschieren, nur mit einer Hand voll Körnerfutter täglich und der mehr wie kargen Steppenweide am Rastplatz.



AMERIKANISCHE BISONS. Es ist sonst in diesem Werke unser Bestreben, möglichst grosse Tierfiguren zu bieten, weil es an solchen in der illustrierten Litteratur noch am meisten fehlt. In diesem Falle haben wir aber eine Ausnahme gemacht der schönen, seltenen Gruppe zu Liebe. Wo kann man heute noch fünf Bisons zusammen sehen? In der Freiheit, in der Heimat des Tieres, dem ganzen ungeheuren Gebiete der Vereinigten Staaten Nordamerikas, von den grossen Seen im Norden bis nach Texas im Süden, kaum mehr! Dort ist das mächtige Tier ausgerottet im Zeitraum von 30 Jahren, seit Eröffnung der Pacificbahn! Anfangs der siebziger Jahre bevölkerten und durchwanderten noch ungezählte Millionen die heimatlichen Prärien des amerikanischen Westens, und heute sind es, abgesehen von einigen kümmerlichen Resten im Schongebiete des bekannten Yellowstone Parks und einigen versprengten Irrlingen an der Südgrenze von Kanada, hauptsächlich die Zoologischen Gärten, die den Bison, das grösste und eigenartigste Wildrind, so gut oder so schlecht es geht, noch forterhalten. Diese Thatsache ist wohl eine der scheusslichsten und widerwärtigsten Begleiterscheinungen, die die Ausbreitung der Kultur jemals irgendwo mit sich gebracht hat. Die unsinnige Vernichtung eines grossen Nutztieres von unberechenbarem Werte in seiner Gesamtheit rächt sich allerdings bitter: die Indianer, deren eigentliche Lebensgrundlage der Bison war, müssen jetzt vom Staate erhalten werden, und ihre häufigen Aufstände kosten viel Geld und Blut.

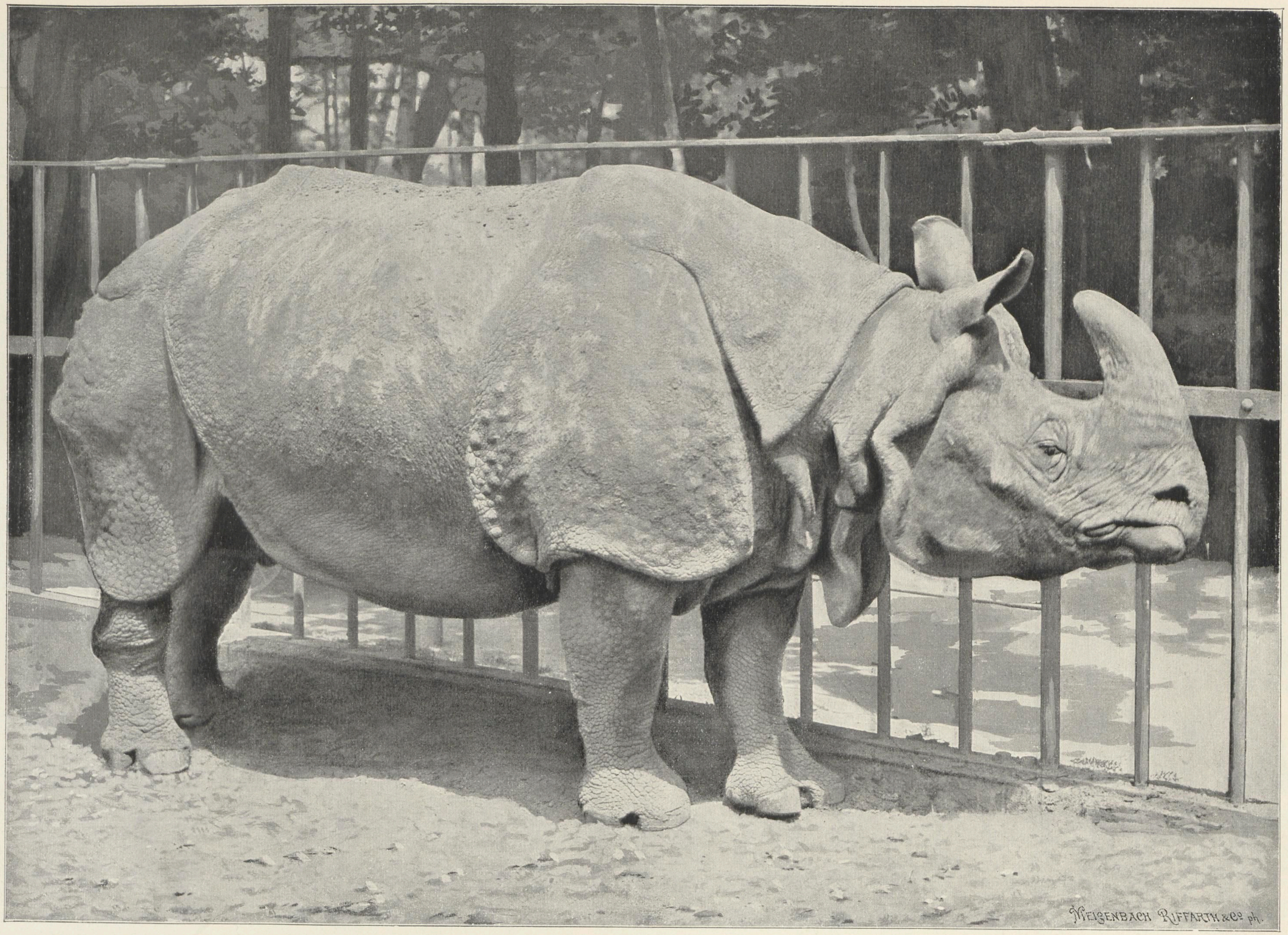
Der amerikanische Bison oder Indianerbüffel bildet mit seinem nächsten Verwandten, dem russischen Wisent, der ihm nicht nur im Aeusseren, sondern auch in dem tragischen Schicksal des Aussterbens sehr ähnlich ist, ein abweichende Gattung des Rindergeschlechts, die „durch übermässig hohen Widerrist, überhaupt übermächtige Entwicklung des bemähnten Vorderkörpers“ ausgezeichnet ist. Dieses Ueberwiegen des Vorderteiles ist beim Bison so stark, dass ein alter Stier fast wie ein lebender Berg von dunklen Mähnenhaaren auf den Beschauer loskommt, am sonderbarsten aussehend in der Zeit der Härung, wenn, wie auf unserem Bilde, die Wollfetzen ihm um den ganzen Körper herumhängen.



ARNI-BÜFFEL. Von Italien, Ungarn und Nordafrika durch die europäischen Balkanstaaten und Südasien bis nach China und den Philippinen verbreitet sich eine eintönig dunkel, nur an den Beinen zum Teil heller gefärbte, grob und dünn behaarte Rindergruppe, die zu den Büffeln im naturgeschichtlichen Sinne gehört und sich von ihren eigentlich afrikanischen, d. h. südlich der Sahara vorkommenden Verwandten äusserlich dadurch unterscheidet, dass die Hornwurzeln nicht auf der Stirn zusammenwuchern, sondern durch Haar getrennt bleiben. Die abgeplatteten Hörner sind bei den verschiedenen geographischen Formen verschieden gross, beim ungarischen und ägyptischen Büffel nicht grösser als bei unserem Rindvieh, beim Philippinenbüffel riesenhaft entwickelt, zusammen gegen 4 m lang und bis über den halben Rücken hinwegreichend. Unser Paar, das aus Assam, von der Grenze zwischen Vorder- und Hinterindien stammt, steht in der Gehörnbildung ungefähr in der Mitte zwischen beiden genannten Endformen.

Nicht ohne Grund haben wir den mächtigen Stier, ein hervorragendes Prachtexemplar unserer Rindersammlung, in dem Augenblick aufgenommen, wo er ins Wasser hineinwatet: die Büffel sind ausgesprochene Wasser- und Sumpfrinder, die in der Heimat nach gethaner Arbeit, behaglich wiederkäuend, bis an den Hals im Wasser liegen und auch im Zoologischen Garten die Tümpel in ihren Gehegen gern in ähnlicher Weise benutzen. Hier sind sie vor Fliegen und Bremsen sicher und pflegen der Ruhe mit einer Urbehaglichkeit, die den Beschauer geradezu mit Neid erfüllen kann.

Der Ring in der Nase beweist, dass wir es bei unseren Arnis mit zahmen Tieren zu thun haben. Bei den asiatischen Büffeln ist aber überhaupt oft sehr schwer zwischen zahmen, verwilderten und wirklich wilden Exemplaren zu unterscheiden, wie das natürlich ist, wenn eine Tierform ohne irgendwelche Vermischungen mit anderen in ihrer eignen Heimat in die Haustierschaft übergeführt wird. Auf der vorletzten Geweihausstellung sah ich ein Gehörn eines ebenfalls aus Assam stammenden, angeblich wilden Arnibüffels, das ich von den Hörnern unseres Stieres nicht würde unterscheiden können.



INDISCHES NASHORN. Eine prächtige Aufnahme, die jede Einzelheit auf der Panzerhaut des Riesentieres mit aller erdenklichen Schärfe wiedergiebt! Das Rhinoceros mit seiner stoischen Ruhe ist aber auch für den Photographen ein ebenso dankbarer wie bequemer Gegenstand; nur das „Bitte, recht freundlich!" wird er ihm wohl vergebens zurufen. Denn, einmal aus ihrem trägen Stumpfsinn aufgestört, verwandeln sich die Nashörner augenblicklich in wütende Draufgänger und erregen wahrhaft panischen Schrecken durch die unglaubliche Schnelligkeit, mit der sie dem Gegenstande ihres Zornes zu Leibe rücken, Alles überrennend und mit dem Horne hochschleudernd, was sich ihnen in den Weg stellt.

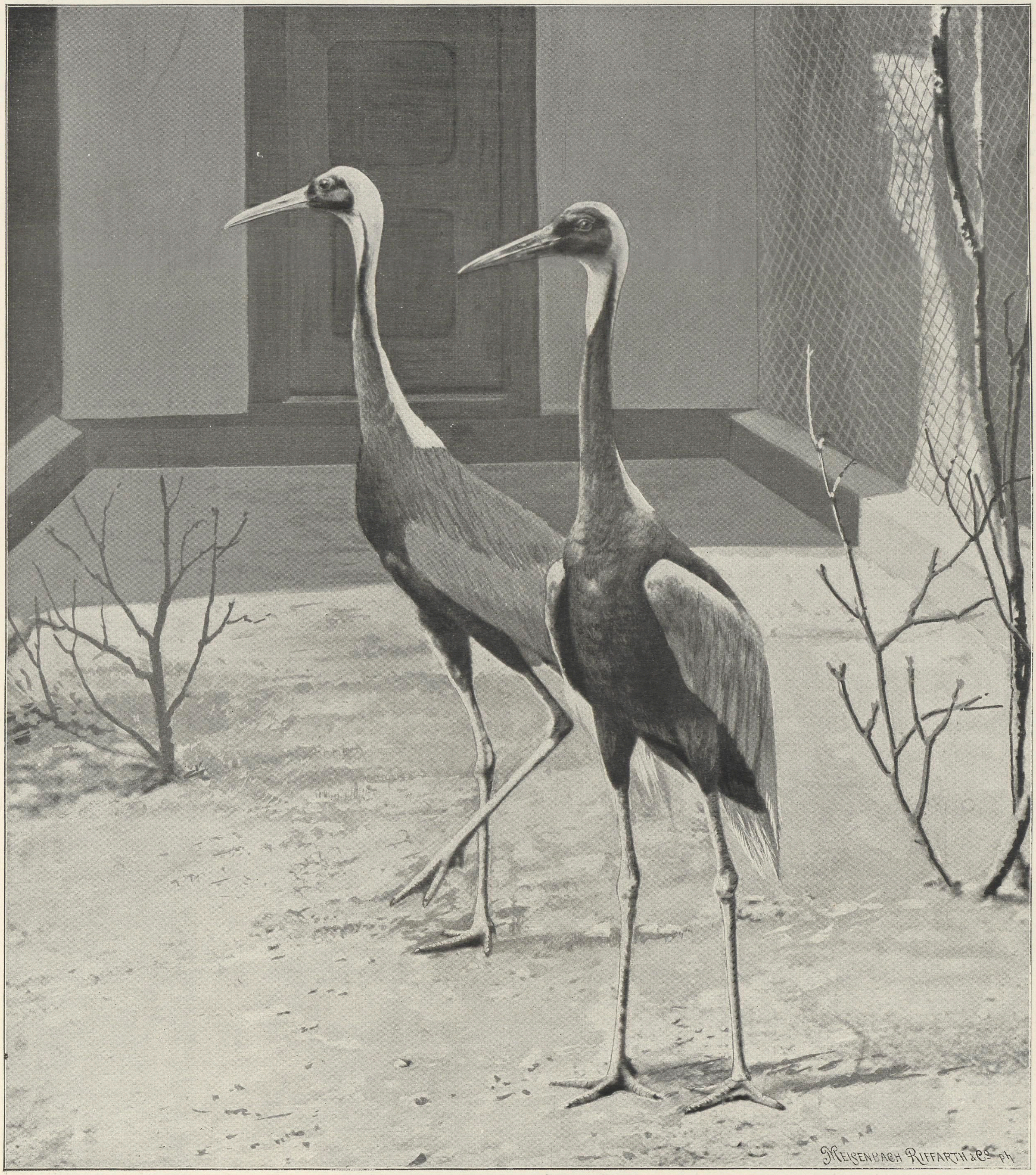
Neben den Panzerhautplatten, die die einzelnen Körperteile bedecken, wie einst die Rüstung das Streitross des Ritters, und am Halse zu Kragenwülsten werden, ist das indische Nashorn, das ehedem weiter in Vorderindien verbreitet war, jetzt aber auf den Südabhang des Himalayagebirges zurückgedrängt ist, gekennzeichnet durch die einfache, unpaare Kopfwaffe, von der es seinen Namen hat, und dieses Horn hat in den letzten Jahren wieder neues wissenschaftliches Interesse erregt, seit sich herausgestellt hat, dass es in längeren, 5 bis 6jährigen Zeiträumen „abgeworfen" wird und wieder nachwächst.

Das Nashorn ist, obwohl sehr wasserliebend, doch viel mehr Landtier, als das Nilpferd, steht deshalb viel höher auf den Beinen und sieht grösser aus als dieses, während es thatsächlich an Gewicht ihm kaum gleichkommt. Es ist mit Elefant und Nilpferd der Dritte im Bunde der grossen Schaustücke unserer zoologischen Gärten und wohl auch heute noch in der naturgeschichtlichen Vorstellung der meisten Laien eng mit den beiden genannten Tieren als „Dickhäuter" vereinigt. Deshalb sei hier noch gesagt, dass die fortschreitende Wissenschaft auf Grund der Vorweltkunde die Gruppe der Dickhäuter oder Vielhufer längst aufgelöst hat. Nilpferde und Schweine bilden jetzt mit den Wiederkäuern die Gruppe der „Paarzeher", Nashörner und Tapire mit den Pferden die der „Unpaarzeher", und die Elefanten stehen als „Rüsseltiere" ganz allein.

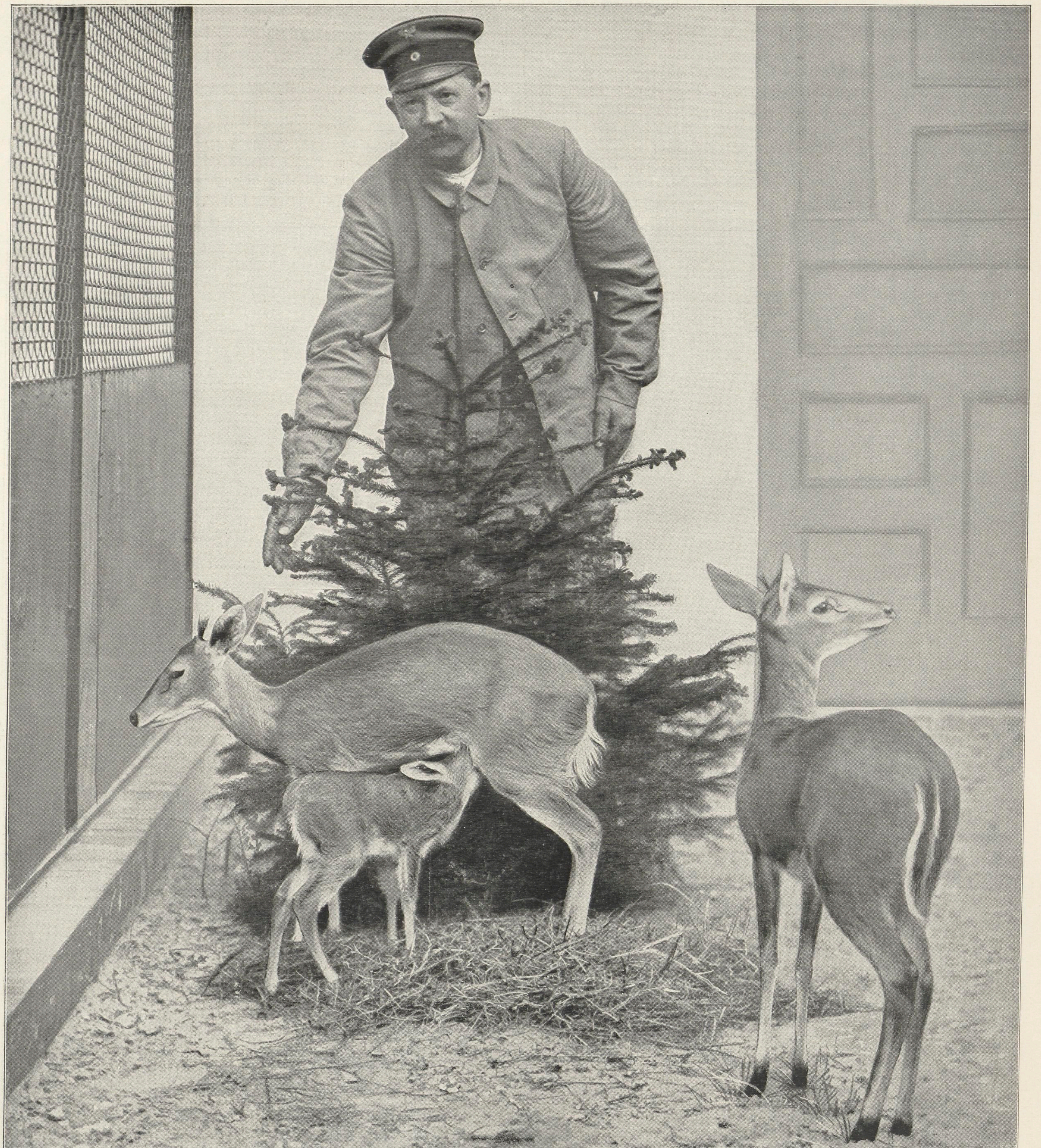


GRÜNSCHNABEL-KRANICH. Gewiss einer der schönsten grossen Vögel, die es gibt! Ich möchte sagen: eine vergrösserte Prachtausgabe unseres europäischen Kranichs. An die Stelle bescheidenen Graus, was bei diesem den Körper bedeckt, ist leuchtendes Weiss getreten, von dem sich die grauschwarze Halszeichnung, die lackschwarzen Schmuckfedern (die verlängerten Armschwingen) und der hochrote, nackte Scheitel mit seiner eigentümlich gekörnelten Haut um so wirkungsvoller abheben. Dazu die imponierende Grösse des Tieres, das mit erhobenem Kopfe mindestens Mannshöhe erreicht, und wir haben ohne Zweifel eine der schönsten Vogelerscheinungen vor uns, die die heutige Tierwelt bieten kann.

Wenn man sieht, wie die Japaner auf all den reizvollen Erzeugnissen ihres erfinderischen Kleinkunstgewerbes, das so befruchtend auf unsere historisch überlieferte Schaffensweise gewirkt hat, mit Vorliebe den Grünschnabel-Kranich anbringen, so muss mit Notwendigkeit der Glaube entstehen, dass der prächtige Vogel in Japan zu Hause, ja sogar eine Art Nationaltier des geschmack- und talentvollen Inselvolkes sei. Aus dieser Überzeugung heraus hat ihn auch die ältere Ornithologie frischweg geradezu Grus japonensis genannt, und erst in neuerer Zeit hat sich herausgestellt, dass seine Heimat Ostsibirien und die Mantschurei ist, nach der er auch Mantschuren-Kranich heisst. In Japan wird er nur viel eingeführt und zahm gehalten wegen seiner Schönheit und, weil er als Symbol langen Lebens gilt. Den Winter bringt der Grünschnabel-Kranich vielfach in Korea zu, und von dort kommt er auch zu uns in den Tierhandel, so dass er in unseren zoologischen Gärten keine ganz seltene Erscheinung mehr ist.



WEISSNACKEN-KRANICHE. Das Seltenste und Kostbarste aus unserem neuen japanischen Stelzvogelhause, in dem ich von den 16 Kranicharten, die es auf der Erde giebt, 13 glücklich zusammengebracht habe! Den Genuss, den es mir immer gewährt, eine merkwürdige Tierform zum erstenmal lebend vor mir zu sehen, habe ich auch angesichts meiner Weissnackenkraniche in vollem Maasse durchgekostet. Es sind höchst eigenartige Vogelgestalten, schon durch die scharfbegrenzte Zeichnung, von der sie sowohl ihren deutschen wie ihren lateinischen Namen haben (Grus leucauchen d. h. Weissnacken-Kranich). Im übrigen ist das Gefieder in verschiedenen Schattierungen von Grau abgetönt von der schwärzlichen Brust bis zu den weisslichen Schmuckfedern der Flügel, die in der Ruhelage den kurzen Schwanz bedecken. Das Gesicht von der Schnabelwurzel bis hinter die Ohröffnungen ist nackt und mit einer zinnoberroten, warzigen Haut überzogen. Der Weissnackenkranich ist in Südostsibirien und der nördlichen Mantschurei zu Hause; er überwintert in China und Korea und wird nur zufällig einmal gefangen. In den 13 Jahren, seit ich den Markt überschauen kann, ist unser Paar das einzige, was zu haben war. Im Amsterdamer Garten, wo der treffliche Fredericus Westerman verehrten Angedenkens in den siebziger Jahren schon einmal eine prächtige Sammlung Kraniche zusammengebracht hatte, hat sich der Weissnackenkranich auch seinerzeit fortgepflanzt; das Junge wurde aber nur 3 Monate alt. — Bei dieser Gelegenheit mag noch gesagt sein, dass die Kraniche Nestflüchter sind, d. h. schon am zweiten Tage ihres Lebens das Nest verlassen und mit den Alten umherlaufen, von diesen aber längere Zeit gefüttert werden.



DUCKER-ANTILOPEN. Die Mitglieder des vielgestaltigen Antilopengeschlechtes schwanken bekanntlich zwischen der Grösse des Rindes und des Kaninchens. Nur kaninchenstark sind thatsächlich im Körper die Zwergantilopen, nahe Verwandte unserer Ducker und, wie diese, Angehörige der Gattung Cephalophus (d. h. Schopfkopf), die ausgezeichnet ist durch schopfartige Verlängerung des Kopfhaares zwischen den Ohren. Die Weibchen sind bei manchen Arten, wie bei unserem rotgelben westafrikanischen Kronenducker, ungehörnt; bei anderen, wie den eigentlichen Zwergantilopen, tragen sie, wie die Männchen, kurze, gerade, spitze Hörnchen.

Die Ducker-Antilopen sind kleine, schwache Tierchen, kaum halb so gross wie ein Reh, und mögen es also wohl nötig gehabt haben, sich ducken zu lernen. Thatsächlich verstehen sie das meisterhaft, und zuerst machte es die graue südafrikanische Art den holländischen Burenjägern vor, die sie danach „duikerbok" nannten. Das Tierchen steht erst regungslos mit erhobenem Vorderlauf, wie ein Vorstehhund vor den Rebhühnern, macht dann einige mächtige Sprünge und schleicht sich schliesslich, niedergeduckt, im hohen Grase so leise von dannen, dass man kaum einen Halm sich bewegen sieht.

Die Systematik der Schopfantilopen ist recht verwickelt und die Unterscheidung der Arten oder geographischen Abarten sehr schwer, nicht zum wenigsten bei den Duckern. Die beiden Hauptpersonen auf unserem Bild, Mutter und Kind, gehören, wie schon gesagt, zum westafrikanischen Kronenducker (C. coronatus Gray), das abseits stehende Stück zum mehr grau gefärbten südostafrikanischen Sanbesiducker (C. campbelli Gray), wie ich ihn deutsch nach seiner Heimat, dem Gebiete des Sambesistromes, genannt habe.

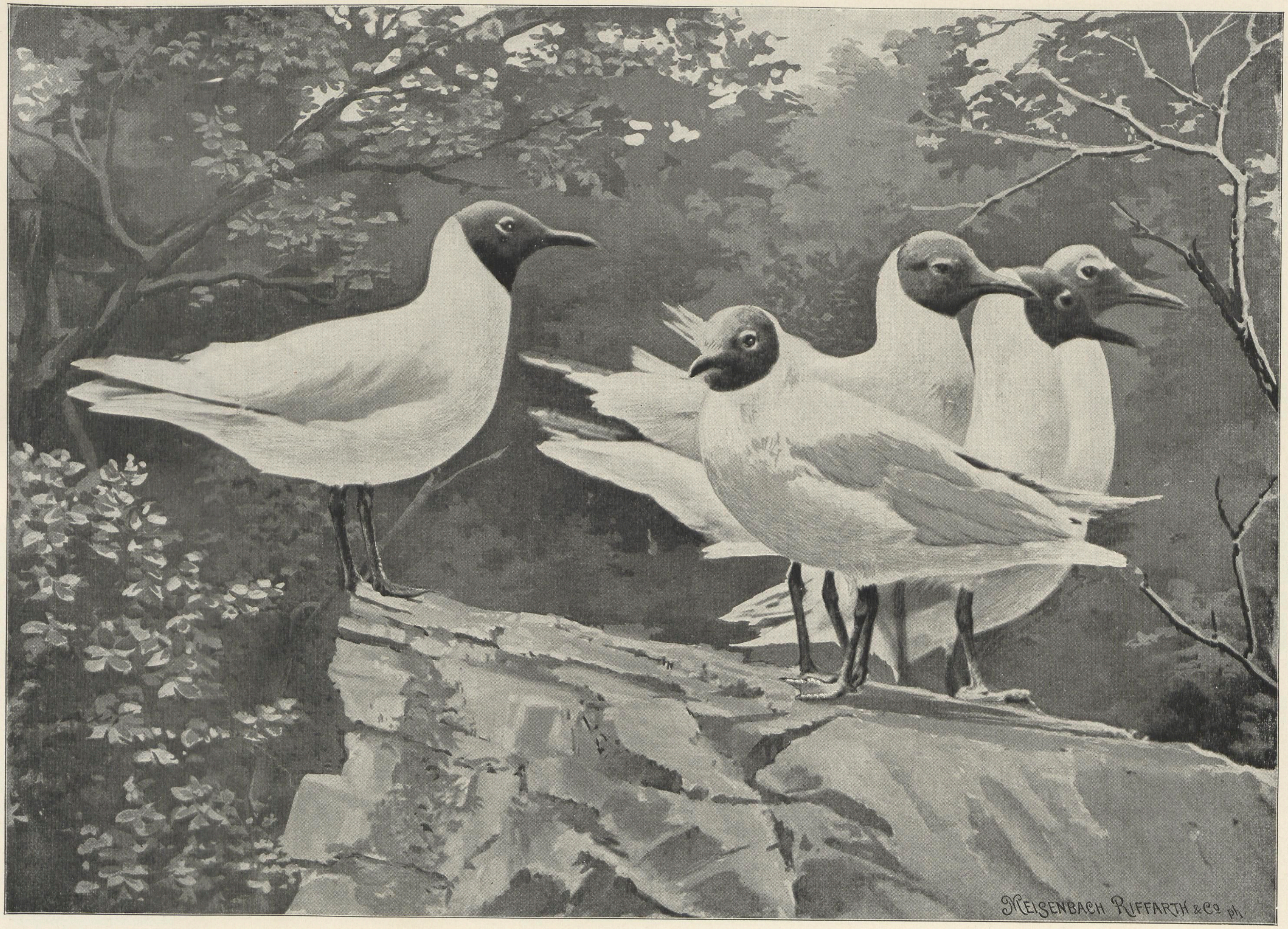


WASSERBOCK. Ein kapitales Stück Wild! Ich glaube, wenn er nicht „bloss Hörner“, sondern Geweihe trüge, könnte der Wasserbock selbst in den Augen der „Waidgerechten“ neben dem Rothirsch bestehen, dem er auch in Grösse und Schwere mindestens gleichkommt. Jedenfalls gehören die Wasserböcke zu den schönsten und stolzesten Antilopenformen. Als ich sie als neugebackener Direktor des Kölner Gartens zum ersten Mal im Amsterdamer Garten sah, waren sie mein ganzes Entzücken, und es stand in mir fest, dass ich sie auch haben müsste, zumal ich bemerkte, dass sie dort in gewöhnlichen, ungeheizten Hirschhäusern gehalten wurden. Das habe ich dann in Köln eingeführt, und auch hier habe ich Aehnliches mit Glück versucht, allerdings, dem härteren Klima entsprechend, die Vorsicht gebraucht, dass der Stall frostfrei geheizt werden kann. Der Wasserbock ist also nicht nur eine schöne, sondern auch eine harte und, da er leicht züchtet, für einen Zoologischen Garten dankbare Antilope. Die Wasserböcke kennzeichnen sich einmal durch das 70—90 cm lange, erst nach hinten, dann wieder nach vorn gebogene Gehörn des Männchens, das vorn bis gegen die glatte Spitze hin mit sichelförmigen Rillen versehen ist; ferner durch das lange, grobe, fettige Haarkleid. Bei unserer Art, dem Senegal-Wasserbock (Cobus unctuosus Laur.) ist die Absonderung der Talgdrüsen der Haut sehr stark. Ausserdem verbreiten die Tiere, zumal wenn mehrere beisammen sind, oft einen ganz deutlichen Geruch nach Teer, und es wäre vielleicht der Mühe wert, ihre Hautdrüsenabsonderungen daraufhin einmal chemisch zu untersuchen. Jedenfalls machen die Wasserböcke ihrem Namen alle Ehre, indem sie auf der Flucht stets ihren Weg nach dem Wasser hin oder geradezu in dieses hinein nehmen.

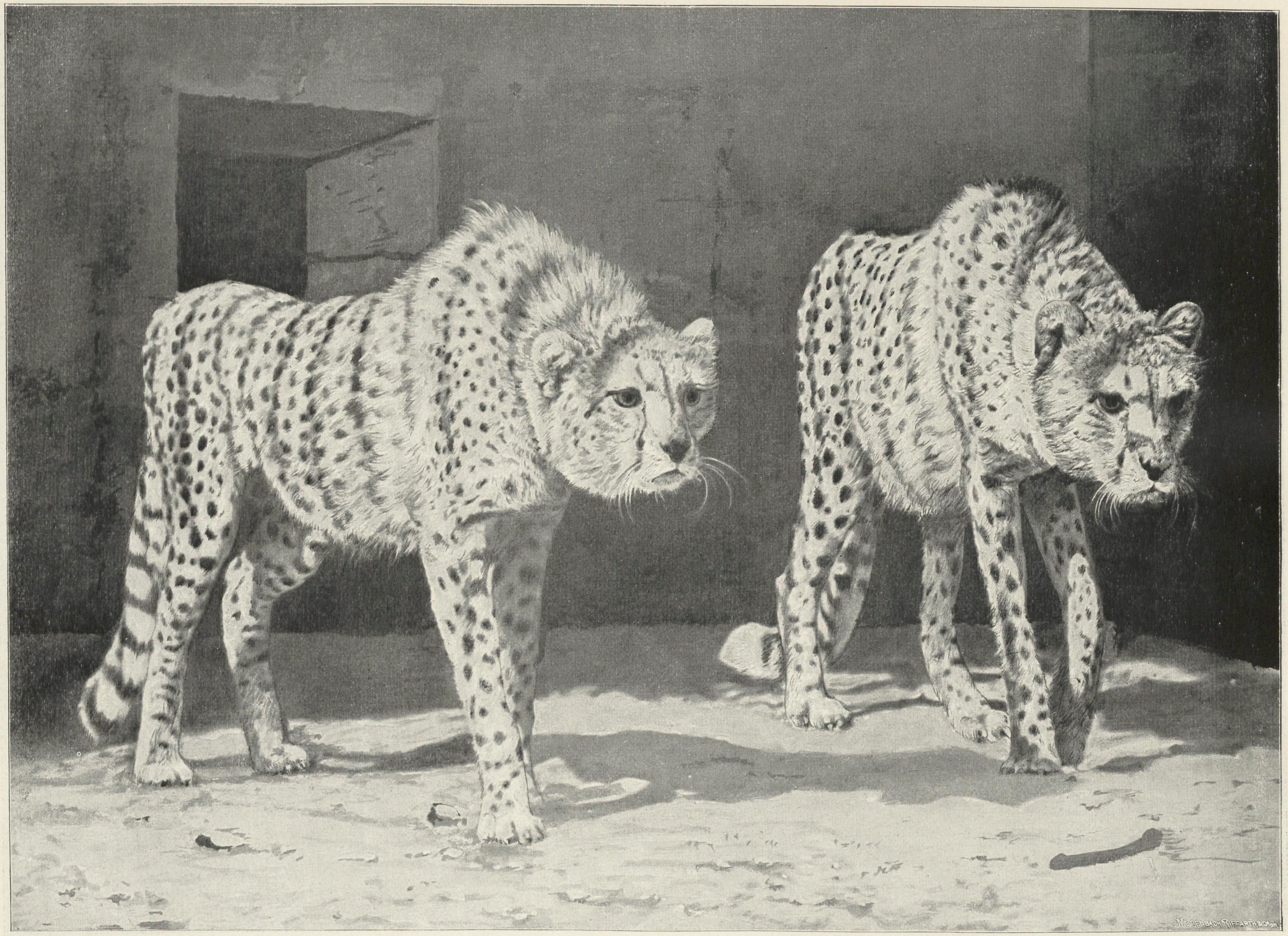


FISCHREIHER AM HORST. Mit diesem Bilde kann ich ein Stück wirkliches Naturleben vor Augen führen, wie ich es überhaupt durch die ganze Einrichtung unseres grossen Flugkäfigs für Sumpf- und Strandvögel zu bieten versucht habe. Wenn man sich die grossen Eisenrippen und das Drahtgeflecht im Hintergrunde wegdenkt, könnte man sich an einen „Reiherstand“, eine Reiherkolonie in der Freiheit versetzt glauben. Thatsächlich geht es, wie in einer solchen, zur Sommerszeit in unserem grossen Flugkäfig zu: auf den Bäumen, die darin stehen, reihen sich die Nester dicht an einander, alle besetzt mit Eiern, brütenden Alten oder immer mehr sich ausfiedernden Jungen auf den verschiedenen Entwicklungsstufen. Sehr putzig nehmen diese sich aus auf dem Uebergang aus dem weichen Dunenkleid zum ersten richtigen Kielgefieder, wie dies an den beiden halbflüggen Bürschchen im Vordergrunde des Bildes zu sehen ist. Die beiden Jungen, die rechts oben in der Ecke mit einem Alten auf dem Neste sitzen, sind schon ein ganzes Stück weiter vor, unmittelbar vor dem Ausfliegen oder schon ausgeflogen. Der schwarzköpfige Vogel, der so zusammengeduckt auf dem kleinen Neste unten drunter sitzt, ist ein Nachtreiher, d. i. diejenige Art, die die Hauptmasse der Reiherbevölkerung unseres grossen Flugkäfigs liefert und dort so viel Junge bringt, dass wir sie gar nicht mehr los werden.

Reiherstände giebt es nicht mehr viele in unserem intensiv kultivierten, kaum noch irgendwo im eigentlichen Naturzustande befindlichen Vaterland. Anders z. B. in Ungarn. Bei uns wird dem Fischreiher als schlimmstem Fischfeinde überall eifrig nachgestellt, er ist daher ein äusserst scheues, misstrauisches Wild und als naturgemässe Kehrseite dazu in der Gefangenschaft ein heimtückischer, bösartiger Geselle, vor dessen blitzschnellen Schnabelhieben wir Tiergärtner längst gelernt haben, Gesicht und Augen sorglich in Acht zu nehmen. Aeusserlich ist er, wenn man sich mit der etwas spillerigen, schlottrigen Gestalt abgefunden hat, ein ganz hübscher Vogel in seinem zart grauen Kleide mit schwarzen Schultern und Weichen, schwarzweisser Halszeichnung, schwarzem Augenstrich und Hinterhauptsschopf.



LACHMÖVEN. Wieder eine Gruppe aus unserem grossen Flugkäfig für Sumpf- und Strandvögel! Wenn dort die munteren, zierlichen, mit braunschwarzer Larve maskierten Lachmöven in elegantem Rundflug unter der hochgewölbten Drahtdecke sich satt gekreist haben, so pflegen sie mit Vorliebe dann sich auszuruhen auf der höchsten Kuppe des Felsenberges, der die ganze Anlage als Hintergrund abschliesst. Wer die Möve nur an ödem Felsgestade sich vorzustellen gewohnt ist, möchte von unserem Bilde vielleicht das umgebende Laubwerk wegretouchiert wünschen. Dieses Laubwerk mag aber ein sichtbarer Hinweis sein, dass gerade die Lachmöve durchaus nicht an den Meeresstrand gebunden ist. Ich habe sie nicht nur auf Rügen hinter dem Pfluge herlaufen sehen, wie sonstwo die Krähe, sondern bin auch an ihrer Brutstätte auf den Dippelsdorfer Teichen bei Dresden gewesen, wo man im schilfigen Sumpfgras stellenweise fast keinen Schritt thun konnte, ohne Eier und Junge zu gefährden, während hoch über uns in den Lüften die wirbelnde Wolke der aufgescheuchten Alten schwebte und mit vielstimmigem Geschrei den unverhofften Ueberfall ihres sonst so stillen Familienheims begleitete. Andere Kolonieen befinden sich in Schlesien, bei Liegnitz, wenn ich recht berichtet bin, und die Eier werden, wo es sich lohnt, gewerbsmässig zum Verkaufe gesammelt, da sie den Kiebitzeiern im Aeusseren und Geschmack ähnlich sind, nur grösser und gröber, auch in der dunklen Fleckung. Die Lachmöve ist überhaupt geradezu als eine Binnenlandsmöve zu bezeichnen, die höchstens bis an die Mündung der Flüsse und den benachbarten Strand, niemals aber auf die See hinaus geht. Im Hamburger Hafen kann man sie das ganze Jahr schaukelnden Fluges sich umhertreiben sehen, und im Winter kommt sie auf der Spree selbst bis nach Berlin herein. Dann ist sie allerdings von der grösseren, gelbfüssigen und gelbschnäbligen Sturmmöve schwerer zu unterscheiden, weil sie in der Sommermauser die schwarze Maske verliert und sich dann nur noch durch roten Schnabel und Fuss kennzeichnet. Den Namen „Lachmöve“ muss sie wohl von dem „keckernden“ Geschrei haben, mit dem sie jede fremde, auffallendere Erscheinung zu begrüssen und zu begleiten pflegt.



UNSER GEPARDENPAAR. Ganz eigentümliche Gesellen! „Windhunde mit Katzenköpfen“ möchte man sagen. Und in der That, echte Katzen sind es nicht mehr mit ihrem schneiderigen Körperbau, den langen, dürren Beinen und den stumpfen, nur mangelhaft beweglichen Krallen. Nur der runde Kopf und das gefleckte Fell reiht sie noch den pardelartigen Katzen an, und der Gepard heisst demzufolge ja auch Jagdleopard, andererseits anknüpfend an diejenige Eigenschaft, die ihm eine gewisse Berühmtheit verschafft hat. Er wird nämlich von Alters her zur Jagd auf Gazellen und andere kleinere Antilopen abgerichtet und bildet, mit über die Augen gezogener Kappe, auf dem Zebuwagen angekettet, im Jagdtross der orientalischen Grossen ein vierfüssiges Gegenstück zu dem Beizfalken. Dazu befähigt ihn neben seinem ausserordentlich harmlosen, leicht zähmbaren Wesen — Brehm nahm einmal ungestraft einen mit zu einem Damenkaffee! — seine eigentümliche, aus seiner Körperbeschaffenheit zu erklärende Jagdweise, vermöge deren er die Antilope erst möglichst nahe beschleicht, dann in wenigen, mächtigen Sprüngen einholt, mit den sehnigen Läufen niedertrommelt und so, darauf liegend, festhält, bis der Führer herbeieilt und das Wild nach Mohamedanerart durch den Halsschnitt tötet. In den zoologischen Gärten ist der Gepard nicht selten, da Menges aus dem Somalilande alljährlich ein halbes Dutzend und mehr auf den Markt zu bringen pflegt; gezüchtet ist er aber meines Wissens noch nirgends. Im allgemeinen ist er ein empfindlicher, weichlicher Pflegling und hält sich nicht sehr lange. Hagenbeck hat ihn auch seinen grossen Gruppen dressirter Raubtiere einverleibt; künstlerische Talente scheint er aber trotz seiner Zahmheit nicht zu besitzen; ich habe ihn wenigstens in keiner Vorstellung eine besondere Nummer machen sehen.

Unsere beiden Tiere zeigen als Kehrseite der packend lebenswahren Augenblicksstellung, wie sie nur die Momentphotographie bieten kann, die Schattenstreifen der Gitterstäbe des Käfigs auf ihrem gefleckten Fell; wir wollten aber lieber diesen Fehler dulden, als durch übermässige Retouche das Ganze gefährden.



HULMANS. Heilige Affen! Und zwar heute noch! Der gläubige Hindu verehrt im Hulman eine seiner ältesten und vornehmsten Gottheiten, und die fürstliche Familie der „geschwänzten Rana“ führt ihren Stammbaum mit Stolz auf ihn zurück. „Der Hulman“ citire ich mich selbst, „hat schon in grauer Vorzeit die grössten Heldenthaten vollbracht. Ja, er ist in der indischen Göttersage gewissermassen Perseus und Prometheus in einer Person, indem er eine Göttin aus der Gefangenschaft eines Riesen befreit und diese Gelegenheit benutzt hat, um nebenbei den Menschen zwar nicht das Feuer, aber doch die in Indien hochgeschätzte Mangofrucht mitzubringen. Den Scheiterhaufen, auf dem er seinen tollkühnen Wagemut büssen sollte, löschte er aus, und davon hat er heute noch ein schwarzverbranntes Gesicht und schwarze Hände. Im übrigen ist er weissgrau gefärbt; an Stirn, Wangen und Kinn trägt er längere, starr abstehende Haare, aus deren Umrahmung das runde, schwarze Gesichtchen mit lebhaftem, eigentümlich drolligen Ausdruck hervorsieht.“ Der kleine Schädel kann natürlich kein sehr starkes Gebiss entwickeln, trotzdem, wenn sie unter ihren eigentümlich eckigen Sprüngen und Wendungen die Zähne fletschen, möchte man es glauben, dass sie in ihrer Heimat, ganz Vorderindien bis gegen den Himalaya hin, manchmal sogar dem Menschen zu Leibe rücken, wenn dieser ihnen nicht willig die Opfergaben darbringt, die sie als „Heilige“ zu empfangen gewohnt sind Ob es mit dieser buddhistischen „Affenschande“ heute wirklich noch so schlimm ist, weiss ich nicht; Mitteilungen allerneuesten Datums stehen mir darüber nicht zu Gebote. Die älteren Reiseberichte sind aber alle voll davon, wie die geschwänzten Götter und Heiligen das gesamte Eigentum des Menschen als das ihre betrachten, nicht nur Gärten und Felder plündern, sondern sogar in die Häuser eindringen und den Bewohnern buchstäblich alles vor der Nase wegfressen und zerstören: und doch müsse man sich meist ängstlich hüten, gegen die frechen Eindringlinge gebührend vorzugehen, und auf keinen Fall dürfe man es wagen, angesichts gläubiger Eingeborener einen solchen Affenheiligen zu töten, wenn man nicht selbst Leib und Leben aufs Spiel setzen wolle.



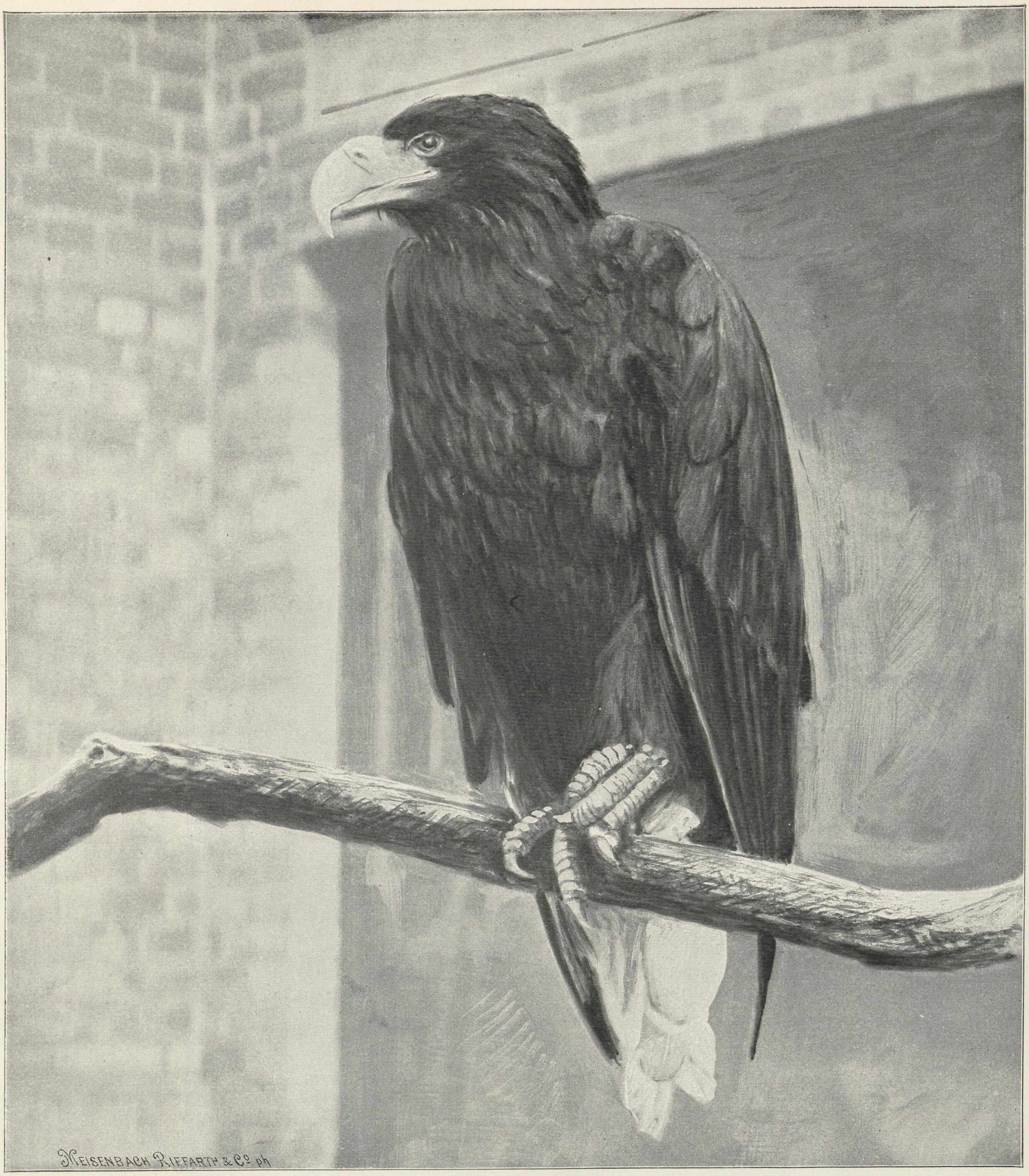
DAVIDSHIRSCH. Ein höchst eigentümlicher Hirsch! Es sieht fast aus, als ob das Tier seinen Kopfschmuck verkehrt trüge: die Augensprosse, die sonst über dem Auge nach vorn verläuft, nach hinten und eine gegabelte Stange, den Haupt- und Stammteil des Geweihes, nach vorn. Und doch ist der vordere, gegabelte, bei starken Hirschen noch weiter verzweigte Geweihteil nur die übermässig vergrösserte und verstärkte Augensprosse und der hintere, einfache, höchstens bei starken Hirschen mit schwachen Sprossen einseitig besetzte Teil die eigentliche, allerdings aber mehr oder weniger verkümmerte Geweihstange. Das lehrt vergleichendes Studium z. B. des Rentiergeweihes, das ebenfalls oft eine verzweigte Augensprosse hat.

Auch abgesehen von der Geweihbildung erscheint der Davidshirsch als ein näherer Verwandter des Rentieres, und jedenfalls haben beide Hirscharten noch eine ganz auffallende Eigentümlichkeit gemein, d. i. ein knisterndes Knacken in den Fussgelenken bei jedem Schritte. Sonst wäre am Davidshirsch noch hervorzuheben der lange und lang behaarte Eselsschwanz, der bei lebhafter Gangart im Bogen hochgestellt wird und so, zusammen mit der hohen, „stechenden“ Trabbewegung, dem Tiere ein ganz sonderbares, wenig hirschartiges Ansehen giebt. Die Haarfarbe ist im Sommer ein schönes Gelb mit weisslichen Läufen, im Winter ein schwärzlich überlaufenes Grau. Unser Exemplar ist gerade in der Uebergangszeit aufgenommen, wo noch die Reste der Winterwolle auf dem Rücken und die letzten „Bast“-Fetzen auf dem frisch „gefegten“ Geweih hängen.

Der Davidshirsch, chinesisch Milu, war ursprünglich anscheinend der Hirsch der nordchinesischen Sumpfebene, ist aber nach den bestimmtesten Versicherungen, die der vielverdiente Konsul v. Möllendorf mir mündlich gab, durch die dichte Bevölkerung des Landes in der Freiheit längst ausgerottet und lebt nur noch im Wildpark des Kaisers von China bei Peking, wo ihn der bekannte Jesuitenmissionar David im Jahre 1865 durch einen Blick über die Mauer entdeckte. Aus diesem Park stammen auch unsere Exemplare, die in letzter Linie den Bemühungen des genannten Konsuls v. Möllendorf zu danken sind.



UNSER YAKSTIER. Dieses eigentümlich langbehaarte Hochlandsrind aus dem Innern Asiens war schon den Alten bekannt. Aelian wenigstens weiss z. B. ganz genau, dass die weissen, seidenhaarigen Fliegenwedel aus Indien, welche zu den Toiletteartikeln seiner verschwenderischen Zeitgenossen gehörten, der Schweif eines Rindes waren. Später mit der allgemeinen Abnahme der naturwissenschaftlichen Bildung verlor sich auch diese Kenntnis, und in der neueren Zeit finden wir den buschigen Yakschwanz als „Rossschweif", als Abzeichen der Würde des türkischen Paschas wieder. Jetzt werden zahme Yaks in allen zoologischen Gärten gehalten und gezüchtet, entarten hier aber oft ganz auffallend schnell zu jammervollen, nicht einmal mehr gehörnten Krüppelzwergen. Das kommt vielleicht daher, dass die importierten Kühe meist schon sehr klein sind. Der wilde Yak muss dagegen ein riesiges Tier sein. Auch unser weisser Stier, der aus der K. und K. Menagerie zu Schönbrunn stammt, hat sich zu einem sehr ansehnlichen Schaustück entwickelt und ist so ein würdiger Nachfolger seines schwarzen Vorgängers, den die Berliner mit dem ihnen eigenen Volkswitz den „Leichenwagen" getauft hatten. Die Völker Hochasiens, denen wir im Grunde fast alle Haustiere verdanken, haben auch den wilden Yak zu zähmen und zu einem vortrefflichen Nutztier zu machen verstanden. Der zahme Yak, ebenso geeignet als Reit- und Lasttier wie als Milchtier, spielt in den höchsten Gebirgsregionen Innerasiens die vereinigten Rollen des Kamels und des Rindes und ist die wesentlichste Stütze, dass der Mensch in jenen fürchterlichen Einöden bis gegen die Schneegrenze überhaupt existieren kann. Neuerdings hat nach Przewalski der sensationelle schwedische Tibetreisende Sven Heddin über Erlebnisse mit dem wilden Yak berichtet. Von dem Wildpret ist er nicht sehr entzückt: es war so zähe, dass es mehrmals gekocht werden musste, um nur einigermassen kaubar zu werden. Dagegen waren seinen Begleitern der Schwanz und die übrigen langen Haare sehr willkommen, um daraus Stricke und Schnüre zu verfertigen, und ganz neu ist die Verwendung des feinen, lockigen Stirnhaares als Schleier, zu welchem Zweck es unter der Kopfbedeckung befestigt wird.



BRANICKIS SEEADLER (Haliaetus branicki Tacz.). Wird nach seiner Heimat, der ostasiatischen, im japanisch-chinesischen Kriege so heiss umstrittenen Halbinsel, auch Korea-Seeadler genannt und ist neben seinem nächsten Verwandten, dem ostsibirisch-japanischen Riesenseeadler, die schönste und grösste Art seiner Gattung. Es sind ganz mächtige und prächtige Vögel, die dieser Tage noch einen fürstlichen Raubvogelliebhaber lange Zeit vor ihrem Käfige hier fesselten. Insbesondere die hochgelben Schnäbel und Fänge sind derart, dass sie kein Künstler für einen Denkmalsadler imponierender zu gestalten vermöchte: so vollkommen liegt das Königliche und Kraftvolle, was man der künstlerisch verklärten Adlergestalt zuschreibt, schon darin ausgesprochen. Ein Branickis oder Riesenseeadler braucht meinem Empfinden nach für künstlerische Zwecke nicht im geringsten mehr stilisiert, sondern kann so, wie er ist, an jedem Kunstwerk verwendet werden. Unser europäischer Seeadler ist ein Kind dagegen, und man mag ihn mit seinen schwachen Formen und schmutzigen Farben neben den ostasiatischen Prachtriesen gar nicht mehr ansehen. Der Branickische kommt ihm dadurch noch näher, dass er ausser dem weissen Stoss (Schwanz) keinerlei Farbenabzeichen auf dem dunklen Federkleide trägt. Dieses selbst ist aber viel schöner: ein, wenn auch nicht glänzendes, so doch sattes Schwarz, von dem sich Schnabel und Fänge mit ihrem leuchtenden Gelb um so wirkungsvoller abheben. Die Läufe sind, wie bei allen Seeadlern, nackt, nicht mit Federhosen versehen, ein Unterschied von den „Landadlern“, den man wohl in Beziehung zu der Fischjagd bringen darf, ebenso wie die rauhe warzige Unterfläche der starken Fänge (Zehen).

Ratsbibliothek Groß-Berlin



KRONADLER (Spizaëtus coronatus L.). Ein ständiger Insasse unserer Adlerkäfige, seit die Offiziere und Beamten in Deutsch-Ostafrika sich in so erfreulicher Weise für unseren Garten interessieren und sich bemühen, uns mit der dortigen Tierwelt zu versorgen. Er muss in unserer Kolonie recht häufig sein, verbreitet sich aber nach Reichenow über ganz Süd- und West-Afrika. Gewöhnlich kommt er im Jugendkleid hier an, und dieses ist so verschieden von dem Alterskleid des ausgefärbten Vogels auf unserem Bilde, dass ich manchmal schon von meinem ehrlichen Gesicht und einiger Ueberredungskunst habe Gebrauch machen müssen, um einen auf Urlaub kommenden „Schenker" zu überzeugen, dass der vor uns sitzende, oben ganz dunkle, unten schwarz und rostrot, vielleicht mit etwas Weiss gebänderte Vogel wirklich „sein Adler" sei: er hatte doch vor zwei Jahren einen oben braunen, unten schneeweissen Vogel geschickt! Der Kronadler ist ein prächtiger Vogel, nicht viel schwächer als unser Steinadler, aber mit mindestens ebenso mächtigen Ständern und Klauen. Auch wenn er ganz ruhig sitzt, zeigt er doch durch das Spiel der verlängerten, leicht beweglichen Hinterkopffedern, dass er seine Umgebung aufmerksam beobachtet. Diese „Haube" ist das verbindende Kennzeichen der ganzen Gattung der Haubenadler (Spizaëtus), zu der unser Kronadler gehört. Im Uebrigen könnten die Haubenadler als echte „Edeladler" erscheinen durch die befiederten Läufe; die maassgebenden Systematiker stellen sie aber wegen anderer Körperverhältnisse zu den Habichten im weitesten Sinne, denen sie sich auch durch ihre mehr versteckte, lauernde Jagdweise anschliessen sollen. Stolzes, freies Kreisen in hoher Luft ist nicht ihre Sache.



SÜDAFRIKANISCHER BUSCHBOCK (Tragelaphus silvaticus Sparrm). Hat etwa die Grösse des Damhirsches und ist unter den kleineren Antilopen gewiss eine der schönsten und gefälligsten Arten: ebenso graziös und zierlich, wie kräftig und mutig! Dabei auch sehr ansprechend gefärbt: In der Hauptsache schwärzlich mit weisser, aufstellbarer Rückenmähne, weisser Zeichnung an Hals und Beinen und einigen weissen Tüpfeln auf Weichen und Keulen.

Der Buschbock ist im Tierhandel recht selten, wenigstens viel seltener als die westafrikanische Schirrantilope, die deshalb auch schon mehr in die älteren Naturgeschichtsbücher eingedrungen ist. Sie unterscheidet sich durch geringere Grösse, hellere, bräunliche Färbung und eine weisse, geschirrartig aufliegende Längs- und Querstreifenzeichnung, von der sie ihren Namen hat, und in dieser Beziehung, d. h. mit verwaschener, undeutlicher Streifenzeichnung steht in der Mitte zwischen ihr und dem südafrikanischen Buschbock der ostafrikanische oder die ostafrikanische Schirrantilope, wie man ihn nennen will, der auch in Deutsch-Ostafrika vorkommt und bei uns in einer ganzen Familie von dorther vertreten ist. Die drei genannten Arten stehen wieder als kleinere, mehr glatt behaarte, auf kurzen, festen Hufen schreitende Waldböcke den grösseren, wirrhaarigen Sumpfantilopen mit ihren langen, spitzen, weich auseinanderklaffenden „Spreizschalen" gegenüber, die auffallend an das Leben im Sumpf und Wasser angepasst erscheinen und ebenfalls in einer Familie von drei Köpfen unser Antilopenhaus bevölkern helfen, — und alle zusammen bilden im System die Antilopengruppe der Drehhörner, so genannt von den kantigen, mehr oder weniger in sich selbst um die eigne Axe gedrehten Hörnern.

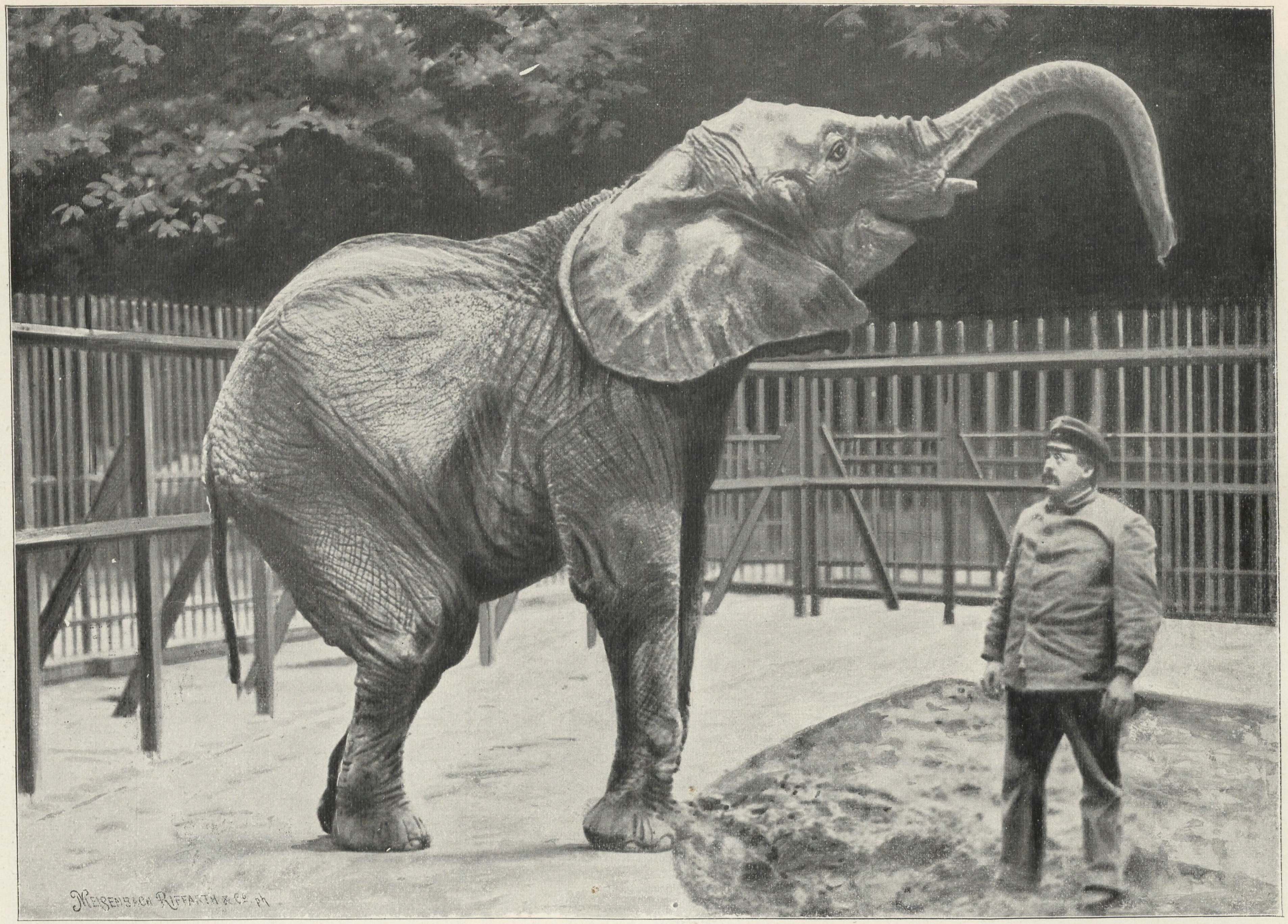


SCHOMBURGKS-HIRSCH. Wenig Geschenke habe ich mit solcher Spannung erwartet und mit solcher Freude begrüsst wie dieses! Der Schomburgkshirsch ist aber auch ein wissenschaftliches Wertstück ersten Ranges und hier noch niemals gewesen.

Als Geweihsammler und Zoologe zugleich war ich besonders begierig, wie denn nun das Tier aussehen würde, das zu dem mir längst bekannten Geweih gehörte. Dieses Geweih ist nämlich unter den altweltlichen Hirschen ganz einzig in seiner Art durch seine mehrfache Gabelung, die sonst nur bei den amerikanischen Mazamahirschen, den sogenannten „Virginiern" im weitesten Sinne vorkommt, namentlich beim Sumpfhirsch des südamerikanischen Ostens und dem Langohr- oder Maultierhirsch des nordamerikanischen Westens. Das Schomburgkshirschgeweih ist aber stets kenntlich an der unverzweigten Augensprosse, die ganz in der regelrechten Richtung über dem Auge nach vorne verläuft.

Der Schomburgkshirsch, der im nördlichen Siam lebt, scheint eine der wenigstbekannten Hirscharten zu sein. Aus eigener Anschauung kann ich von ihm sagen, dass er in der Grösse zwischen Dam- und Edelhirsch steht und schön kaffeebraun gefärbt ist mit schwärzlichem Anflug und helleren Beinen.

Der auffallend schlanke und schmale Kopf hat hinter der Muffel eine schwarze Querbinde; die Ohren sind heller, gelbbraun und an ihrem Wurzelteil ganz sonderbar weiss gezeichnet. Der kurze Wedel (Schwanz) erscheint durch reichliche, oben und an den Seiten gleichmässige Behaarung rundlich,



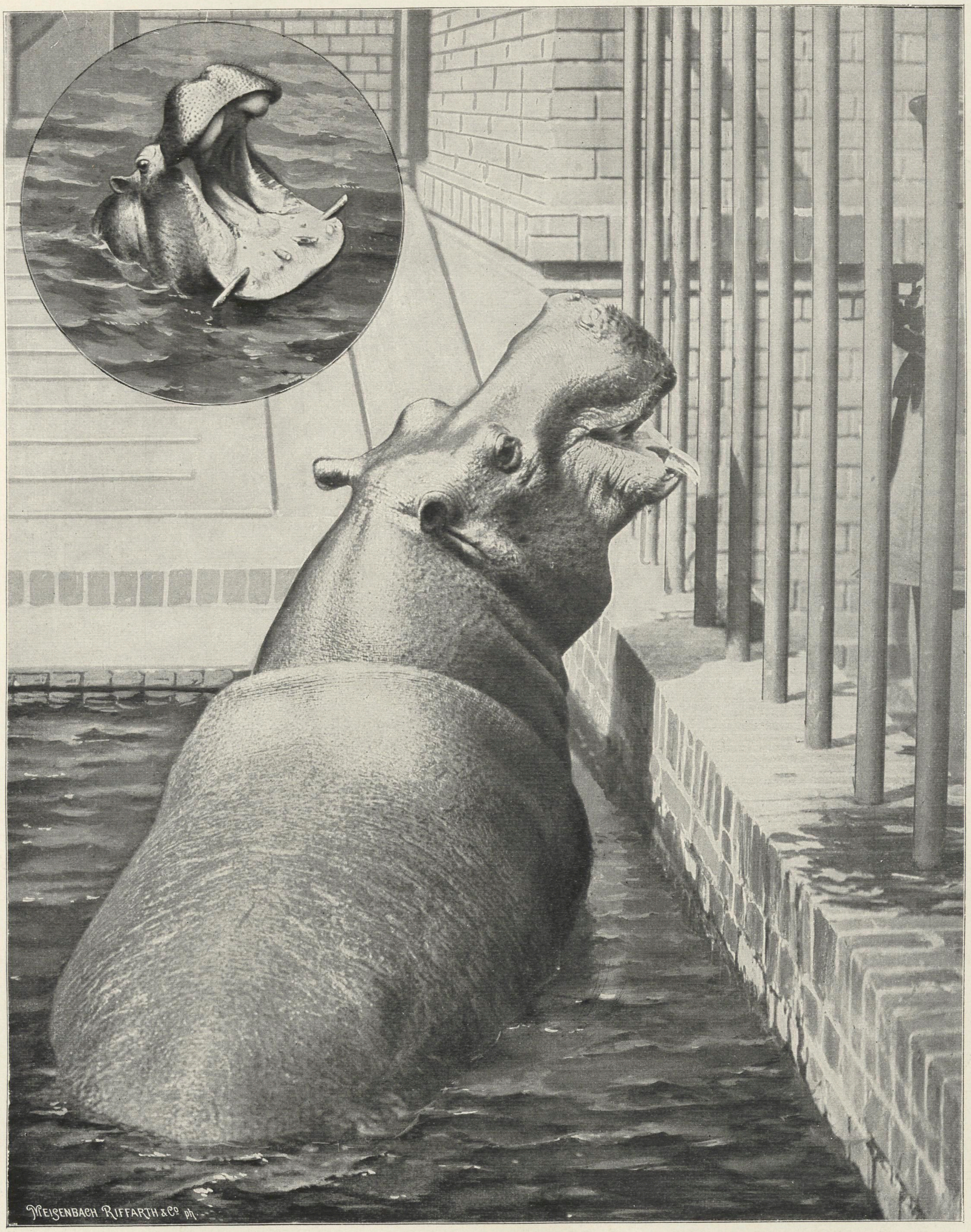
AFRIKANISCHER ELEFANT. Unsere „Mary“ ist wohl einer der letzten Sudanelefanten, die aus den Zeiten der prächtigen Hagenbeckschen Nubierkarawanen noch übrig sind. Seit der Sudan durch die Mahdikriege für den Tier- und anderen Handel verschlossen wurde, ist der afrikanische Elefant im zoologischen Garten ein seltenes Tier geworden. Ich war daher doppelt froh, von Hagenbeck Mary erstehen zu können, zumal diese junge Elefantendame aussergewöhnliche Bildung besass, hervorragender Kenntnisse und Fertigkeiten sich rühmen durfte. Sie spielt nicht nur „nach Noten“, die sie selber mit dem Rüssel aufschlägt, auf dem Leierkasten eine Polka und schlägt dazu mit dem Vorderfusse höchst zierlich Becken und grosse Trommel, sondern sie fährt auch Rad, allerdings ihrem erheblichen Gewichte entsprechend Dreirad. Oder vielmehr, wenn ich genau bei der Wahrheit bleiben will, muss ich leider sagen: sie fuhr. Denn gerade jetzt, wo dieser Damensport allgemein geworden ist, hat sie ihn aufgesteckt. Die Maschine musste ihr wohl mit zunehmender Grösse etwas unbequem geworden sein; thatsächlich war es ja auch nur ein Elefanten-Kinderrad. Ich liess es deshalb verlängern, und wir brachten sie dann auch noch einmal hinauf. Da kibbelte das Ding etwas: mit der geräuschlosen Fixigkeit, die mich gerade beim Elefanten so oft verblüfft, war Miss Mary wieder unten und weder im Guten noch im Bösen zu bewegen, die Sache noch einmal zu riskieren. So mussten wir uns zufrieden geben: dürfte es doch selbst für den erfahrensten, unerschrockensten und unverdrossensten Damen-Radfahrlehrer noch eine ungelöste Preisaufgabe sein, eine wirkliche Elefantendame zum „Treten“ zu bringen, wenn sie weder Lust noch Courage hat.

Wie sehr afrikanischer und indischer Elefant sich unterscheiden, zeigt gerade die Stellung des Tieres auf unserem Bilde recht deutlich. Der Afrikaner ist im allgemeinen viel hässlicher als der Indier, hat einen krummen „Karpfenrücken“ und „steht unter sich“ mit zusammengeschobenen Beinen. Im besonderen sind für ihn die mächtig grossen Ohren charakteristisch, die im Genick zusammenstossen und an den Rändern sich umkrempeln. Der Kopf ist platt, ohne Stirnwölbung, und ebenso der Rüssel von vorn nach hinten zusammengedrückt.

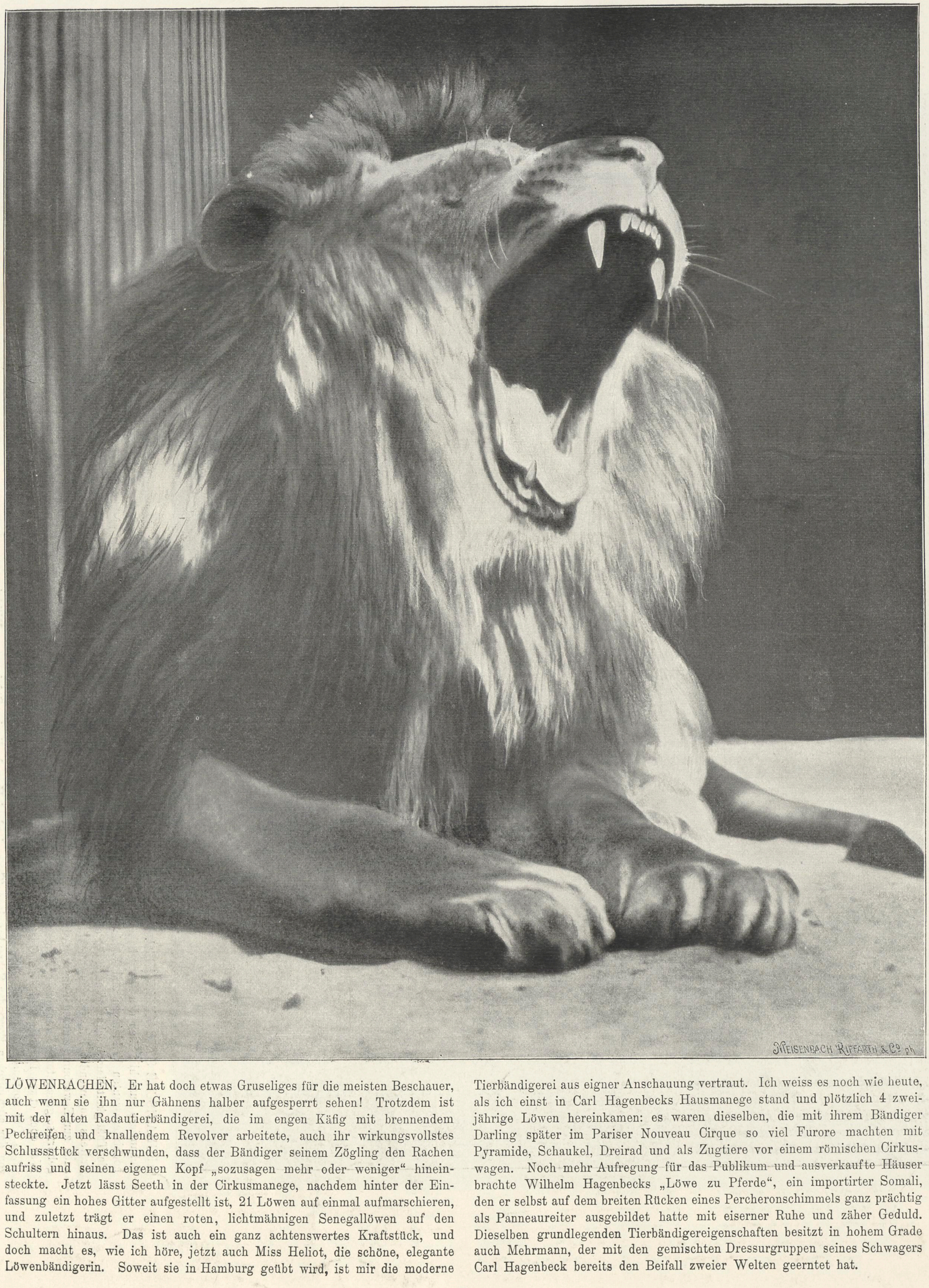


KÖNIGSTIGER. Woher dieser Ausdruck? Weil man unabweisbar das Bedürfnis gehabt hat, dem mächtigen, imponierenden Eindruck, den die grosse, schwere Tigerform vom vorderindischen Festlande unbedingt macht, auch im Namen einen Ausdruck zu geben. Daher der „bengalische Königstiger." Ich gehe aber noch weiter. Im „Tierreich" erkenne ich unbedenklich dem Tiger den ersten Schönheitspreis vor dem Löwen zu, weil mir dessen Mähnenschmuck nicht den Farbenreiz des Streifenfelles ersetzen kann. Solch wundervoll herkulischem Muskelbau, wie er an dem Vorderteile unseres riesigen, mindestens 1 m hohen und 6 bis 8 Centner schweren bengalischen Königstigers so weich und locker und doch so gewaltig und kraftstrotzend bei jedem Schritte spielt, hat kein Löwe, und hätte er ihn, so deckte ihn die Mähne zu! Dagegen finde ich nicht, dass die Querstreifung des Tigers die Körperformen sehr verwischt und verschleiert, wie das die Ringelfleckung des Leoparden ohne Zweifel thut; andererseits muss ich allerdings zugeben, dass ein plastisch dargestellter Tiger ohne seine Farbe mir immer ebenso fremd vorkommt wie ein modellierter Leopard. „Fremd" wird manchem Beschauer auch die hervortretende rechte Schulter des Tigers auf unserem Bilde vorkommen. Ich glaube, ein einigermaassen vorsichtiger Künstler würde Anstand nehmen, einen Tiger so zu malen in Rücksicht auf die officielle Kunstkritik, die allerdings oft nichts weniger als „tierverständig" ist. Der Augenblicksaufnahme wird mans glauben, dass unser Königstiger in dieser Lage so aussieht.

Nun noch ein Wort über „das blutdürstigste aller Raubtiere, das jedes Wild jagt und überwältigt, mit Vorliebe aber den Menschen!" Diese und ähnliche schallend im Brustton der Ueberzeugung vorgetragene Redensarten des Menagerieerklärers werden manchem Leser noch aus seiner Jugendzeit in den Ohren klingen! Mich erinnern sie an die Jahrmarkts-Messe meiner stillen Vaterstadt, wo Menageriegestank mir berauschender Wohlgeruch war. Heute sehe ich jeden Tiger als Person an: der eine hat diesen, der andere jenen Charakter, und das richtet sich ganz ohne Zweifel nach den persönlichen Lebensschicksalen, wie das ja auch natürlich ist bei einem so hochstehenden edlen Tiere.



UNSER NILPFERD MURZUK. Keine Tiergestalt macht so den Eindruck, als ob sie nicht mehr in die Jetztzeit hineingehörte, wie das Nilpferd; es ist so recht das, was der Volksmund ein „vorsündflutliches Ungetüm" nennt. Ein 4—5 m langer und 40 bis 50 Centner schwerer Körper ist auf solchen kurzen, schwachen Beinen nur bei einem Tiere möglich, das viel im Wasser lebt, und thatsächlich verlässt das Nilpferd sein eigentliches Lebenselement, das Wasser der afrikanischen Flüsse und Seen nur, um am Ufer zu schlafen oder einen nächtlichen Streifzug nach einer Pflanzung oder einem Negerfelde zu unternehmen. Dabei schieben die kleinen Pfahlbeine den schleifenden Hängebauch verhältnismässig leicht über den Schlamm weg, während längere Gliedmassen unter der ungeheuren Körperlast unfehlbar stecken bleiben würden. — Das „Tollste" an dem Tiere bleibt aber doch der riesige, viereckige, abgeplattete Kopf mit dem weit aufreissbaren, schief bis unter die Augen geschlitzten Rachen. Zarteren, besonders weiblichen Gemütern flösst er geradezu Entsetzen und Abscheu ein, und mit seinen grossen und kleinen, krummen und geraden, liegenden und stehenden Zähnen findet sich auch der Kundige erst nach einiger Ueberlegung zurecht. Murzuks Rachen sieht nun noch ganz besonders gefährlich aus, weil ihm die unteren Eckzähne, die sich gewöhnlich nach oben krümmen, abnormerweise seitlich aus dem Maule herauswachsen. In Wirklichkeit ist er aber bis jetzt ein harmloser Pflegmatiker, der nur eine Störung im Mittagsschlaf unangenehm empfindet.



Meisenbach Riffarth & Co. ph.

LÖWENRACHEN. Er hat doch etwas Gruseliges für die meisten Beschauer, auch wenn sie ihn nur Gähnens halber aufgesperrt sehen! Trotzdem ist mit der alten Radautierbändigerei, die im engen Käfig mit brennendem Pechreifen und knallendem Revolver arbeitete, auch ihr wirkungsvollstes Schlussstück verschwunden, dass der Bändiger seinem Zögling den Rachen aufriss und seinen eigenen Kopf „sozusagen mehr oder weniger“ hineinsteckte. Jetzt lässt Seeth in der Cirkusmanege, nachdem hinter der Einfassung ein hohes Gitter aufgestellt ist, 21 Löwen auf einmal aufmarschieren, und zuletzt trägt er einen roten, lichtmähnigen Senegallöwen auf den Schultern hinaus. Das ist auch ein ganz achtenswertes Kraftstück, und doch macht es, wie ich höre, jetzt auch Miss Heliot, die schöne, elegante Löwenbändigerin. Soweit sie in Hamburg geübt wird, ist mir die moderne Tierbändigerei aus eigner Anschauung vertraut. Ich weiss es noch wie heute, als ich einst in Carl Hagenbecks Hausmanege stand und plötzlich 4 zweijährige Löwen hereinkamen: es waren dieselben, die mit ihrem Bändiger Darling später im Pariser Nouveau Cirque so viel Furore machten mit Pyramide, Schaukel, Dreirad und als Zugtiere vor einem römischen Cirkuswagen. Noch mehr Aufregung für das Publikum und ausverkaufte Häuser brachte Wilhelm Hagenbecks „Löwe zu Pferde“, ein importirter Somali, den er selbst auf dem breiten Rücken eines Percheronschimmels ganz prächtig als Panneaureiter ausgebildet hatte mit eiserner Ruhe und zäher Geduld. Dieselben grundlegenden Tierbändigereigenschaften besitzt in hohem Grade auch Mehrmann, der mit den gemischten Dressurgruppen seines Schwagers Carl Hagenbeck bereits den Beifall zweier Welten geerntet hat.



AFGHANISCHE SCHRAUBENZIEGE. Solange Afrika mit dem Massenimport grosser Schautiere ausschliesslich den Markt beherrschte, hörte man kaum einmal etwas von den hochinteressanten Wildziegen und Wildschafen Asiens. Seit aber in den letzten Jahren die Thätigkeit Hagenbecks und auch der englischen Händler sich mehr dem Inneren dieses Erdteils zugewendet hat, ist das glücklicherweise anders geworden, und so wurde mir auch zur Erwerbung einer der merkwürdigsten Wildziegen, der nach ihrem Schraubengehörn so genannten Schraubenziege Gelegenheit geboten, die ich natürlich begierig ergriff. War doch etwas Derartiges hier im Garten noch niemals zu sehen gewesen!

Der kostbare Ankömmling erwies sich als ein prächtiger, ausgewachsener Bock von der afghanischen Form der Schraubenziege (Capra jerdoni Hume), die im Suleimangebirge nach der indischen Grenze hin ihren Wohnsitz hat und von den östlicheren Arten oder Abarten, insbesondere dem eigentlichen Markhor (C. falconeri Hügel) aus Kaschmir, sich sehr wesentlich unterscheidet. Die Hörner sind, im ganzen betrachtet, nicht krumm, sondern haben eine gerade Achse und sind nur kurz und scharfkantig dreimal in und um sich selbst gedreht, wie ein Korkzieher.

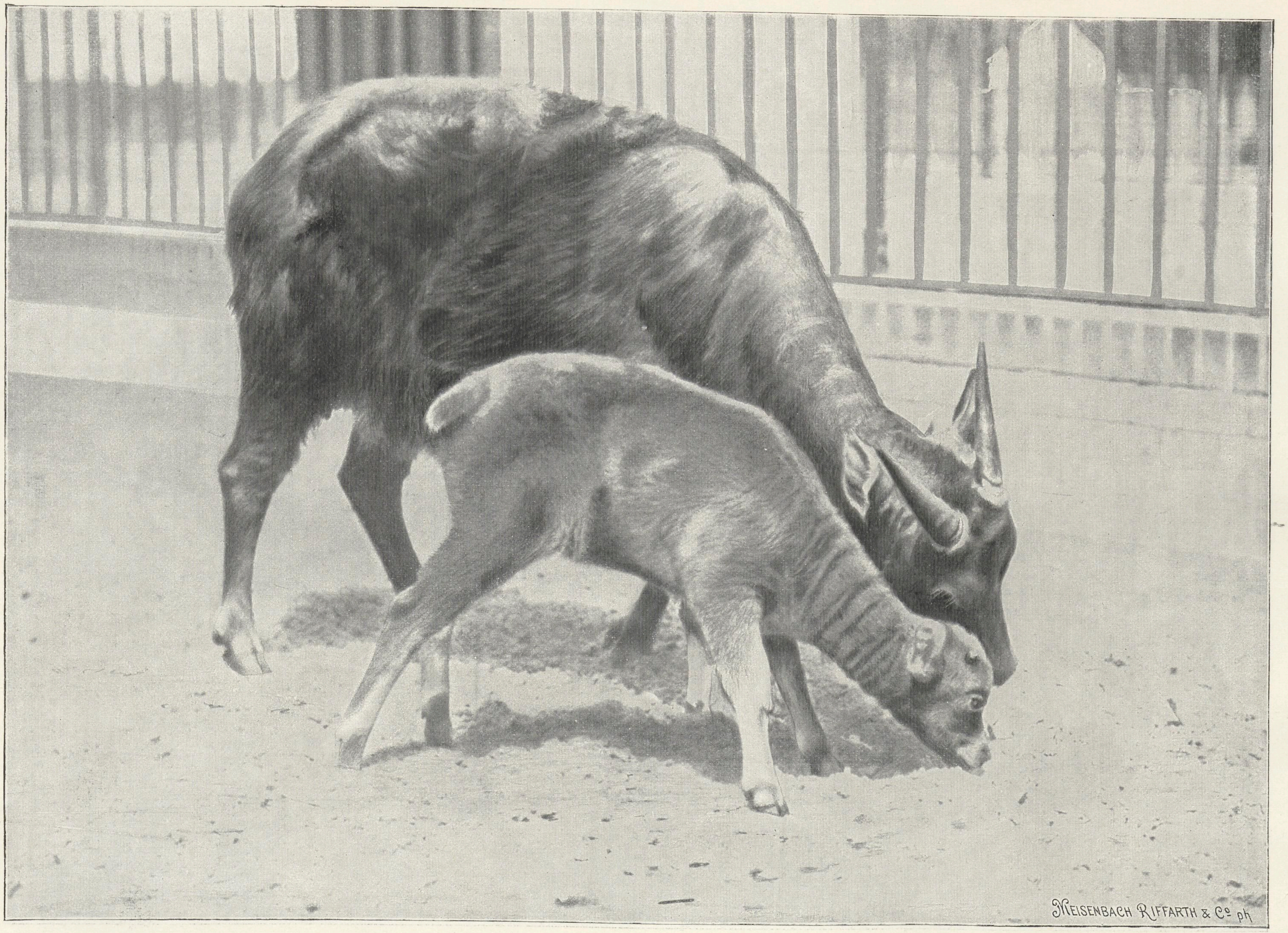
Meine Schraubenziege unterscheidet sich aber nicht nur durch die Hornform von den Abbildungen der C. falconeri, die ich kenne. Obwohl ohne Zweifel ein gesundes, gut entwickeltes Tier, hat sie doch bis jetzt gar nichts von der mächtigen, an den Bart sich anschliessenden Halsmähne; einige längere Haare auf der Brust liessen mich zum Winter vergebens die Entwicklung derselben erwarten. Unser Bild zeigt das Tier gerade im Uebergang von dem längeren, mehr grauen Winterkleid zu dem kurzen, glatten, rotgelben Sommerkleid. Die schwarze Beinzeichnung hat auch unser Schraubenbock, wie alle Wildziegen.

Mit einer wildfarbenen portugiesischen Ziege hat er einen Mischling erzeugt, auf dessen Hornbildung ich um so begieriger bin, als man die drehhörnigen Hausziegenrassen, wie z. B. die Angoraziege, mit dem Markhor in Verbindung bringen möchte.



MUFLON-FAMILIE. Angesichts dieses Bildes könnte man sich in das öde Gebirge Korsikas oder Sardiniens versetzt glauben, wo allein das eigentliche Muflonschaf (Ovis musimon. L.) heute noch als eingeborenes Wild vorkommt: in Wirklichkeit befinden wir uns selbstverständlich in einem unserer Gehege für Wildziegen und Wildschafe. Dort ist auch der Muflon stets vertreten; denn er ist neben dem nordafrikanischen Mähnenschaf immer noch im Tierhandel der häufigste Gebirgswiederkäuer, der zwar kaum oder nur selten von seinen eigentlichen Heimatsinseln, wohl aber aus italienischen, österreichischen und ungarischen Jagdrevieren, wo er mit Glück ausgesetzt ist, in den Handel gebracht wird. Ausserdem züchtet er leicht, wie ja auch unser Bild zeigt, und wandert so von einem zoologischen Garten in den anderen. — Der Muflon ist das kleinste Wildschaf, kaum halb so gross, als die mächtigen, innerasiatischen Argalis, die man im zoologischen Garten nur ganz ausnahmsweise einmal zu sehen bekommt, und auch noch erheblich kleiner, wenigstens niedriger auf den Beinen als der transkaspische Arkal, der von Hagenbeck neuerdings öfter in den Handel gebracht und jetzt hier ebenfalls vertreten ist. Die Farbe ist im Sommer rotbraun mit hellen Beinen, auf dem Rücken schwärzlich überlaufen; im Winter dunkel, bei älteren Böcken mit Halsmähne und einer weiss gesprenkelten Sattelzeichnung. Die Hornbildung zeigt am ausgeprägtesten von allen Wildschafen die Schneckenwindung nach innen, so dass mitunter die Hornspitzen in den Nacken sich einzubohren drohen und, wie auch bei unserem Muflonwidder, abgesägt werden müssen.

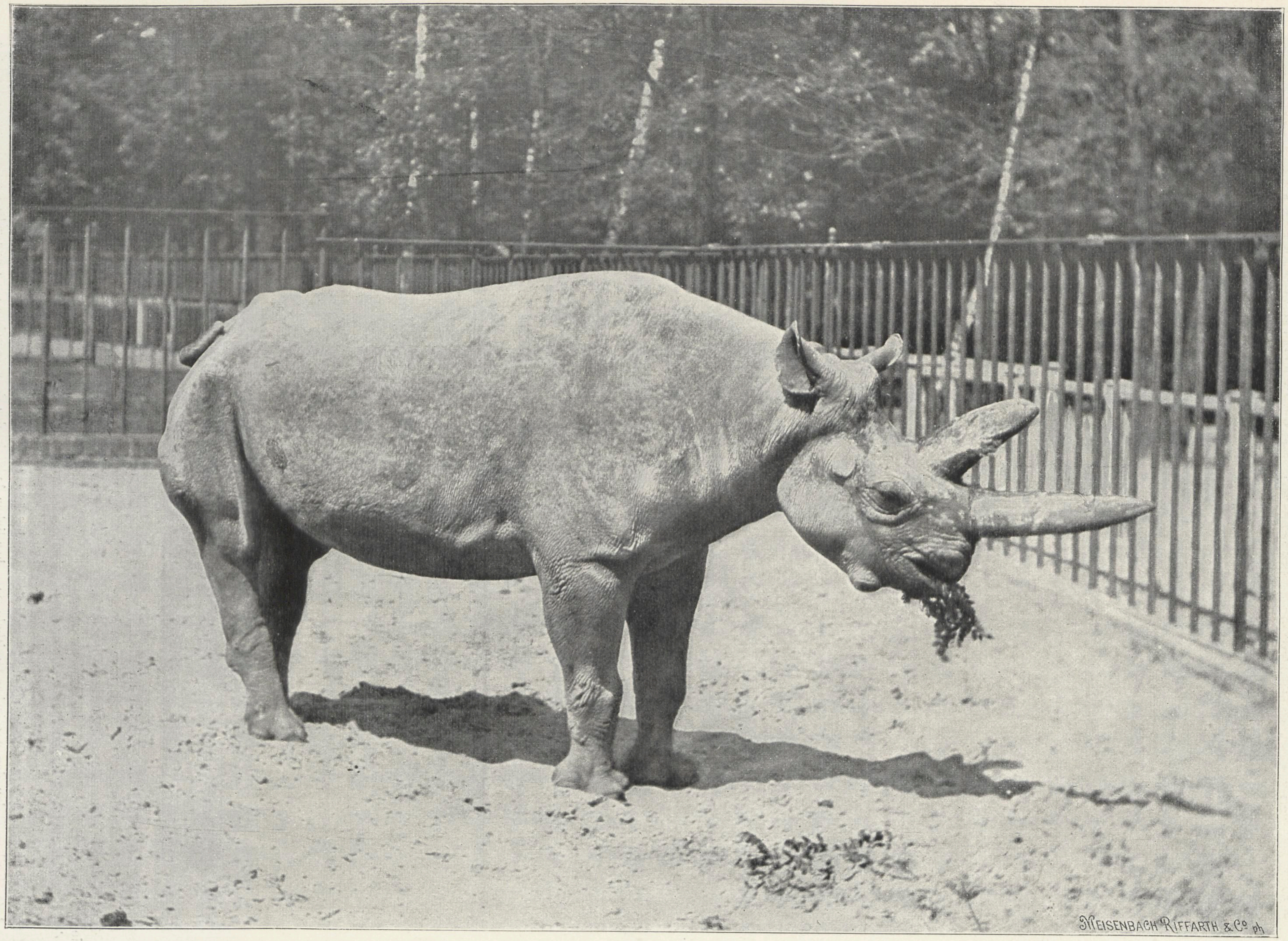
Der Muflon teilt sich nach den Untersuchungen unseres trefflichen Haustierforschers Nehring u. A. mit dem Arkal in die Ehre, die Hauptstammform des Hausschafes zu sein; insbesondere erscheint ein nahes Abstammungsverhältnis zu der ursprünglichsten Naturrasse des deutschen Landschafs, der kurzschwänzigen, dunkelhörnigen Heideschnucke, unverkennbar, die sich ja auch leicht mit dem Muflon kreuzt und, wie die Mischlingszucht im Düsseldorfer Garten beweist, von diesem schon in der zweiten Einkreuzung kaum mehr zu unterscheiden ist.



ANOA-KUH MIT KALB. „Gemsbüffel“ nannte Brehm dieses merkwürdige Tier. Damit ist der älteren Meinung Ausdruck gegeben, dass es eine Art Mittelding zwischen Antilopen und Rindern sei. In Wirklichkeit ist es aber ein echtes Rind, und zwar ein zwerghafter Wildbüffel, der auf der Insel Celebes lebt. Das beweist am besten — mit Respekt zu vermelden — der Mist, der ein richtiger Kuhfladen ist. Die Hörner haben allerdings durch rundliche Form und geraden Verlauf etwas Antilopenartiges; aber in dieser Beziehung vermittelt sehr schön ein kleiner Wildbüffel von der Philippineninsel Mindoro den Uebergang zu den gewöhnlichen, platten und krummen Büffelhörnern, und ausserdem wird die Anoa noch durch ausgestorbene Zwischenformen mit den grossen asiatischen Büffeln verbunden. So gilt sie heute vielmehr als eine kleine, ursprüngliche Anfangsform des Büffelgeschlechtes, die sich in ihrer abgeschlossenen Inselheimat erhalten hat, und heisst daher auch Urbüffel.

Früher eine grosse Seltenheit, ist die Anoa in den letzten 10 Jahren häufig eingeführt und mehrfach gezüchtet worden. Unser Paar, das wir dem thätigen Interesse eines deutschen Landsmannes in Gorontalo auf der Nordhalbinsel von Celebes verdanken, bringt uns jedes Jahr ein Kalb, ein kleines, munteres Ding mit kurzem Kopf, auffallend hoch gewölbter Stirn und dichtem, schön goldbraunem Pelz. Dieser wird später allmählich dunkler; es dauert aber lange, bis die Behaarung so echt büffelartig dünn und schwarz wird, wie bei den Alten. Auffallend ist beim Kalbe noch der kurze, eigentümlich breite Schwanz, der aber meiner Ansicht nach auch auf den bekannten Abbildungen alter Exemplare zu lang dargestellt ist. Trotz ihrer Kleinheit — sie ist nur so gross, wie ein Kalb, natürlich aber viel breiter und stämmiger — ist die Anoa, malayisch Sapi-utang, ein sehr streitbares, in der Gefangenschaft geradezu gefährliches Tier, und zu einem alten Stier „hereinzugehen“, wird schwerlich ein Tierwärter wagen.

Ratsbibliothek
Groß-Berlin



AFRIKANISCHES NASHORN (Rhinoceros bicornis L.). Wieder ein Bild aus der Vergangenheit unseres Gartens! Wer kann sich heute, nachdem die Tiereinfuhr aus dem Sudan so lange geruht hat, noch rühmen, ein afrikanisches Nashorn zu besitzen? Aus Deutsch-Ostafrika ist noch kein einziges herüber gekommen, so viel mir unsere Freunde von dort auch über junge Nashörner berichtet haben. Daher freue ich mich um so mehr, das Tier in einer guten älteren Aufnahme vorführen zu können.

Ein indisches Nashorn (s. S. 11) ist ja gewiss auch kein Ausbund von Schönheit; aber wie der hochgewölbte Tonnenleib mit regelmässig eingeteilten Platten gepanzert ist, wie der gefaltete Hautkragen den kurzen Hals umgiebt, wie das unpaare Horn, gleichmässig verjüngt und etwas nach hinten gekrümmt, auf der Nase sitzt, das passt alles zu einander und zu dem Begriff des schweren, mächtigen Riesentieres. Dagegen wirkt das afrikanische, das eine völlig ungeteilte und ungefaltete Haut besitzt, mit seinem platten Hängebauch, den vorstehenden Hüften, die durch keinen Panzer verdeckt werden, und den dünnen, eckigen Beinen in der Gesamterscheinung viel leichter und dadurch weniger harmonisch: es ist einfach ein hässliches Scheusal.

Und dazu nun noch die „Zierde“ der beiden Hörner, die so dicht hinter einander sitzen, als ob sie auf der Nase kaum Platz hätten! Bei unserem afrikanischen Nashorn waren sie gerade geformt, schief nach vorne gerichtet, das vordere, wie gewöhnlich, länger als das hintere, und sahen, immer etwas abgerieben und gesplittert, viel eher aus wie zwei ganz grob vom Zimmermann behauene Spitzpfähle, als wie organische Gebilde. Bei den deutsch-ostafrikanischen Nashörnern scheint das anders zu sein. Man sieht diese Nasenhörner gewöhnlich der äusseren, abblätternden Schichten schon entledigt und poliert; so verjüngen sie sich meist von der Wurzel aus rasch und verlaufen dann, abgeplattet, schwertförmig, in ziemlich gleicher Stärke bis zur Spitze. Sie können gerade oder nach hinten gekrümmt sein; es kommen auch im Querschnitt drehrunde vor. Zufällige Abänderungen oder geographische Abarten? Wer will das heute sagen!



RIESEN-SEEADLER (Haliaëtus pelagicus Pall.). Als ich im Hamburger Garten die ersten Riesenseeadler gesehen hatte, setzte ich unseren langjährigen, hochverdienten Gönnern, den bekannten Japanimporteuren Rex & Co. hier, so lange zu, bis sie mir auch welche schafften. In Hamburg sassen die Vögel schon lange, der Branickische sogar schon länger, als er überhaupt in die Wissenschaft offiziell eingeführt ist; er galt ganz erklärlicherweise für einen unausgefärbten der anderen Art, der ja auch thatsächlich so aussieht. Aber gerade hatte Kollege Bolau den englischen Ornithologen Sharpe und Sclater seine Bedenken ausgesprochen, da erhielt der polnische Sammler Graf Branicki einen Balg, und sein Konservator Taczanowski beschrieb und benannte ihn seinem Herrn zu Ehren.

Der Riesenseeadler unterscheidet sich vom Branickischen leicht durch weitere weisse Abzeichen: ausser Schwanz noch Schulter, Hosen und Stirnfleck. Er ist auch noch etwas grösser, und sein Schwarz spielt mehr ins Bräunliche.

Seine Verbreitung erstreckt sich von Japan über Nordchina bis nach Kamtschatka, wo er schon von dem altberühmten Naturforscher Steller beobachtet wurde. v. Middendorff beobachtete ihn am Ochotzkischen Meere beim Horst, den der königliche Vogel sich mit Vorliebe auf der Spitze vereinzelter, turmartig aus dem Meere hervorragender Klippen errichtet: ein herrlicher Anblick, der dem Forscher aber nur selten zuteil wurde, weil die scheuen, vorsichtigen Vögel anscheinend den grössten Teil des Tages draussen auf dem hohen Meere dem Fischfang oblagen. Sehr leicht wurde ihnen dieser Ende September am Stanowoigebirge gemacht, wo sie die fetten Lachse nur aus den versiegenden Bergwässern herauszuholen brauchten.



JAGDFALK (Falco candicans Gm.). Bis jetzt unser bestes Bild! Und doch unter so schwierigen Umständen, in einem verhältnismässig engen und dunklen Käfig gewonnen, dass es mir eigentlich rätselhaft ist, wie gerade diese Aufnahme so scharf werden konnte! Die weisse Grundfarbe des Tieres und seine ruhige Haltung halfen gewiss dazu.

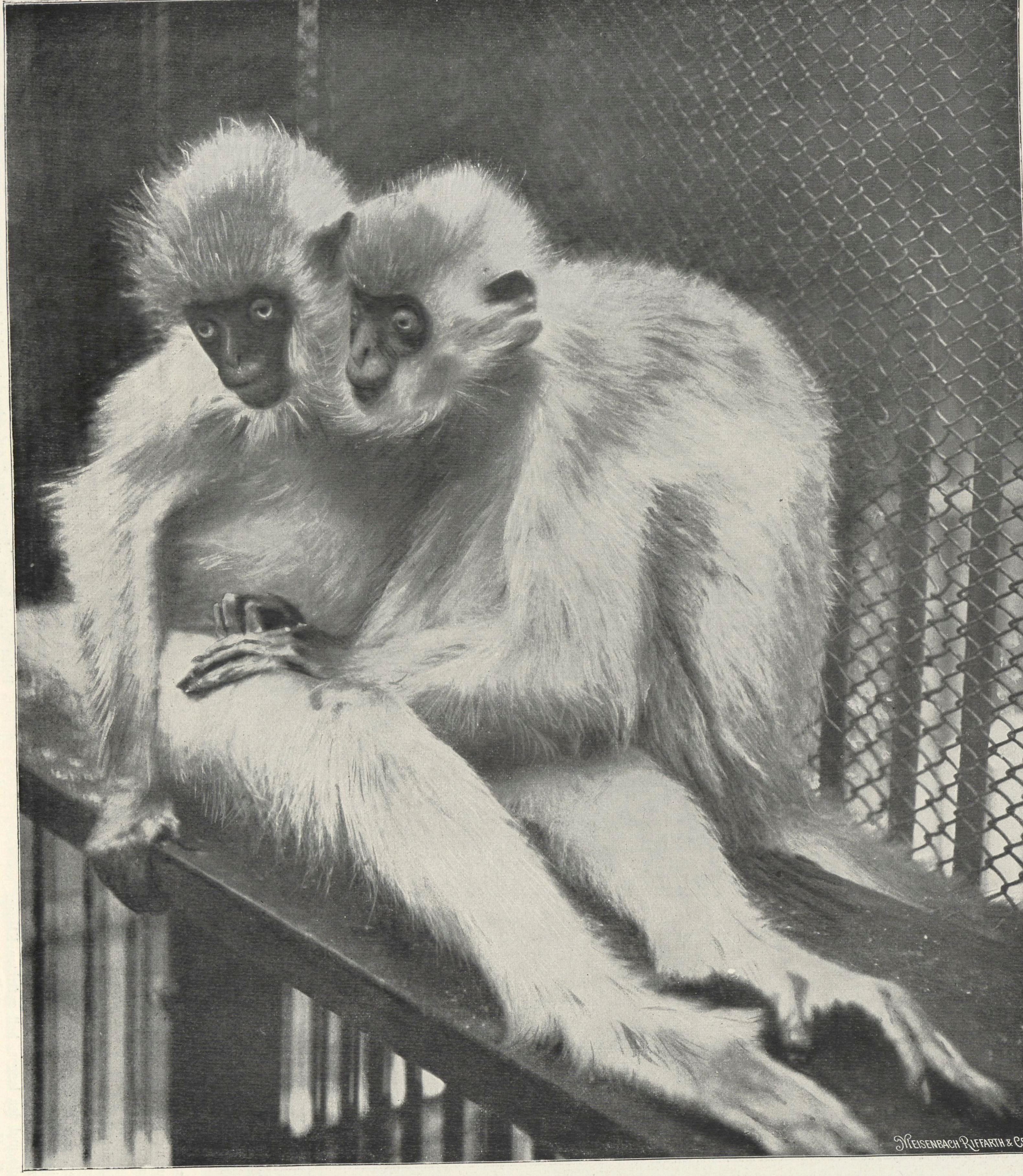
Doch sei dem, wie ihm wolle: wir freuen uns des herrlichen Vogels! Er heisst nicht umsonst auch Edelfalk: wie der Adler Kraft und Mut, so verkörpert er Eleganz, Schnelligkeit und Gewandtheit, und aus dem grossen Auge leuchtet Feuer und Kühnheit. Was Wunder, dass die Fürsten und Edlen des Mittelalters ihn zu ihrem liebsten Jagdgenoss erkoren, von dem sich mancher sozusagen Tag und Nacht nicht mehr trennen mochte! Solche Reiherbeize muss aber auch ein prächtiges Schauspiel gewesen sein: wenn der geängstigte Reiher, seinen schlimmsten Peiniger erkennend, immer höher und höher in die Lüfte stieg, der der augenverdeckenden „Haube“ entledigte und von der Faust „geworfene“ Falk noch schneller hinterher, bis er sein Opfer überholte und, von oben nach echter Falkenart herabstossend, es zur Erde niederbrachte, wo inzwischen die edlen Herren und Damen, den Kampf in der Luft verfolgend, einen freien, fröhlichen Ritt über die Felder gemacht hatten, deren Bebauer die Wohlthat des modernen „Flurschadens“ noch nicht kannten. Dass der Hohenstaufenkaiser Friedrich II. ein Buch über die Falknerei geschrieben hat, beweist, wie sehr dieser Sport gegen Ende des Mittelalters die hohen und höchsten Kreise beherrschte. Das zünftige Einarbeiten der ungestümen und unverständigen Wildlinge muss heillos schwierig gewesen sein, und die zähe, geduldige Kunst der gewerbsmässigen Falkner ist zu bewundern. Die Falkenjagd ist übrigens uralt, wird im Orient seit undenklichen Zeiten geübt.



MALBRUK-MEERKATZE (Cercopithecus cynosurus Scop.). Ohne auf die schwierige Artunterscheidung der sogenannten grünen Meerkatzen näher einzugehen, möchte ich nur im allgemeinen sagen, dass sich eine ganze Reihe sehr ähnlicher, in der Hauptsache grau-bräunlich-grünlich gefärbter Meerkatzenaffen über den grössten Teil Afrikas verbreitet, und unser Malbruk den südwestafrikanischen Vertreter der Gruppe darstellt. Er hat ein mehr breites, rundes Gesicht ohne auffallend nach hinten weggekämmten Backenbart, wie ihn Verwandte haben, aber mit weisslichem Stirnstreif; ferner die höchst sonderbare, für uns nach Grund und Zweck ganz unbegreifliche Auszeichnung des blauen Hodensackes.

Die Meerkatzen sind diejenigen altweltlichen Affen, die sich uns in ihrer ganzen Erscheinung am wenigsten unangenehm als Zerrbilder unseres eigenen Selbst aufdrängen, und damit mag es ja auch zusammenhängen, dass ihr Name seinerzeit von unserer Hauskatze entlehnt wurde, mit der die übers Meer gebrachten Fremdlinge in den allgemeinen Körperumrissen und dem langen, hochgekrümmten Schweife einige Aehnlichkeit hatten. Die Natur hat sie zum Teil mit den buntesten Farben und Abzeichen aufgeputzt, was eine weitere Abschwächung des menschenähnlichen Eindruckes mit sich bringt.

Eine ganze Anzahl dieser Arten kommt häufig in den Tierhandel, während andere wieder grosse Seltenheiten sind. Die meisten halten nicht sehr lange in der Gefangenschaft aus, entsprechend ihrer zarteren Körperbeschaffenheit, und Meerkatzen sind daher in den Affenhäusern unserer zoologischen Gärten gemeinhin viel schwächer vertreten als das gewöhnliche Affenvolk der härteren Makaken und Paviane, das ja auch dem grossen Publikum viel mehr Spass macht.



HIMALAYA-SCHLANKAFFE (Semnopithecus schistaceus Hodgs.). Ihn habe ich, wie so manchen seltenen Neuangekommenen hier im Garten, erst deutsch taufen müssen! Vulgärnamen sind selbstverständlich nur vorhanden für landläufige Tiere, die in der gemeinverständlichen Naturgeschichte eingebürgert sind. Ich habe den Namen gewählt anknüpfend daran, dass S. schistaceus seinen nächsten Verwandten, den bekannten Hulman, in den Himalayaländern vertritt. Himalaya-Hulman mochte ich ihn nicht geradezu nennen; dazu unterscheidet er sich in meinen Augen doch zu sehr vom eigentlichen Hulman. Nicht nur, dass die helle Grundfarbe besonders auf Kopf und Rücken in ein rötliches Purpurgrau übergeht, einen ganz eigentümlich feinen Farbenton: auch Kopf- und Gesichtsform ist anders als beim Hulman, nicht rundlich, sondern länglich, birnenförmig; der „Bartschnitt" schliesst sich dieser Kopfform an, und das glänzende Schwarz des kleinen, nackten Gesichtchens gibt dem ganzen Tiere einen eigenartigen Ausdruck.

Es ist etwas Eigentümliches um die Schlankaffen: sie sind so ganz anders, als jenes Menschenvieh, zugleich anziehendster und abstossendster Art, das man gemeinhin „Affe" nennt. Der ganze Körperbau zeichnet sich durch Leichtigkeit und Feinheit aus, und daher haben sie ja auch ihren deutschen Namen; das Merkwürdigste aber ist, dass die Hintergliedmassen länger sind als die vorderen, ein bei Klettertieren ganz auffallendes Verhältnis. Alles das bedingt natürlich eine ganz abweichende, eigenartige Gesamterscheinung und verrät dem Kenner sofort, ob die Abbildung eines Schlankaffen wirklich nach dem Leben gefertigt ist, oder nur einer landläufigen Affengestalt die Farbenkennzeichen der darzustellenden Schlankaffenart aufgesetzt sind.



JESSO-BÄR (Ursus behringianus Midd.). Man könnte ihn für einen gewöhnlichen Braunbären halten, wenn nicht die riesige Grösse und der breite Schädel bedenklich machten. In der That stammt er aus Japan, und zwar von der Nordinsel Jesso, nach der ich ihn dementsprechend deutsch beschildert habe. Gewöhnlich kommen von Japan kleine, schwarze Bären, die sich einerseits an den sogenannten Kragenbären des indisch-chinesischen Festlandes, andererseits den nordamerikanischen Baribal anschliessen. Daneben zieht sich aber, wie wir sehen, eine Reihe grosser, brauner Bären von unserem europäischen Petz durch Nordasien bis zum nordamerikanischen Grizzly oder Grieselbären, und ein Glied in dieser Kette ist unser riesenhafter, dickköpfiger Jessobär mit seiner lichteren Ober- und dunkleren Unterseite und den langen, hell gefärbten Klauen.

So bildet die Hauptmasse der eigentlichen oder Grossbären, von dem rein nordpolaren Eisbären abgesehen, eine Doppelreihe von kleineren, schwarzen, mehr kurz behaarten und grösseren, braunen, mehr lang behaarten Formen, deren Systematik wohl zu den härtesten Nüssen gehört, die die feinere Säugetierkunde noch zu knacken giebt. Aendert doch unser europäischer Braunbär selbst auf das Erstaunlichste ab in den Grössenverhältnissen des Schädels und der Zähne, und zwar nicht bloss auf weite Entfernungen hin, sondern in derselben Gegend, wie Schäff durch genaue Messungen an 35 Bärenschädeln aus dem russischen Gouvernement Minsk nachgewiesen hat!

Wir hatten früher hier im Garten lange Jahre noch eine weitere asiatische Braunbärenform, den Fischerbären (U. piscator Puch.) von Kamtschatka, der sich durch besonders haarige und dadurch stumpf umrissene Ohren auszeichnet, und kürzlich hat der Hamburger Garten aus dem Amurgebiet zwei Bären erhalten, die nach der Beschreibung des Kollegen Bolau durch lange „Dütenohren“ auf schmalem Schädel sehr auffallen. Das Alles mag dem Leser einmal einen kleinen Einblick geben, wie weit wir noch von wirklich genauer und befriedigender Kenntnis selbst so grosser und vielbeachteter Säugetiere, wie des Bären, entfernt sind.



LAUERNDER EISBÄR. Diese Aufnahme stammt von Dr. Neuhauss, einem der fixesten Momentphotographen, der den weissen Petz gerade in dem Augenblick fasste, als der heimtückische Geselle blitzschnell aus der Bauchlage emporsprang, um ihm eins zu versetzen. Wenn schon die Bären im allgemeinen ihrem geistigen Wesen nach unzuverlässige Kunden sind, so muss man sich mit dem Eisbären ganz besonders vorsehen. Trotzdem hat Wilhelm Hagenbeck in diesem Frühjahr ein ganzes Dutzend dressierter junger Eisbären herausgebracht, die alles machen, was man von der modernen Bühnen- und Manègedressur wilder Tiere zu sehen gewohnt ist, allerdings unter fortwährendem Gestöhne und Geplärre; zuletzt hantieren sie sogar höchst ulkig auf einem kleinen Dampfer als Bemannung.

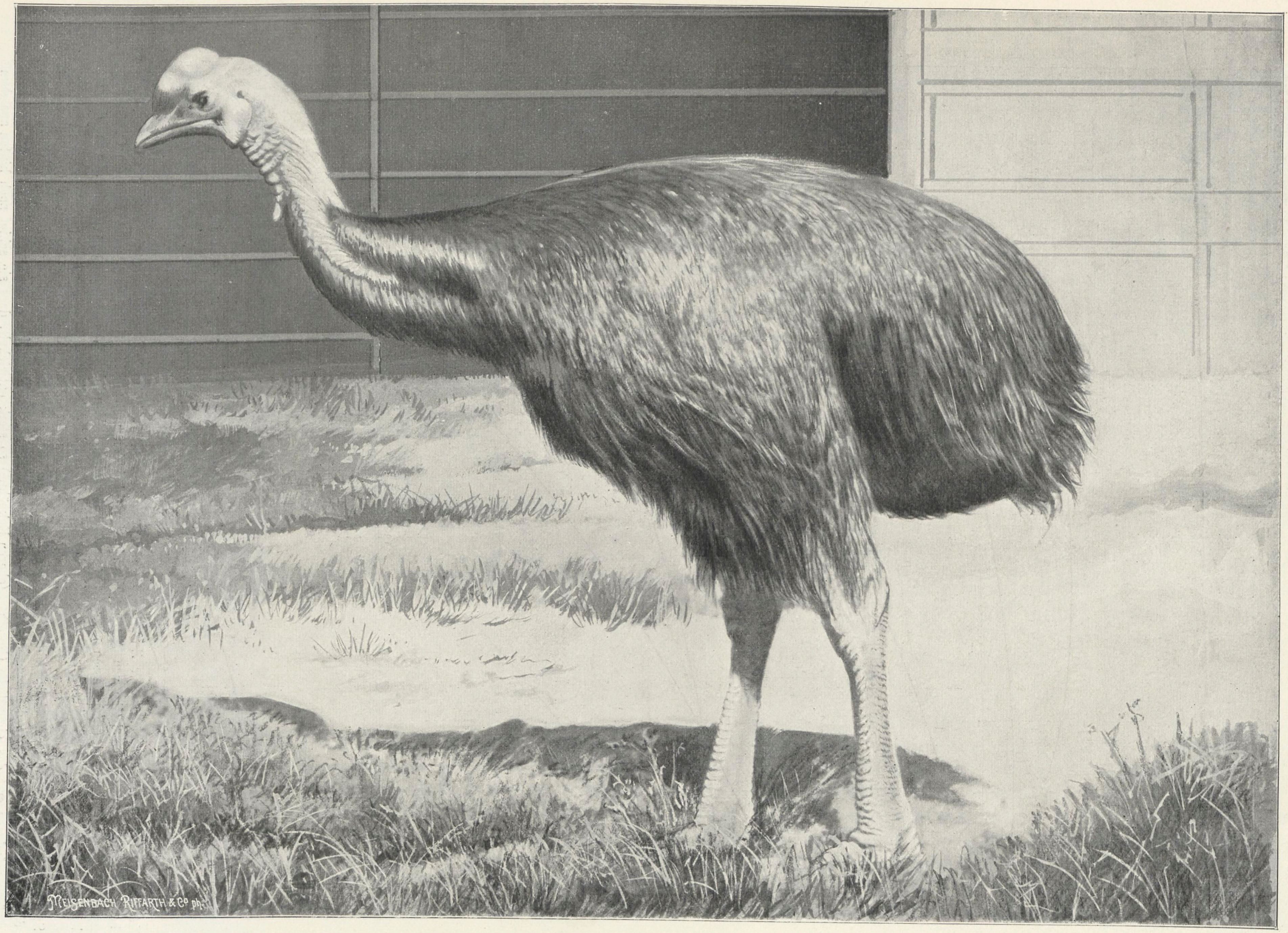
Eine ähnliche Stellung, wie auf unserem Bilde: vorn niedergeduckt mit gelüfteter Pranke, mag der Eisbär auch annehmen, wenn endlich der Seehund auftaucht, den er am Eisloch lange belauert hat, oder ein silberglänzender Lachs in erreichbarer Nähe zwischen den Eisschollen erscheint, oder aber auch, wenn der unbeschränkte Herrscher der Nordpolargefilde — zur Abwechslung einmal — mit dem eingedrungenen Menschen anbinden möchte. Dann ist er vermöge seines rasch fördernden Schaukelgalopps in wenigen Augenblicken bei dem Feinde angelangt, und ohne sich erst lange nach der Vorschrift der Jagdgeschichten auf die Hinterbeine aufzurichten, teilt er blitzschnelle Bisse und Prankenschläge aus, wenn ihn nicht vorher eine wohlgezielte Kugel auf den Schnee niederstreckt. Gewöhnlich weicht zwar der Eisbär dem Menschen aus, der ihm meist eine unbekannte und deshalb unbehagliche Erscheinung ist. Aber, wie gesagt, Bären sind unberechenbar, und wer gar am Eisbären Nimrodslorbern ernten will, ohne dabei mit aller Vorsicht, Ruhe und Kaltblütigkeit zu Werke zu gehen, dem kann das schlecht genug bekommen. Wenn schliesslich auch der schlecht bewaffnete Eingeborene, der Eskimo, oder wer es sonst sei, an den Eisbären sich heranwagt, so ist das gewiss ein Beweis, dass dessen Gefährlichkeit, wie die aller „wilden Tiere“, in der Naturgeschichte vielfach übertrieben worden ist; es bleibt aber doch immerhin eine mutige Mannesthat, die aller Achtung wert ist.



PAPUA-HUND AUS DEUTSCH-NEU-GUINEA. Unsere jüngste Reichskolonie hat uns im Verhältnis zu der spärlichen Grosstierwelt, die sie überhaupt nur besitzt, bis jetzt am meisten in den zoologischen Garten geliefert; so kürzlich wieder als lebende Ausbeute der Tappenbeckschen Dampferexpedition eine ganze Gruppe der eingeborenen Papuahunde, aus der wir eine Hündin abbilden.

Es ist ja, wenn man will, ein Fixköter; Stammbaum und Eintragungsurkunde kann sie nicht aufweisen, und mancher Ausstellungskynologe wird über sie die Nase rümpfen. Ich glaube aber, wer sie als Tierfreund und Tierkenner unbefangenen Auges ansieht, wird mir zugeben, dass es trotz alledem ein hübsches Tier ist. Sie hat mit ihrem schlanken, ebenmässigen Körper- und Kopfbau und mit ihrer gleichmässigen, schwarzen Mantel- und Kopfzeichnung für mich geradezu etwas Rassiges an sich, und wenn eben deshalb wohl meine Wahl auf sie gefallen ist, so beweist das doch jedenfalls soviel, dass aus diesen Tieren etwas zu machen wäre, wenn die Liebhaberzucht sich ihrer bemächtigte. Es ist ja nicht jeder so gut gebaut, wie diese Hündin, aber einen bestimmten Typus in der Gesamterscheinung haben sie doch alle, und zwar nicht nur alle Papuahunde, sondern überhaupt alle Eingeborenenhunde, die, ohne einem bestimmten Zwecke zu dienen, mit dem Wilden leben: so gross wie ein Pintscher oder Spitz; leicht gebaut, mit gestrecktem, foxterrierartigem Kopf und Steh- oder Kippohren; kurzhaarig, nur die Rute mitunter etwas länger befahnt; rot, schwarz mit rotem Brand oder weissscheckig. Aehnlich sehen auch die orientalischen Pariahunde aus, die, herrenlos und als „unrein“ von den Mohamedanern verabscheut, in den Strassen der Städte umherlungern. Alle diese Naturhunde werden aber jetzt immer mehr mit dem Blute unserer Kulturrassen durchkreuzt, so dass sie ganz gewiss keine Hinweise auf die Abstammung des Haushundes geben können, wenn auch ihre Schädel manchmal einige Aehnlichkeiten mit dem Hunde aus der Pfahlbautenzeit zeigen, der wahrscheinlich unter ebensolchen kümmerlichen Verhältnissen lebte.

In Neu-Guinea, das an wirklich eingeborenen Säugetieren nur einige Beutler und Nager besitzt, ist der Hund neben dem Schwein das einzige Haustier und wird ebenso, wie jenes, gegessen.



EINLAPP-KASUAR AUS DEUTSCH NEU-GUINEA. Um Weihnachten 1896 erfreuten uns die Führer der Kaiser-Wilhelmsland-Expedition und andere Landsleute in der fernen Südsee durch hochinteressante Schenkungen: Kasuare aus Deutsch Neu-Guinea und vom Bismarck-Archipel. Einer davon ist es, den wir abbilden. Er war noch ein ganz junger, kaum halbwüchsiger Bursche, als er ankam; aber der schwere Bau, insbesondere die mächtigen Beine liessen schon darauf schliessen, dass er zu der Art gehörte, die die Wissenschaft nach dem unpaaren Hautzapfen am Halse uniappendiculatus genannt hat. Für diese Beine habe ich nur den Ausdruck „klobig", und bei ihrem Anblick muss ich unwillkürlich stets an die ausgestorbenen Riesenvögel Neuseelands und Madagaskars denken. Als nun mit der weiteren Entwicklung des Tieres Kopf und Hals kahl wurden, ihre charakteristischen, bunten Farben (himmelblau, rot und gelb) erhielten, und auf dem Kopfe der grünliche, rundliche Hornhelm sich erhob, da wurde es immer deutlicher, dass wir doch nicht den eigentlichen Casuarius uniappendiculatus vor uns hatten, der allerdings auch aus dem deutschen Teil Neu-Guineas bis jetzt nicht gesammelt war. Sehr bald erfuhr davon Baron Walter Rothschild, der ebenso rührige als verdienstvolle Sammler und Ornithologe, der mit den Mitteln, die seinen Namen begleiten, auf seiner Besitzung in Tring bei London ein kostbares zoologisches Museum zusammengebracht hat. Er hielt unsere Kasuarsammlung für wichtig genug, Keulemans (neben Smit jetzt der erste wissenschaftliche Tierzeichner Englands) hierher zu schicken, und dessen Wasserfarbenbilder unserer Kasuare führten dazu, dass Rothschild im „Bulletin of the British Ornithologists Club" zwei neue Unterarten, geographische Varietäten von Kasuaren beschrieb. Die eine davon ist unser abgebildeter Casuarius uniappendiculatus aurantiacus, so genannt von der auffallend tiefen Orangefarbe gewisser Teile seines nackten Kopfes und Halses. — So konnte ich den Leser einmal einen Blick in die Werkstätte der schaffenden ornithologischen Wissenschaft thun lassen, soweit sie sich ihr Material aus dem Berliner zoologischen Garten holt, und ich bin stolz darauf, dass der vorliegende Fall nur einer von vielen ist.



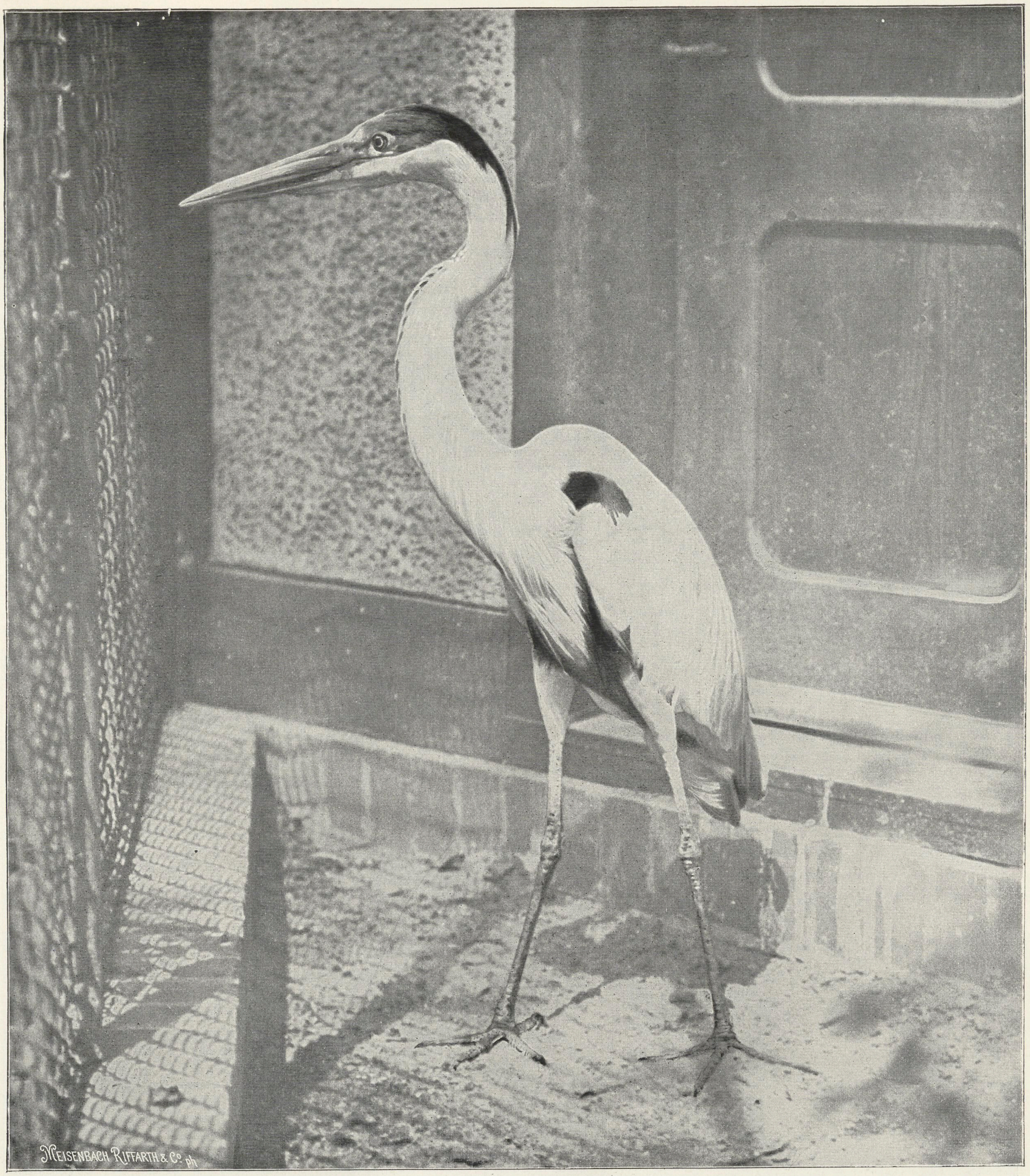
MUNTJAKHIRSCH AUS SIAM. Die rotbraunen Muntjaks oder Zwerghirsche (Gattung Cervulus) bewohnen in einer ganzen Reihe von Arten Indien, Südchina und die zugehörigen Inseln und sind die kleinsten aller altweltlichen Hirsche, viel kleiner, manche Arten nicht halb so gross wie unser Reh.

Die beiden stumpfen Spiesse zwischen den Ohren sind nicht die Geweihstangen, sondern nur die Untersätze des Geweihes, die sogenannten „Rosenstöcke“, die Knochenzapfen, auf denen erst das eigentliche Geweih sich zu erheben hat. Beim Muntjakhirsch dauert es anscheinend mehrere Jahre, bis dies geschieht; der unsrige wenigstens, den wir nebst zwei weiblichen Stücken einem sehr thätigen Gönner in Siam verdanken, ist bereits mehrfacher Familienvater und fängt jetzt erst an, aus den hohen, behaarten Rosenstöcken heraus die „Kolben“ eines eigentlichen Geweihes zu „schieben“, das aber, wie bei den meisten Muntjaks, wohl nicht über die Gablerstufe hinauskommen wird. Von den Rosenstöcken verlaufen, von dunkler Zeichnung des Felles begleitet, zwei mehr oder weniger erhabene Knochenleisten zwischen den Augen herunter gegen die Muffel (Schnauze) hin; diese erscheint auffällig breit, und das hat seinen Grund wieder in einer besonderen Eigentümlichkeit. Beim Muntjakhirsch sind nämlich die „Haken“ (oberen Eckzähne) so stark entwickelt, dass sie schief nach hinten aus dem Maule hervorstehen. Es ist das zwar lange nicht so auffallend, wie z. B. beim Moschustier, auf unserem Bilde garnicht einmal sichtbar; es ist aber doch wohl genügend, um die nach beiden Seiten etwas gesperrte Haltung der Oberlippe zu erklären.



KROPF-GAZELLE (Gazella subgutturosa Güld.). Wenn man sich unter der Gazelle den Inbegriff aller Zierlichkeit und Grazie vorstellt, wird man unser Tier etwas plump finden. Es ist in der That eine der stärksten Gazellenarten, die an Körperschwere und Leibesumfang unser Reh erheblich übertrifft. Auch in Farbe und Zeichnung ist sie nicht so ansprechend, wie viele ihrer Verwandten. Von dem verwaschenen Gelb der Oberseite hebt sich das unreine Weiss des Bauches nur wenig ab, zumal der dunkle Trennungsstrich zwischen beiden Farben kaum angedeutet ist, ebenso wie die dunkle Gesichtszeichnung, die schwarze Einfassung des „Spiegels" (der Schwanzgegend) und die schwarze Behaarung des Schwanzes selbst.

Dagegen hat die Kropfgazelle eine andere Auszeichnung, die schon in ihrem Namen ausgesprochen liegt, ihr aber keineswegs zur Verschönerung gereicht: einen Kropf, oder besser gesagt, einen hervortretenden Kehlkopf. Was dieser zu bedeuten hat, wissen wir nicht. Wir finden ihn vorübergehend, zur Brunftzeit, bei Hirschen: beim Rothirsch ist er durch die Halsmähne verdeckt, beim mähnenlosen Damhirsch aber deutlich sichtbar. Und wir finden ihn, was zu denken giebt, vorläufig aber auch zu keiner Erklärung führt, bei den beiden anderen Antilopenarten, die die Steppen und Salzwüsten des osteuropäisch-asiatischen Festlandes bewohnen: der eigentlichen Kropfantilope (Procapra gutturosa Pall.) Ostsibiriens, der chinesischen Mongolei und Westtibets und der westsibirisch-russischen Saiga (Saiga tatarica Pall.), die bis in die Steppengegenden am Kaspischen und Schwarzen Meere geht. Die Kropfgazelle bewohnt Persien und wird von den dortigen Grossen mit dem abgerichteten Jagdleoparden gejagt.



AMERIKANISCHER FISCHREIHER (Ardea plumbea Merr.). Wenn schon im allgemeinen die verschiedenen Tagreiherarten sehr gleichmässig geformt und gefärbt sind, so erscheint ganz und gar der hier dargestellte Cocoj Südamerikas auf dem Bilde unserem europäischen zum Verwechseln ähnlich. In Wirklichkeit freilich unterscheidet er sich vor allem dadurch, dass er ein gut Stück grösser ist. Er ist sozusagen eine vergrösserte Prachtausgabe unseres Fischreihers; auch in den Farben, deren Verteilung zwar dieselbe ist, deren Töne aber viel lebhafter und wirkungsvoller sind. So ist vor allem der Hals nicht nur heller grau, sondern rein weiss, und Bauch und Oberkopf im Gegensatz dazu wieder glänzend schwarz. Auch das Grau der Grundfarbe erscheint in einem helleren, zarteren Bleiton, woran ja auch der wissenschaftliche Artname anknüpft (plumbea = bleifarben) und dadurch wird, zusammen mit der Grösse, der Amerikaner zu einer schmucken, weithin wirkenden Vogelgestalt, während der Europäer im ganzen doch ein unscheinbarer Geselle bleibt.

Nun noch einige Worte im allgemeinen über den Reiher im Gegensatz zum Storch, mit dem der Unkundige die grösseren Arten oft zusammenwirft. Storch und Reiher ähneln sich in ihrer Lebensweise, indem sie sich räuberisch von Tieren nähren. In Erscheinung und Bewegung sind sie aber so verschieden, dass man sie nicht gut mehr verwechseln kann, wenn man sie sich einmal ordentlich angesehen hat. Der Storch ist viel robuster gebaut, sein Hals viel kürzer und weniger biegsam. Der Reiher dagegen hält sich und bewegt sich, als ob die einzelnen Teile seines Körpers nur ganz lose zusammenhingen; bald hochgereckt, bald zusammengeknickt, erscheint er stets als ein langer, schmaler, schlottriger Geselle, mit langzehigen Beinen und dünnem, gewöhnlich S-förmig gebogenem Hals.



RIESEN-REIHER (Ardea goliath Tem.) aus Deutsch-Ostafrika. Die Reiher im engsten Sinne, auch Tagreiher genannt (Gattung Ardea) zum Unterschied von den Nachtreihern (Gattung Nycticorax) und den ebenfalls mehr nächtlichen Rohrdommeln (Gattung Botaurus) und Zwergrohrdommeln (Gattung Ardetta), verbreiten sich in vielen Arten über die ganze Erde und sind im allgemeinen so übereinstimmend gestaltet, dass man kaum im Zweifel sein kann, ob man einen Reiher vor sich hat, wenn man unsern einheimischen Fischreiher nur einigermaassen kennt. Sogar Einzelheiten der Färbung und Zeichnung kehren öfter wieder, und so könnte auch auf unserem Bilde die schwarze Halsstrichelung und der graue Rücken bei flüchtigem Hinsehen verleiten, den Vogel für einen gewöhnlichen Fischreiher zu erklären. Dem steht aber die dunkle, rotbraune Unterseite entgegen; ferner die Gestalt der Kopffedern, die zwar ebenso beweglich und in der Aufregung aufstellbar sind, wie beim Fischreiher, auf dem Hinterkopfe aber sich nicht zu einem mehr oder weniger lang herabhängenden Schopfe verlängern.

Dafür hat der Riesenreiher aber einen anderen, ganz eigenartigen und nur ihm allein zukommenden Hochzeitsschmuck: vier lange, blassgelbe Dunenquasten, die ihm, je zwei und zwei, von der Unterbrust und dem Bauche, vor dem Ansatz der Beine herabhängen und zuerst von Lichterfeld im Jahre 1874 an einem Exemplar des hiesigen Gartens beobachtet wurden. Bei unserem derzeitigen Riesenreiher, den ich doch auch nun schon 6 Jahre pflege, habe ich bis jetzt vergeblich auf die Entwicklung der Schmuckquasten gewartet. Ob das weite Verbreitungsgebiet, das ganze tropische Afrika und Indien, am Ende mehrere Arten oder Abarten enthält?

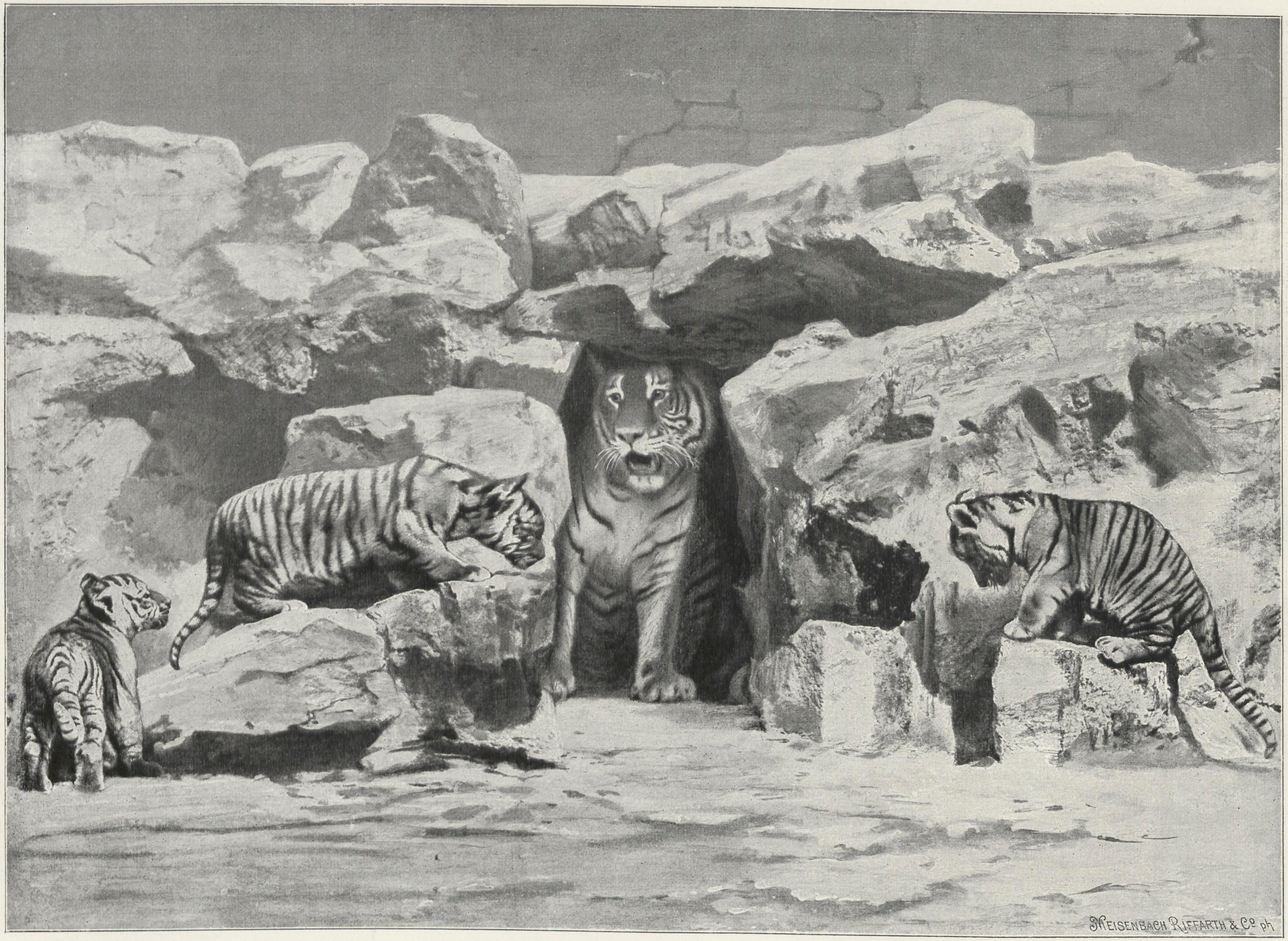


CHAPMANNS ZEBRA (Equus chapmanni Pocock). Wer die beiden auf dieser und der nächsten Seite einander gegenüberstehenden Zebragestalten einigermassen aufmerksam ansieht, wird nicht lange darüber im Zweifel sein, dass sie verschieden sind. Wer deshalb aber nun auch glaubte, dass über die verschiedenen Zebraarten „die Gelehrten einig" wären, der würde sich sehr irren. Im Gegenteil: nicht weniger als 15 Zebraspecies sind heute aufgestellt, und es geht einem wie ein Mühlrad im Kopfe herum, wenn man alle diese Beschreibungen durcharbeiten muss. Ich stimme im allgemeinen aus Ueberzeugung ganz meinem Freunde Matschie bei, dass die Artbildung Hand in Hand mit der natürlichen Geographie geht, dass die Verbreitungsgebiete der einzelnen Arten stets grössere Flussgebiete, und ihre Verbreitungsgrenzen stets grössere Wasserscheiden sind. Matschie fand nun unter den nachgelassenen Aquarellen Böhms, jenes gottbegnadeten Beobachters und Sammlers, der Deutsch-Ostafrika schon bereiste und erforschte, lange ehe es deutsch war, die prächtige, schwarzweisse Figur des Wache stehenden Leithengstes einer Zebraherde. Felle aus Deutsch-Ostafrika, besonders eine Haut, die Kuhnert von seiner Künstlerfahrt nach dem Kilimandjaro mitbrachte, zeigten ganz übereinstimmende Färbung und Zeichnung, namentlich auch dieselbe weisse Grundfarbe, und ein junger Hengst, den ich von Reiche gekauft hatte, sah auch nicht anders aus. Alles das drängte förmlich dazu, eine neue Zebraart zu machen; sie wurde denn auch gemacht und unserem Böhm zu Ehren Equus böhmi Mtsch. benannt. Heute hält diese Art vor der geographischen Logik ihres eignen Urhebers nicht mehr Stand, oder sie darf wenigstens nicht auf das Urbild unserer Abbildung bezogen werden. Denn dieses stammt eben nicht aus Deutsch-Ostafrika, sondern weit südlicher her: es ist eines von den vielen Zebras, mit denen Reiche seit Jahren die zoologischen Gärten und Menagerien versorgt, und die er aus den Gegenden nördlich von der südafrikanischen Burenrepublik, d. h. aus dem Zambesigebiete bringt. Trotzdem hat das Tier seine weisse Grundfarbe behalten, während ich die meisten andern im ausgewachsenen Zustande habe gelb werden sehen. Da sehe klar, wer kann!



BURCHELLS ZEBRA (Equus burchelli Gray). Dieses Zebra hat am Rumpfe ockergelbliche Grundfarbe und zwischen den breiten, glänzendschwarzen Hauptstreifen noch schmale, mattschwarze Zwischenstreifen. Die Beine sind weiss, und auf ihnen verlieren sich die Streifen. Genau dasselbe Tier sah ich als nach dem Leben oder vielmehr „nach dem Tode“ photographirte Jagdbeute des bekannten Reisenden und kolonialen Expeditionsführers v. Uechtritz aus dem Hinterland von Deutsch-Südwestafrika. Wir nannten daher unser Tier, eine in Cöln gezüchtete und mit einer gleichen, hier geborenen umgetauschte Stute, Equus antiquorum H. Sm. und tauften es deutsch-kolonial Damara-Zebra. Heute ist Matschie nach genauem Studium der gesamten einschlägigen Litteratur zu dem unbefriedigenden Ergebnis gekommen, dass es „noch zu untersuchen“ ist, „ob E. antiquorum in denselben Herden mit E. burchelli lebt oder geographisch von ihm getrennt ist“, und ich bin daher hier zu dem altbekannten Namen Burchells Zebra zurückgekehrt. Dieser bezeichnet vom tiergärtnerischen und tierhändlerischen Standpunkt aus sozusagen: ein „älteres Muster“ des Zebras. Wie Südafrika immer weiter nördlich zur Kulturwüste verwandelt und seiner herrlichen Tierwelt beraubt wurde, so verschwanden naturgemäss auch gewisse Arten aus dem Tierhandel, und andere, nördlicher lebende, traten an die Stelle. Als ich in die Tiergärtnerzunft eintrat, war das gewöhnliche Zebra der zoologischen Gärten das Burchellsche; heute ist es fast durchweg durch das Chapmannsche ersetzt. Das vorn braunweiss gestreifte, hinten einfarbig dunkelbraune Quagga (E. quagga Gm.), das Zebra des nördlicheren Kaplandes und des Oranje-Freistaates, ist so vor unseren Augen vollständig ausgerottet worden. Und die Häute waren doch so bequeme, haltbare Getreidesäcke für die Buren! Und wenn erst Herr Cecil Rhodes seine Eisenbahn von Kairo bis zum Kap durchgesetzt hat, werden wir vielleicht noch manches von Tierverwüstung erleben.

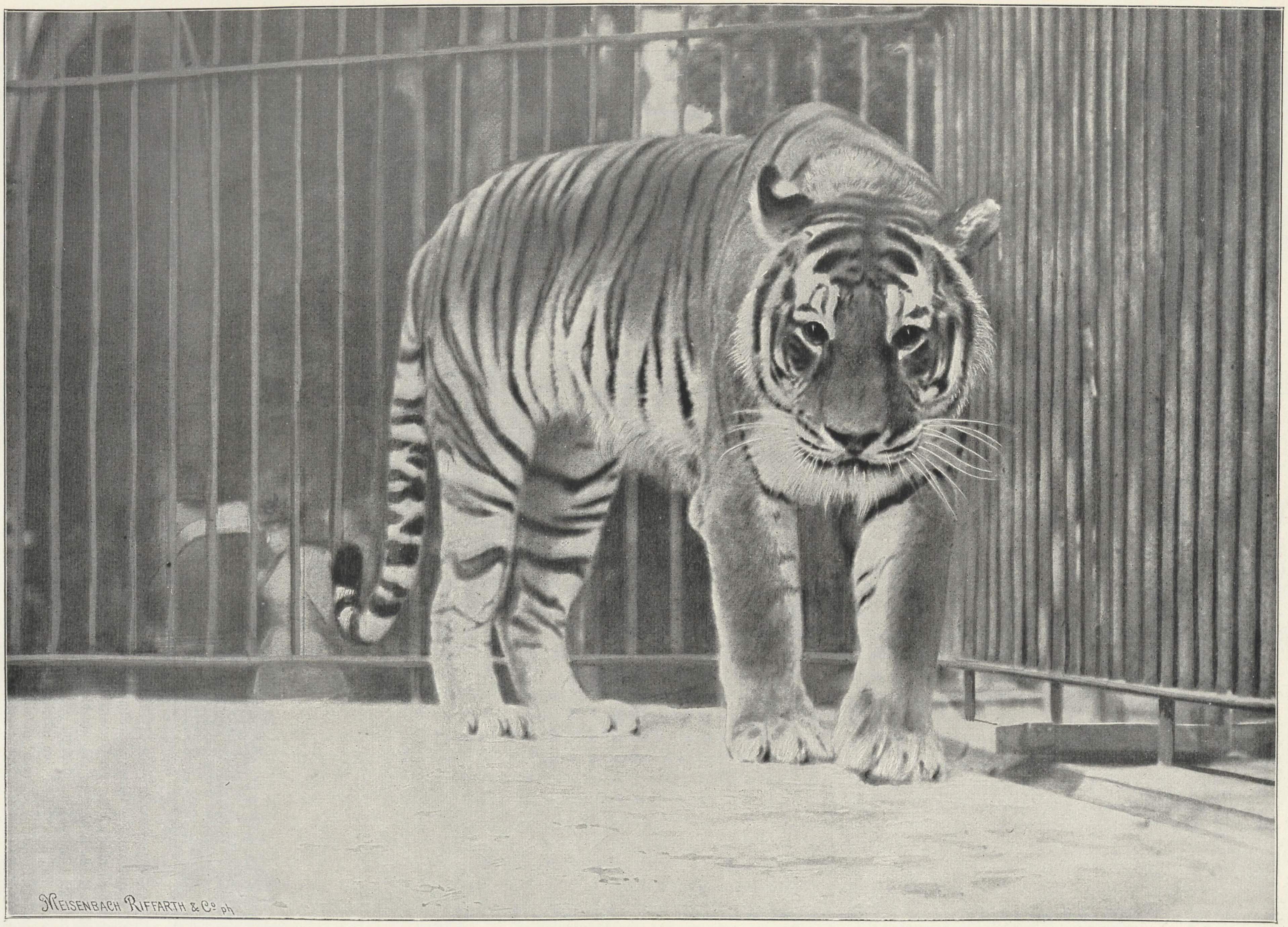
In der Gefangenschaft sind die Zebraarten alle haltbar und auch fruchtbar. Nur merkwürdig spätreif erscheinen sie gegen unser Pferd: manches Zebrapaar fing erst mit 10, 12 Jahren an, Fohlen zu bringen, nachdem man die Hoffnung längst aufgegeben hatte.



SIBIRISCHE TIGERFAMILIE. Ich muss den verehrten Leser schon bitten, den Text zu dem gegenüberstehenden Bilde, welches den Vater unserer Tigerfamilie darstellt, zuerst zu lesen. Dort liess sich das Allgemeine über nordische Tiger besser sagen, während es angesichts dieses Familienbildes näher liegt, auf das Persönliche einzugehen.

Werden unsere sibirischen Tiger für gewöhnlich schon viel bewundert, so sind sie förmlich belagert vom Publikum, wenn sie Junge haben. Es ist aber auch ein zu interessantes, fesselndes Bild: die mächtigen Alten, stolz daliegend oder langsam umherschreitend, und die kleinen, putzigen Jungen, täppisch dazwischen umherspringend und wie Wollsäcke sich überkugelnd! Und, was das Allermerkwürdigste ist, ein meines Wissens ganz einzig dastehender Fall: das alte Männchen kann ruhig mit Weibchen und Jungen vereint bleiben, braucht nicht einen Augenblick aus der Wochen- und Kinderstube abgesperrt zu werden, was doch sonst erste Regel der Raubtierzucht ist. Das macht das ganze Familienbild erst so vollkommen, so ganz einzig in seiner Art. Unser Tigervater ist sogar ein wahres Ideal an Zärtlichkeit und Nachsicht: er leckt die Jungen ebenso liebevoll, wie die Mutter, und lässt sich von ihnen mindestens ebensoviel gefallen. Es ist manchmal zum Staunen und zum Lachen, was die Bande alles mit ihm angiebt! Kaum hat sich der Alte irgendwo niedergelegt, so sind sie über ihm her mit allem möglichen Schabernack. Einer zerrt ihn am Schwanz, der zweite klettert fortwährend quer über seinen Rücken herüber und hinüber, und der dritte möchte gar von vorne auf seinen Kopf hinauf. Und alle diese Plagen erträgt das mächtige Raubtier mit einer wahren Lammsgeduld; nur die eingekniffenen Augen und zeitweises, schwaches Zähnefletschen verraten, dass ihm die liebe Jugend doch etwas lästig wird.

Mama ist oft so klug und zieht sich auf die Felsen im Hintergrunde des Käfigs zurück, wohin die kleinen Quälgeister ihr nicht so rasch folgen können. Bald ist sie aber wieder unten und spielt mit ihren Kindern in der Höhle förmlich Verstecken, wie dies auf unserem Bilde so glücklich festgehalten ist.



SIBIRISCHER TIGER. Ich glaube, dieser Ausdruck mutet gar Manchen ähnlich an, wie „mit kaltem Wasser kochen“! Und doch hat diese vermeintlichen Gegensätze unser grosser Tierhändler Carl Hagenbeck in den letzten Jahren mehrfach zusammengebracht, indem er aus Ostsibirien, aus dem Amurgebiet, Tiger einführte. Auch aus anderen nordischen Gegenden Asiens hat er sie gebracht: heute hausen bei uns nicht weniger als 5 Tiger auch im Winter in den Aussenkäfigen, und wir haben für sie einen besonderen Anbau auf der Rückseite des Raubtierhauses gemacht, damit sie nicht länger den tropischen Verwandten ihre Sommerkäfige versperren.

Der Tiger ist ebensowenig, wie der Leopard, ein rein tropisches Tier. Man muss davon abkommen, ihn sich nur im Rohrdschungel oder Urwald Indiens vorzustellen, und lernen, Schneebilder mit Tigern für bare Wirklichkeit zu nehmen. Der Tiger geht nicht nur durch China nordwärts bis ins Amurgebiet nach Ostsibirien, sondern auch durch Hochasien westwärts über den Altai bis nach Nordpersien ins Gebiet des Aralsees und bildet in dieser ungeheuren Länderstrecke natürlich eine ganze Anzahl verschiedener geographischer Formen.

Die schönste davon ist der Ostsibirier: er streitet sich mit dem bengalischen Königstiger um den Schönheitspreis. An Grösse und Schwere giebt er ihm sicher nichts nach, ist nur in der Farbe stumpfer. Und wenn er den dicken Winterpelz angelegt hat, in dem man die Hand vergraben kann und der Schweif so stark erscheint, als ob man ihn mit beiden Händen nicht umspannen könnte, dann entschlüpft ein Ausruf des Erstaunens jedem Besucher, der zum erstenmal diesen Katzengoliath vor sich sieht. Freilich ist dann das Erstaunen nicht minder gross, wenn der Wärter erscheint und die gefährliche Riesenkatze, ganz wie ein zahmer Schmeichelkater, mit Kopf und Körper gegen die Gitterstäbe drängt, um sich liebkosen zu lassen, dabei fortwährend den charakteristischen Freundschaftslaut durch die vibrierenden Lippen stossend, der sich am besten durch die beiden Buchstaben „fr“ nachahmen lässt und sehr wohl zu unterscheiden ist von dem Zornesfauchen aus der Kehle.



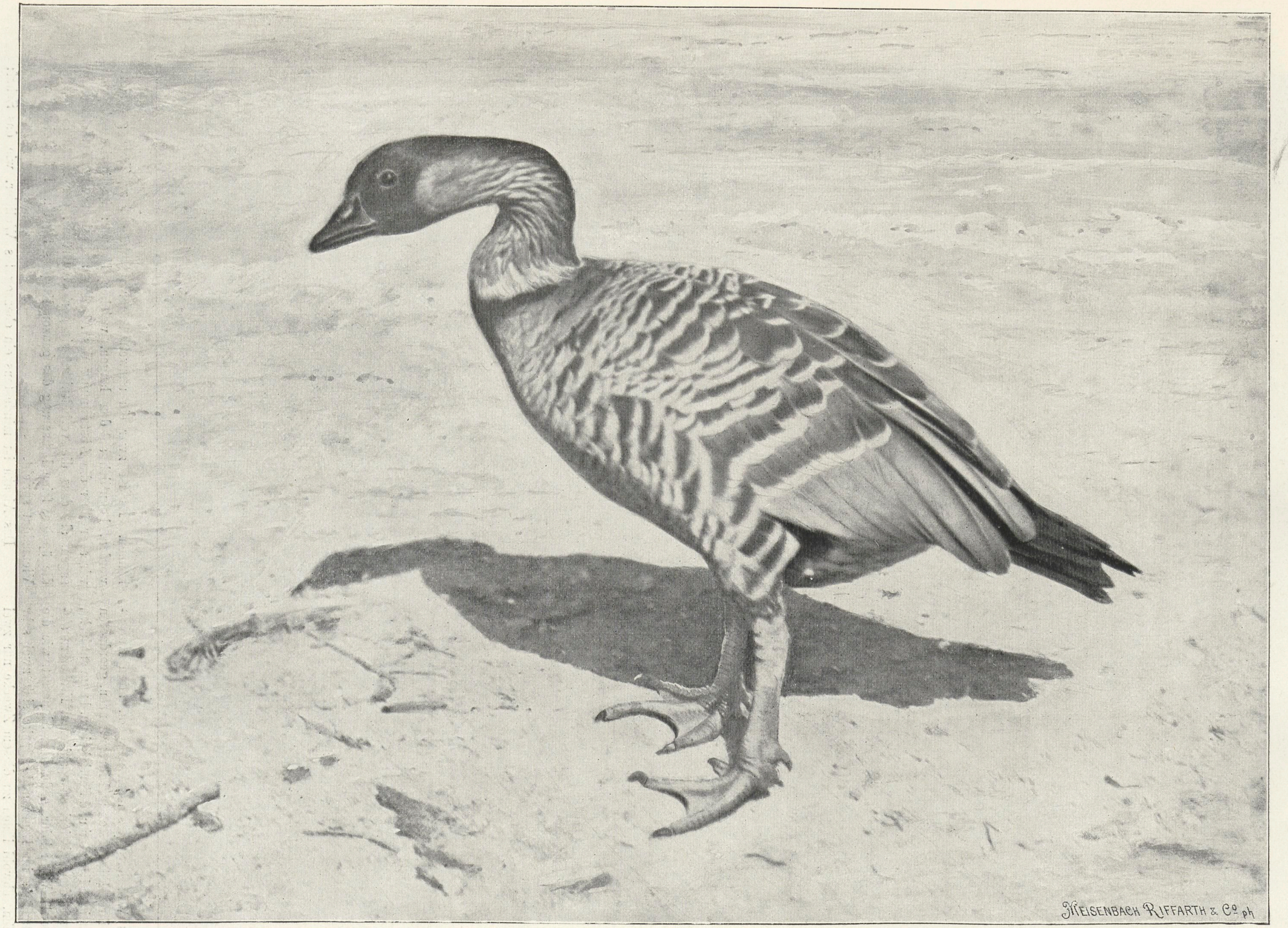
BRAUNSCHWARZER MAKAK (Macacus fuscoater Schinz). Zur Abwechslung einmal eine Aufnahme, wo die Gitter zwischen Tier und Beschauer mit drauf sind; sie stören aber nicht. Im Gegenteil: das Bild ist wohl eines der besten und zugleich lustigsten, die wir bieten. Wie der „schwarze Teufel“ sich möglichst nahe herandrängt, sein Affengesicht fest zwischen zwei Stäbe presst und Arme und Beine möglichst weit durchsteckt, gerade als wollte er dem Photographen recht gefällig sein: das ist ordentlich spasshaft zu sehen! Und es ist durchaus charakteristisch für meinen „Braunschwarzen“, den unruhigsten, neckischsten Kobold im ganzen Affenhause. Er kennt mich natürlich ganz genau, obwohl ich hier in dem grossen Betriebe leider nur zu wenig Zeit habe, mich durch Leckerbissen und Tändeleien um die Liebe meiner Pfleglinge zu bewerben. Aber sowie ich erscheine, hat er mich gleich „weg“ und begrüsst mich mit eifrigem, zähnefletschendem Lippenschmatzen, dem äffischen Freundschaftszeichen, das Makaken und Pavianen gemeinsam ist.

Sie beweisen auch dadurch ihre nahe Verwandtschaft, und zwischen beiden mitten inne stehen wieder die schwarzen Stummelschwanzmakaken, zu denen unser Held gehört. Diese leben nach den neuesten Feststellungen nur auf der Insel Celebes, und die merkwürdigste Form, der kohlschwarze Schopfpavian, nähert sich, wie der deutsche Name andeutet, durch verlängerte Schnauze mit einem wahren Raubtiergebiss und geriffelte Backenwülste so sehr den eigentlichen Pavianen, dass er als eigene Gattung (Cynopithecus) abgetrennt worden ist. Wieviele Arten sonst noch zu unterscheiden sind, scheint mir noch nicht genügend erforscht; wenigstens kann ich mich der Meinung einiger Systematiker nicht anschliessen, dass sie alle zusammenzuwerfen seien.



WEISSES ALPAKA. Das Wolltier jenes merkwürdigen, alten Kulturvolkes der Peruaner, die mit ihren Inkafürsten und ihrem ganzen, geordneten Staatswesen, mit ihren eigenartigen Künsten und Fertigkeiten, kaum entdeckt, durch die rauhe Berührung mit den habgierigen spanischen Eroberern alsbald dem Niedergange verfielen! Von milder, geduldiger Sinnesart, wie die Hindus, hatten sie es verstanden, im Lama und Alpaka sich zwei sehr nutzbare Haustiere zu schaffen, obwohl ihnen zu diesem Zwecke nur zwei geeignete Wildtiere zur Verfügung standen: das Guanaco und das Vicuna. Von letzterem ist es zudem noch zweifelhaft, ob es in nennenswertem Maasse zur Haustierzucht verwendet worden ist, und selbst Nehrings genaue Untersuchungen an Funden aus dem berühmten, von Reiss und Stübel aufgedeckten Gräberfeld von Ancon haben darüber keine Gewissheit schaffen können. Es ist zwar ein unzweifelhafter Alpakakopf zu Tage gefördert worden, kenntlich an den langen, weichen Haaren; im übrigen können wir aber über die Abstammung des Alpakas auch heute noch nicht mehr sagen, als dass die verhältnismässig geringe Grösse, der kurze Kopf und die üppige, feine Behaarung des ganzen Körpers für eine Beimischung von Vicunablut spricht.

Das Alpaka ist mindestens ein ebensogutes Wolltier, wie das Schaf; ja, zur Erzeugung des Glanzes, des feinen Lustres teurer Modegewebe ist und bleibt Alpakawolle das einzige, wirklich befriedigende Material, und das Alpaka hat daher auch heute noch in seinem Vaterlande eine gewisse Bedeutung, obwohl natürlich im allgemeinen durch Einführung der europäischen Haustiere nach Peru die einheimischen sehr zurückgedrängt sind



SANDWICHS-GANS. Eine seltene Wildgänseart von den Sandwichsinseln: klein und zierlich von Gestalt, ganz wesentlich kleiner als unsere Hausgans, und bescheiden, aber ansprechend gefärbt. Kopf und Nacken sind schwarz, der Hals gelblichbraun mit dunklem Ring, der Körper dunkelgrau mit hellen Federrändern. Schnabel und Füsse schwarz, ebenso das Auge.

Unser Exemplar, Geschenk eines Bremer Handelshauses, das viele Verbindungen in der Südsee hat, ist, soweit ich den Import überschaue, das einzige, das in den letzten zehn Jahren nach Europa gekommen ist. Es ist ein sehr zahmes, nettes Tierchen und treibt sich gewöhnlich unmittelbar am Wege hinter dem Teichgitter herum. Daher auch die vorzüglich scharfe Aufnahme, die wir wohl zu den besten unserer „lebenden Bilder" rechnen dürfen.

Wie sie so dasteht auf den hohen, langzehigen Beinen mit den tief ausgerandeten Schwimmhäuten, den schlanken Körper vorne etwas aufgerichtet, den Unterhals eingezogen und den Kopf mit dem zierlichen, kurzen und hohen Schnabel vorgestreckt, erweist sich die Sandwichsgans ohne Weiteres als eine nahe Verwandte unserer nordischen Ringel- oder Bernickelgans, von der die Sage ging, dass sie auf den Bäumen wüchse, wahrscheinlich weil sie in so ungeheuren Mengen die holländischen und andere europäische Küsten als Winterherberge aufsucht. Vom Meere entfernen diese Scharen sich aber nie weit und die ganze Gruppe verdient daher ihren Namen „Meergänse" (Gattung Branta oder Brenthus) bis auf die canadische Gans, die auch im Innern des nördlichen Nordamerika brütet.

Von den sogenannten Feldgänsen des Binnenlandes (Gattung Anser im engsten Sinne), zu denen die Stammmutter der Hausgans, die Graugans, und die Hauptmasse der übrigen europäisch-asiatischen Wildgänse gehört, unterscheiden sich die Meergänse noch ganz besonders durch abweichende Anordnung der Hornzähne und -lamellen, die auf dem Rande und der Innenseite des verhältnismässig kurzen und hohen Schnabels sich erheben und der ganzen Schwimmvogelordnung der Zahnschnäbler (Schwäne, Gänse, Enten, Säger) ihren Namen gegeben haben.



INDISCHE GANS (Anser indicus Gm.). Heisst auch Streifengans von den beiden wagrechten, dunklen Streifen, die sich um Hinterkopf und Genick ziehen. Zwei senkrechte weisse Streifen ziehen sich bis zur Schulter herunter; sonst ist der Hals braun. In derselben Farbe sind die Weichen gewellt, die Unterseite im übrigen weiss. Rücken und Brust sind zart blaugrau gefärbt; Schnabel und Fuss gelb. So gewährt das Tier ein ansprechendes Gesamtbild, und da es auch ruhigen, verträglichen Wesens ist, so hat es sich im Handel gut eingeführt und ist heute in allen zoologischen Gärten vertreten. 1852 kam die indische Gans zum erstenmal lebend nach London, gegen Ende der sechziger Jahre wurde sie mehrfach eingeführt; aber noch zehn Jahre später gehörte sie zum selteneren, wertvolleren Wassergeflügel, und mein Vorgänger Bodinus war daher sehr stolz, als er auf der Insel des sogenannten „Vierwaldstädter Sees“ hier ein Paar zum Brüten brachte. Inzwischen ist die indische Gans vielfach gezüchtet worden; auch bei mir brütete vor mehreren Jahren ein Paar am Ufer des Gänseteichs, ganz nahe beim Wege, und zog seine Jungen glücklich gross. Solche Zuchterfolge machen natürlich dem Pfleger und dem Publikum viel Freude; ein Geschäft liegt aber heute nicht mehr darin, in dieser Beziehung haben sich gegen früher die Verhältnisse sehr geändert. Meine letzten indischen Gänse habe ich mit 20 M. gekauft; dafür kann ich sie kaum züchten. Die indische Gans ist ihrer systematischen Stellung nach eine Feldgans, d. h. eine unmittelbare Verwandte unserer europäischen Wildgänse, darunter auch der Graugans, der Stammmutter der Hausgans, und deshalb sind auch Mischlinge mit der Graugans nichts Unerhörtes. Die Feldgänse bewohnen zum Unterschied von den Meergänsen mehr das Binnenland und sind gar nicht so eng an das Wasser gebunden, wie man gemeinhin glaubt: eine fette Grasweide ist ihnen mindestens ebenso wichtig. Im Schnabelbau sind die Feldgänse gekennzeichnet durch die kegelförmigen, etwas nach hinten gerichteten Hornzähne auf dem Rande beider Schnabelkiefer. Der ganze Schnabel an sich ist auch länger und niedriger als bei den Meergänsen.



CHINESISCHER SPITZ. Gegen unsern Spitz mit dem feinen Kopf, der ihm den Namen gegeben hat, und dem leichten, bei aller Kernfestigkeit zierlichen Knochenbau ein grobes Vieh mit stumpfer Schnauze und wahren Bärentatzen! In seiner Art aber schliesslich auch gar kein übler Hund, der in England neuerdings sogar seinen „Spezialklub" gefunden hat und standardmässig aus Liebhaberei gezüchtet wird. Die Engländer nennen ihn mit dem chinesischen Ausdruck tschau-tschau und schreiben das natürlich „chowchow"; das bedeutet aber eigentlich Essen, nach Siber eine Art Gemüse, und knüpft wohl an die Gewohnheit der ärmeren Volksklassen in China an, alles Mögliche, auch Hundefleisch, zu essen. Dies soll besonders in Südchina gebräuchlich sein, und dort scheint auch der Tschautschau hauptsächlich gehalten zu werden. Von dort wandert er mit den Chinesen auf die Sundainseln, und Max Siber, der verdienstvolle, leider schon verstorbene Schweizer Kynologe, hat ihn so auf Sumatra und Borneo näher kennen gelernt, wo der Tschautschau auch von den Europäern geschätzt wird wegen seiner Wachsamkeit bei Nacht und seiner Zurückhaltung gegen Fremde. Am Tage ist er schläfrig und selbst um seinen Herrn wenig eifrig. Vor Jahren kam hier ein rotes Paar chinesischer Spitze als Spielgefährten eines jungen Tigers mit diesem in demselben Kasten an: eine hochinteressante Gruppe, die damals von unserem Meistertiermaler Friese prächtig verewigt wurde. Das schwarze Paar, welches wir jetzt besitzen, ist von dem Vogelhändler Ruhe-Alfeld über Nordamerika eingeführt worden. Es hat vollkommen das ruhelose, aufmerksame Wesen des Spitzes, was aber bei dem schweren Kopf mit dem finsteren Gesichtsausdruck viel gefährlicher aussieht. Bei der Härung habe ich an unseren Tschaus beobachtet, dass das alte Haar vor dem Ausfallen zimmtfarbig braunrot wird, genau wie beim amerikanischen Baribalbären. Eine andere Eigentümlichkeit des Tschaus ist die blauschwarze Zunge, die nach Mitteilung des englischen Züchters Taunton die neugeborenen Jungen nicht haben; erst nach einer Woche erscheint ein schwarzer Fleck, der sich dann allmählich über die ganze Zunge ausdehnt.



WÜSTENFÜCHSE. Der Fenek oder Wüstenfuchs (Canis zerdo Zimm.) ist der kleinste aller Füchse, kaum den dritten Teil so gross wie unser vielberühmter und vielberüchtigter Meister Reineke: ein ganz reizend niedlicher Schelm in seinem weissgelben, dichtwolligen Pelze und mit dem feinen Köpfchen, an dem die schwarze Nase und die dunklen Augen, ganz besonders aber die mächtigen, auf der Stirn fast zusammenstossenden „Lauscher“ auffallen.

Diese grossen Ohren sind beim Fenek geradezu bis zum Riesenmaass ausgebildet und beweisen, wie bei diesem Zwergräuber sich die Sinne schärfen mussten, damit er in seiner öden Heimat, der wirklichen Sahara, das Leben fristen kann. Er muss das Hüpfen der Springmaus, das Flattern der Wüstenlerche, das Krabbeln der wenigen Wüsteneidechsen und -kerbtiere hören! Dabei schützt ihn sein warmer Pelz vor der nächtlichen Kälte, die ja gerade in der Wüste oft dem glühenden Tage folgt. Nachdem der Fenek mit Sonnenuntergang munter geworden ist, gilt der erste Besuch der nächsten Wasserstelle, und dann erst beginnt die nächtliche Streife nach Beute, bei der die ganze Sinnesschärfe, Schlauheit und Gewandtheit des kleinen Schleichers zu prächtiger Entfaltung kommt. Nichts entgeht ihm aus dem Bereiche der Kleintierwelt, die für ihn in Betracht kommt, und auch in der nackten Wüste findet er unter allen Umständen Deckung und die Möglichkeit, sein Opfer zu berücken.

Auch in der Gefangenschaft ist der Fenek ein höchst anziehender Pflegling, und die Freude an ihm wird uns Tiergärtnern leider nur dadurch oft gestört, dass der zarte, kleine Kerl bei uns nicht aushalten will. Da machte ich es einmal mit einem Paare, welches ich 1892 aus Tunis erhielt, ganz anders, wie wir es sonst gemacht hatten, indem ich es nicht „in Watte packte“, sondern ins Freie, in ein Drahtgehege mit verglastem Hinterteil brachte, in dem nur eine Felsenhöhle etwas Wärme von der Heizung des anstossenden Hauses mitbekommt. Und siehe da: das Pärchen gewöhnte sich nicht nur gut ein, sondern erfreute uns auch durch einen Wurf Junge, an denen ich beobachten konnte, dass die jugendlichen Feneks im Verhältnis noch nicht so grossohrig sind, wie die alten.



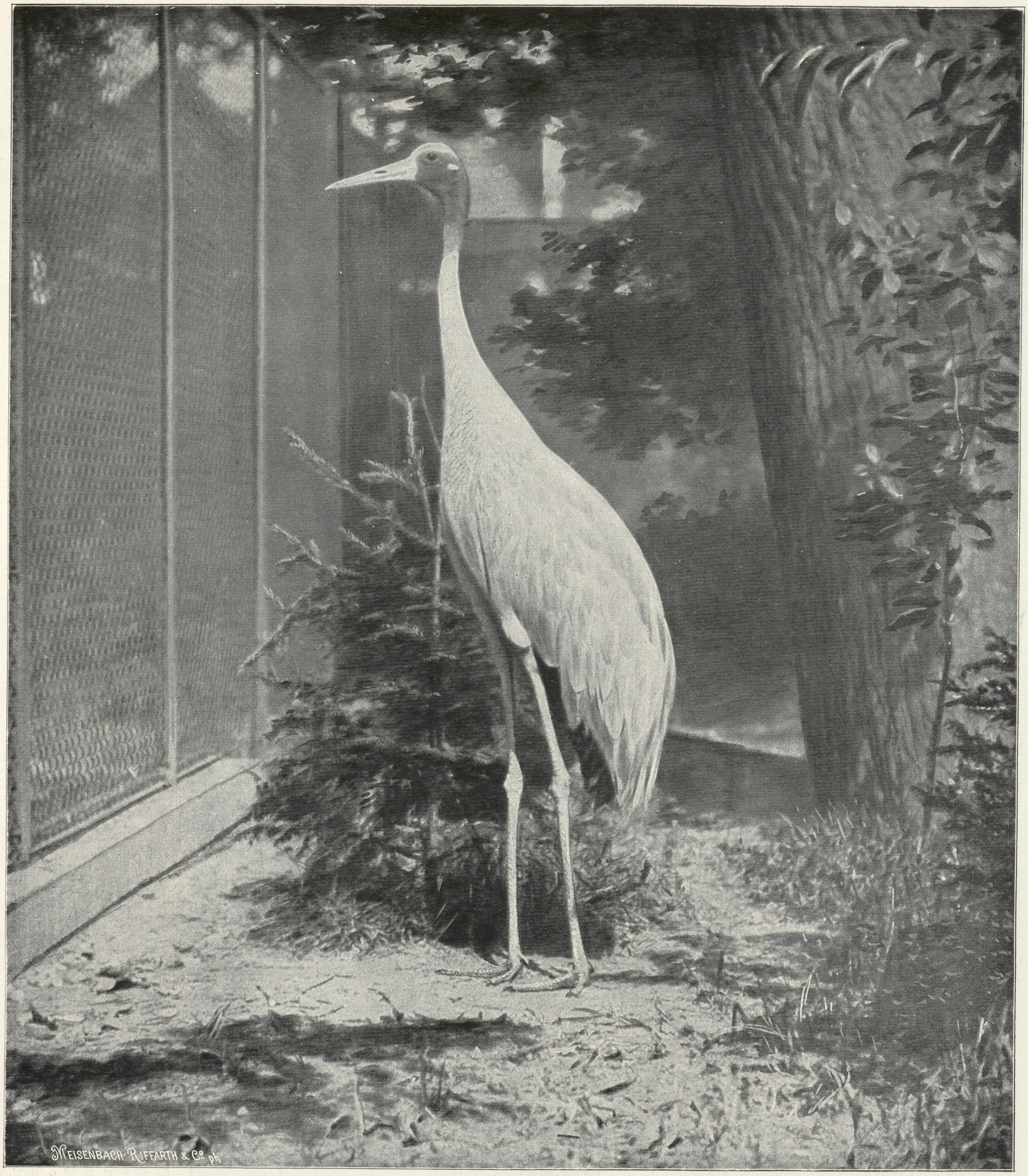
MARY IM BADE. Die „Dickhäuter" sind alle wasserliebende Tiere, und man glaubt es gern, wenn man die trockene, rissige Borkenhaut sieht, wie wohl ihnen ein Bad thut. Diese Wohlthat lassen wir sie auch in der Gefangenschaft nicht ganz entbehren, und so wird denn unsere afrikanische Elefantin Mary im Sommer jeden Morgen früh nach dem Wasserbecken im Auslauf des Nashorns herumgebracht und hat dabei einen recht engen, schwierigen Weg zwischen Gittern und Barrieren hindurch zu überwinden. Das thut sie aber mit all der Umsicht und dem eigenartigen Geschick, die den Elefanten kennzeichnen und dem genaueren Beobachter sofort verraten, dass er es mit einem hochintelligenten Tiere zu thun hat. Ist Mary dann glücklich bis an den Bauch im Wasser, so geht es ihr wie manchem menschlichen Badegast: sie muss erst abgeschreckt und abgekühlt werden. Ist sie aber erst über und über nass geschaufelt, so dass sie glänzt und trieft, wie das auf unserem Bilde so vortrefflich wiedergegeben ist, dann gibt sie sich auch mit Behagen dem Genuss des Bades hin.

Die hohe, mit Recht so vielgerühmte Intelligenz des Elefanten, die ihn nicht nur zum spasshaften Artisten, sondern in ganz Indien schon seit Menschengedenken zum höchst ernsthaft zu nehmenden und gar nicht hoch genug zu schätzenden Riesenarbeiter gemacht hat, lässt natürlich immer wieder den Plan auftauchen, sich auch in Afrika systematischer auf den Fang der noch vorhandenen Elefanten zu legen und auch diese im Leben nutzbar zu machen, die bis jetzt leider nur des Elfenbeins wegen gejagt und dadurch in erschreckendem Maasse vermindert werden. Ich glaube ja nun nicht, dass es dazu nötig ist, einen ganzen Dampfer voll Elefantenjäger und zahme Elefanten aus Indien nach dem Kilimandjaro zu schaffen, wie der unglückliche Ehlers wollte; gerade deshalb meine ich aber, man könnte an den maassgebenden Stellen die Sache einmal etwas ernster ins Auge fassen. Elefanten sind noch genug da, und zu fangen sind sie auch: seit Ende August steht bei uns ein allerliebstes Elefantenkücken aus Kamerun, das Oberleutnant Dominik selbst gefangen und uns geschenkt hat.



BRAHMINENZEBU-KUH MIT KALB. Der Zebu oder Buckelochse ist wohl in jedem zoologischen Garten vertreten. Wir haben hier schon seit Jahrzehnten eine Zucht der edelsten Rasse, der grossen, schlanken, silberweissen Brahminenzebus aus Bengalen. Wer sie sieht mit ihrem ebenmässigen antilopenartigen Körperbau, der glatten, glänzenden Behaarung und der dünnen, weichen Haut, die besonders an der prächtigen, lockeren Halswamme bei jeder Bewegung in den feinsten Falten spielt, der wird, auch wenn er nicht Tierkenner oder Züchter ist, ohne Weiteres überzeugt sein, dass er hochedle Rassetiere vor sich hat. Es gibt aber durch ganz Vorderindien hindurch bis nach Ceylon eine grosse Anzahl der verschiedensten, auch mittelgrosser und ganz zwerghafter Schläge, die in ihrer Art ebenso schön und charakteristisch sind.

Das Kennzeichnende der Brahminenrasse ist vor allem ihre Grösse. Die Stiere haben bei leichtem Bau meist eine Höhe, wie sie keine unserer europäischen Rinderrassen erreicht, und sie sehen durch den Buckel zwischen den Schultern, der ein eigentümlich entarteter, mit vielem Fett und Bindegewebe durchwachsener Muskel und beim Stier am stärksten ausgebildet ist, noch grösser aus. Ferner die zarte, vornehme, silberglänzend weisse Farbe, die beim Stier an Kopf und Rücken mit verschiedenen helleren und dunkleren Tönen von Grau überlaufen ist. Eine Kuh unserer Herde, die jetzt nicht mehr in unserem Besitz ist, zeichnete sich durch helles Flotzmaul, helle Augen, Hörner und Hufe und rötliches Stirnhaar aus, und ihre Kälber wurden rot geboren. Sie blassten allerdings stets rasch aus; aber der abweichende Färbungston besitzt doch eine so durchschlagende Vererbungskraft, dass heute noch alle Kälber, die Blut von jener Kuh haben, rot zur Welt kommen. Die Hörner sind kurz, in sich gerade und kegelförmig. Die Halswamme ist mächtig entwickelt, grösser, als bei irgend einer unserer Rinderrassen, aber so weich und feinhäutig, so zart und glänzend behaart, dass sie dem Tiere zu grosser Zierde gereicht. Vor einigen Jahren sind Zebus nach Argentinien eingeführt worden, und man hat dort mit ihnen eine befriedigende Veredelung des Pampasviehes erzielt.



HALSBAND-KRANICH (Grus collaris Bodd.). Der grösste aller Kraniche: ich habe Riesen gesehen, die, wenn sie sich hochreckten, selbst einem Garde-Grenadier noch über den Kopf weggucken konnten.

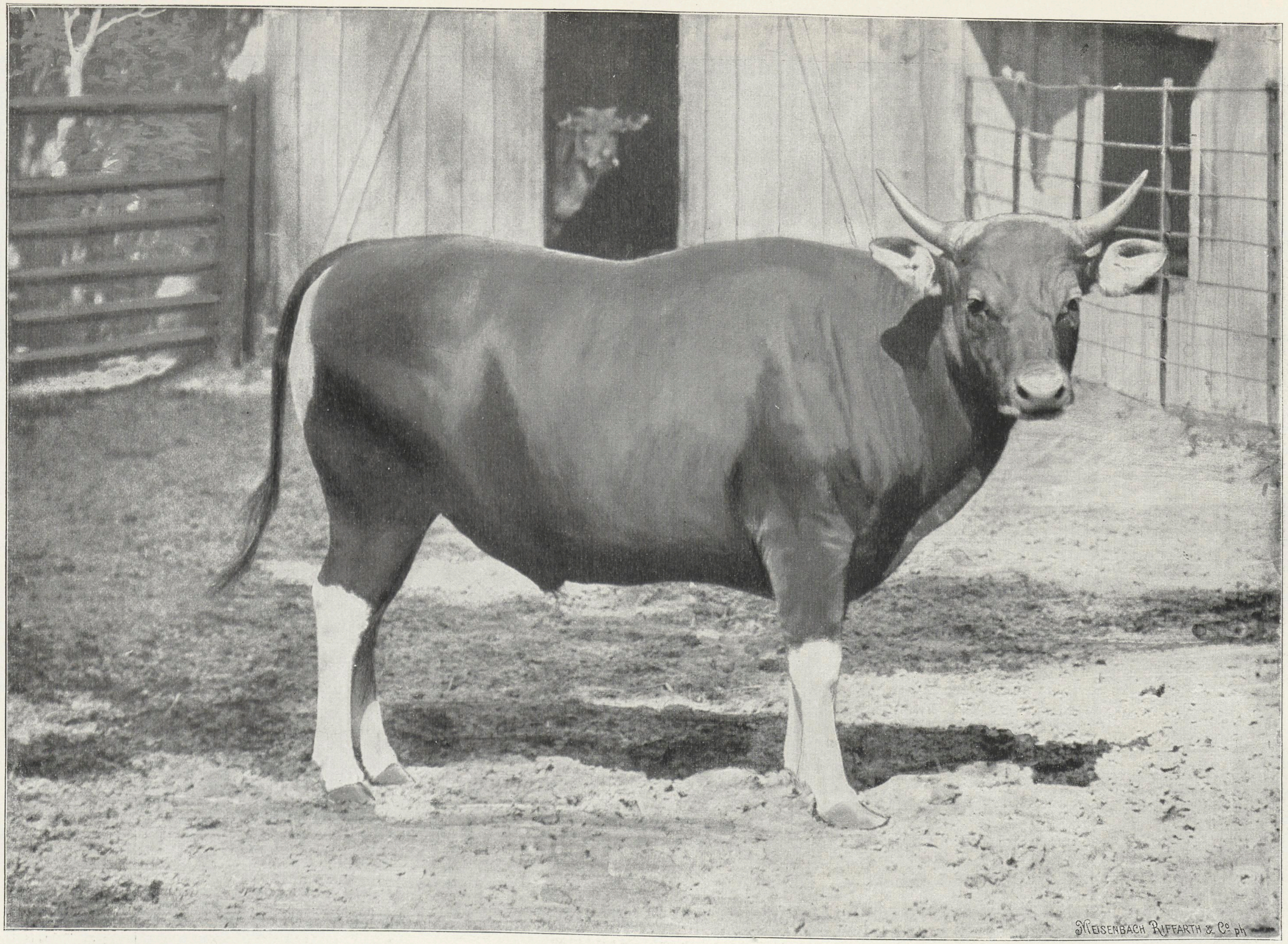
Früher beschilderten wir in den zoologischen Gärten die grossen, grauen indischen Kraniche ohne Besinnen als „Antigone-Kranich“ oder „Sarus-K.“ (Grus antigone Vieill.), bis wir merkten, dass wir durchweg den Halsband-Kranich hatten. Ich weiss nicht, ob auch hier der uns Tiergärtnern nicht ungewohnte Fall vorliegt, dass eine Tierart aus irgend welchen Gründen aus dem Handel verschwand und durch eine nahe verwandte ersetzt wurde. Blaauw führt in seinem grossen Sonderprachtwerke über die Kraniche, das er als Vermächtnis unseres hochverdienten Tiergärtner-Aeltesten Westerman vollendet und herausgegeben hat, als Heimat des Halsbandkranichs „Northern India“, d. h. das nördliche Vorderindien an, als Heimat des eigentlichen Antigonekranichs „Burmah, Siam and Malay Peninsula“, d. h. Hinterindien.

Bei Blaauw kann man auch die beiden Arten nach den prächtigen Wasserfarbenbildern von Leutemann sehr gut unterscheiden. Beim Halsband-K. setzt sich die nackte, rote Haut des Kopfes nur wenig auf den obersten Teil des Halses fort und hat hier durch feinen Haardunenbesatz einen ringförmigen schwärzlichen Anflug. Dieser fehlt beim Antigone-Kranich, und die nackte, rote Haut reicht ein grosses Stück über den Hals herunter. Ferner ist der Antigone-Kranich am ganzen Gefieder eintönig grau, während beim Halsband-Kranich die Schmuckfedern auf den Flügeln heller, weisslich sind.



INDISCHER MARABU (Leptoptilus dubius Gm.). Er heisst auch Adjutant; warum, kann ich nicht mit Bestimmtheit sagen. Vielleicht, weil er immer mit gekrümmtem Rücken und eingezogenem Kopfe dasteht, wie der Befehle eines Höheren gewärtig? Aus ähnlichem Vergleiche heraus haben die Berliner den Marabu „Geheimrat“ getauft und sehen in seiner langen, gebückten, kahlköpfigen Gestalt das Zerrbild der devoten Beamtenseele, die in Ehrfurcht vor Sr. Excellenz erstirbt.

Die Marabus sind die grössten und die hässlichsten Störche: die richtigen Aasstörche. Daher auch der nackte, oft schorfige, nur mit spärlichen Haardunen besetzte Kopf und Hals, die in verschiedenen, gleich unappetitlichen, gelblichen, rötlichen und bläulichen Fleischtönen schimmern, und der Federhalskragen auf den Schultern: Eigentümlichkeiten und Abzeichen, wie sie sonst nur bei den grossen Aasgeiern vorkommen. Mit diesen treibt der Marabu thatsächlich dasselbe ekle Gewerbe: mit ihnen ist er sofort zur Stelle, wo ein Stück Vieh oder Wild verendet, und den wuchtigen Hieben seines mächtigen Keulenschnabels widersteht selbst eine Kuh- oder Pferdehaut nicht lange. Mit ihnen übt er aber auch die nützliche Gesundheitspolizei, die einzige, die der Orient besitzt, und bewegt sich ohne Scheu vor dem Menschen in den Strassen der Städte, bei der Schlachtbank, am Fluss- und Meeresufer, allen Abfall und Unrat verschlingend. Es bindet auch nicht so leicht jemand mit ihm an, weder Mensch noch Tier; denn mit seinem Riesenschnabel teilt er blitzschnell ganz gefährliche Hiebe aus.

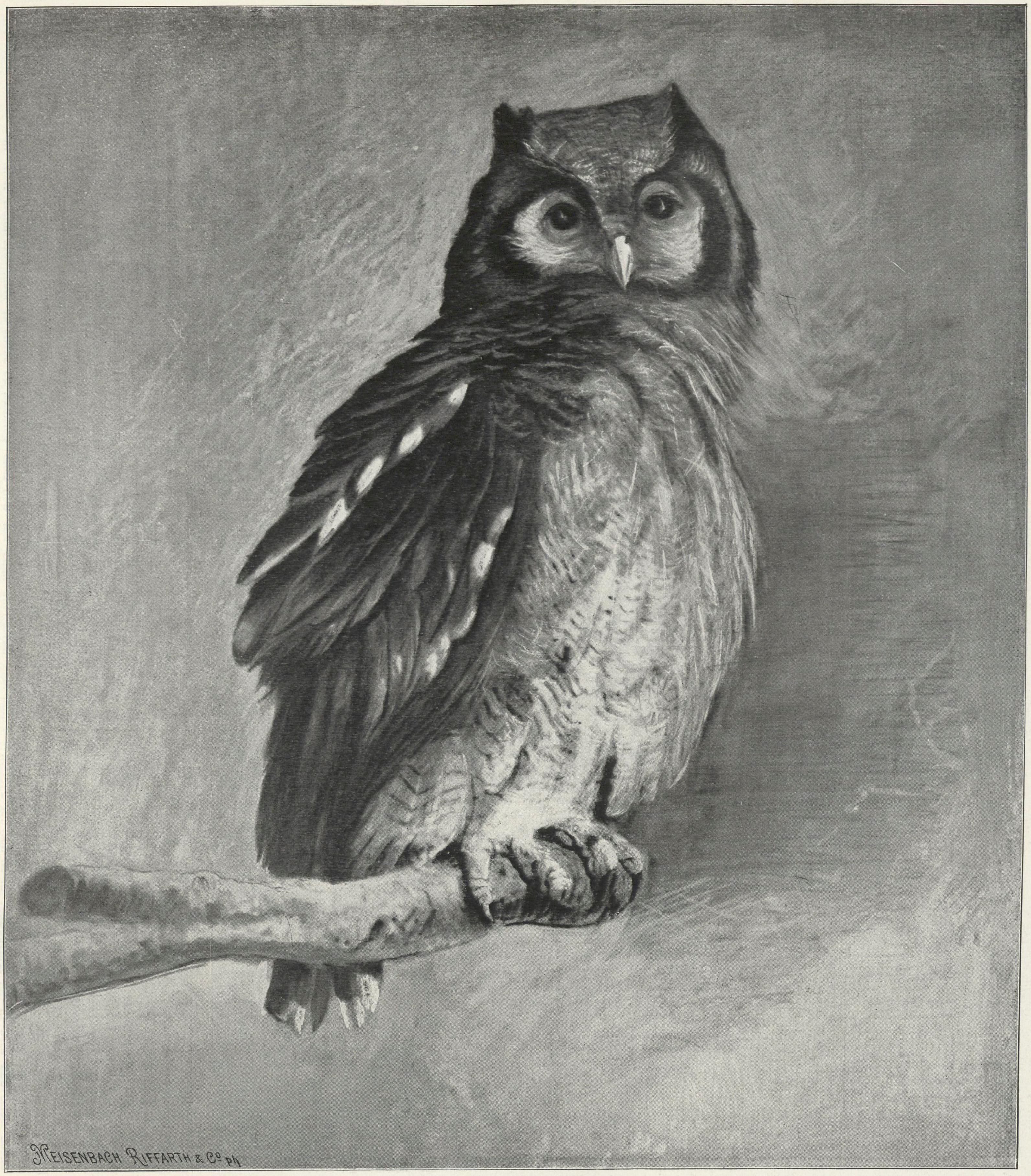


JUNGER BANTENG-STIER (Bos sondaicus Müll.). Indien mit seinen Inseln beherbergt neben den verschiedenen Büffelformen noch drei prächtige Wildrinderarten, die durch erhöhten Widerrist und gewisse Schädelverhältnisse vielleicht Beziehungen zum Wisent und Bison haben. Letzteres gilt wohl am wenigsten von der Inselform, dem Banteng oder Sundarind aus Java, Borneo, wahrscheinlich auch Sumatra und einem Teile Hinterindiens. Es wurde früher hier lange Jahre gezüchtet, und Kühn-Halle hat für seine Kreuzungsversuche manchen jungen Stier von hier erhalten. Da kamen wir selbst durch unverhoffte Todesfälle aus der Zucht heraus, und voriges Jahr erst wurde mir Gelegenheit geboten, wieder ein Stierkalb zu erwerben. Es ist mittlerweile prächtig herangewachsen, und wie es als Urbild unserer Abbildung gedient hat, ist es bereits umgefärbt aus dem gelbroten Jugendkleid, der bleibenden Färbung der Kuh, in das mattschwarze Alterskleid des Stieres. Nur an den schwachen Hörnern merkt man noch, dass man es mit einem jungen Tiere zu thun hat. Die weiteren Teile des wachsenden Hornes schieben sich aber schon so breit und kräftig hervor, dass die Haare zwischen den beiden Hornwurzeln bereits verdrängt sind. Die hellen Beine, wie sie seine nächsten Verwandten, der vorderindische Gaur und der hinterindische Gayal, haben, hat auch der Banteng, ausserdem aber noch hellen „Spiegel" (Schwanzgegend). Der Widerrist selbst des alten Stieres ist nie so hoch wie bei Gaur und Gayal, und die Schädelform nach Nehring auf den verschiedenen Altersstufen merkwürdig verschieden. Aehnliches gilt nach demselben Forscher auch für die Hörner des Stieres, die im ausgebildeten Zustand gewöhnlich erst nach aussen und etwas nach hinten, dann mit der Spitze sichelförmig nach oben gekrümmt verlaufen. Bei der Kuh richten sie sich antilopenartig fast gerade nach hinten, mit den Spitzen etwas nach innen verdreht.

Rütimeyer, der grosse Schädelvergleicher, glaubte im Banteng die wilde Stammform des Zebus gefunden zu haben. Unser trefflicher Haustierforscher und Skelettkenner Nehring ist aber der entgegengesetzten Ansicht, dass der Banteng und die Zebu-Rinder stammesgeschichtlich nichts mit einander zu thun haben.



DEUTSCH-OSTAFRIKANISCHER BUSCHBOCK (Tragelaphus roualeyni Gord. Cumm.). Merklich kleiner oder wenigstens leichter gebaut als die südafrikanische Art, die wir früher bereits abgebildet haben; höher und steiler auf den schlanken Läufen stehend; in der Farbe heller, schwarz- oder graubraun und dadurch mehr der westafrikanischen Schirrantilope genähert, aber unterschieden von dieser durch die viel geringere Ausbildung der weissen Zeichnung, die sich beim Bock meist auf weisse Flecken an den Körperseiten und Oberschenkeln beschränkt. Auf dem Rückgrat entlang wieder die verlängerten, schwarzweiss gemischten Haare, dem „Barte“ des Gemsbocks vergleichbar, die in der Aufregung gesträubt werden können. Die Beine haben einen weissen Strich an der Innenseite und einen weissen Fleck über den Hufen; die Vorderbeine sind vorne schwarz. Der buschige Schwanz ist oben dunkel, unten weiss und wird in der Aufregung, z. B. auf der Flucht, senkrecht hochgestellt. Unser Bild zeigt noch einen kleinen, weissen Wangenfleck und einen grösseren am Vorderhalse, an der hellen Stelle auf unserem Bilde, wo die Haare durch irgend einen Zufall so auffallend „aufgebürstet“ sind. Der Unterhals ist meist sehr dünn behaart, fast kahl: eine sonderbare Eigentümlichkeit der Buschböcke und Schirrantilopen, die im Tierhandel manchmal schon zum Verdachte einer Hautkrankheit geführt hat. — Den deutsch-ostafrikanischen Buschbock hat der treffliche Böhm genau beobachtet und sein Freileben höchst anziehend geschildert. Man findet ihn stets nur am Wasser, oft geradezu im Wasser, und zwar trifft man ihn paarweise, oder das Muttertier führt sein Kalb. Er ist ein wahrer „Wasserbock“: ruht auf der Sandbank im Strom und watet zwischen Schilf und Ufergestrüpp bis an den Bauch im Wasser herum, bei jedem Schritte zierlich mit dem Kopfe nickend. Wenn er sich vor einer Gefahr von weitem schon sachte drücken will, schleicht er, ganz tief niedergeduckt, durch den Busch davon; ist ihm der Feind aber unverhofft nahe auf den Leib gerückt, so sucht er sich, wie unser Reh, in mächtigen, hohen „Fluchten“ zu retten, und dann „schreckt“ er auch ähnlich bellend, wie unser Rehbock, nur tiefer.



BLASSER UHU (Bubo lacteus Tem.) aus Deutsch-Ostafrika. Ich kann mich weder mit dem deutschen noch mit dem lateinischen Namen recht befreunden; denn der Vogel erscheint mir durchaus nicht blass und noch weniger milchfarbig, was doch wohl „lacteus“ bedeuten soll. Er ist im allgemeinen graubraun gefärbt, oben dunkler, unregelmässig gesprenkelt, unten heller, fein quer gewellt, am Unterleib, Steiss und den Schenkeln am hellsten; auf den Flügeln weisse Fleckenreihen. Das Gesicht, das von schwarzen Bindenzeichnungen eingefasst wird, erhält einen ganz komischen Ausdruck, wenn der Vogel die hellen, fleischrötlichen Augenlider halb über die grossen, dunklen Eulenaugen herunterklappen lässt. Der blasse Uhu ist etwas kleiner als unser Uhu und bewohnt den grössten Teil Afrikas südlich der Sahara mit Ausnahme des tropischen Westens. In unserer Eulensammlung ist der stattliche Vogel regelmässig vertreten durch Geschenke aus Deutsch-Ostafrika, wo er recht häufig sein und sich leicht fangen lassen muss. Ueber seine Lebensweise in der Freiheit habe ich bis jetzt von meinen deutschostafrikanischen Freunden nichts Näheres erfahren können.

Die Eulen sind und bleiben für die gemeinverständliche naturgeschichtliche Betrachtung die Raubvögel der Nacht, mögen auch genaue Untersuchungen ihres inneren Leibesbaues, in die sich moderne Tierzergliederer, wie Fürbringer, vertieft haben, hundertmal beweisen, dass sie mit den Tagraubvögeln in gar keiner Stammesverwandtschaft, sondern den Ziegenmelker- und Blaurakenartigen nahe stehen. Die Uhus sind die stärksten und streitbarsten Eulen, neben ihrer Grösse noch ausgezeichnet durch die „Federohren“, die befiederten Läufe und Zehen.



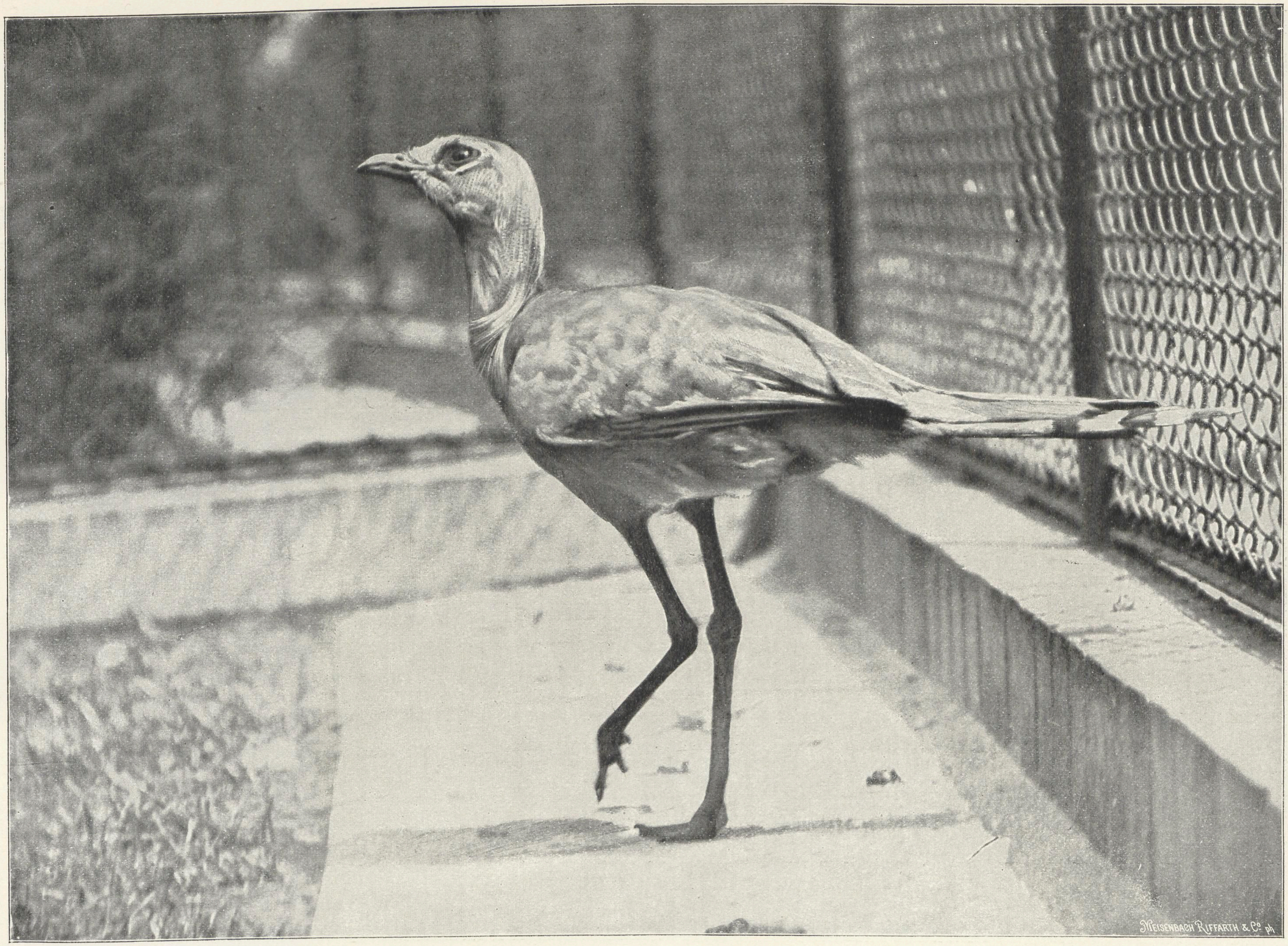
WEISSER HIRSCH. Wohlgemerkt: ein weisser Edelhirsch, St. Huberti heiliges Tier, nach dem die „drei Jäger wohl auf die Birsch" gingen! Beim Damwild sind Weisslinge häufig und ebenso Schwärzlinge; beim Edel- oder Rothirsch dagegen sind weisse Stücke selten, und von schwarzen habe ich überhaupt noch nie was gehört. Wohl aber giebt es beim Rotwild sogenannte Blässhirsche mit weisser Kopfzeichnung, und solche kommen hier im Wildpark bei Potsdam manchmal vor. Es sind das natürlich alles Fälle von ganzem oder teilweisem Albinismus, Mangel an Farbstoff in der Haut und den von ihr gebildeten Organen, d. h. aber nicht bloss Haaren und Hufen, sondern auch den Augen. Daher hat auch unser weisser Hirsch fleischfarbenes „Geäse" (Flotzmaul), weisse „Decke" (Fell), horngelbliche „Schalen" (Hufe) und hell weisslich blaue „Lichter" (Augen). Beim Rotwild ist übrigens die Farbe der Weisslinge nie so vollkommen rein, wie beim Damwild; besonders die Sommerdecke hat immer einen rötlichen Schein, der auf Haare von der gewöhnlichen Farbe zurückzuführen ist. So auch bei unserem Hirsch. Er stammt väterlicherseits aus einem böhmischen Wildpark, von wo vor einigen Jahren ein ganzes, allerdings rasch vergriffenes Rudel weisses Edelwild auf den Tiermarkt kam, und ich habe ihn im Jahre 1897 hier gezüchtet; seine Mutter ist ein rotes Halbblut-Wapiti-Tier. Deshalb hoffe ich aber, dass er sich zu einem besonderen Prachtstück entwickeln wird: sein zweites Geweih, das er jetzt trägt, hat schon 10 Enden, und die unten, dicht neben der Augensprosse eingeschobene Eissprosse mahnt an den Wapiti-Grossvater. Die Endgabel des Geweihes steht allerdings quer, ganz nach dem Bauplan des Rothirschgeweihes.



NASHORN-PELIKAN (Pelecanus erythrorhynchus Gm.). Die interessanteste Pelikanart vermöge des sonderbaren Hornaufsatzes mitten auf dem Schnabel, der, wie der Federschopf am Hinterhaupte, zum Hochzeitsschmuck gehört, zeitig im Frühjahr erscheint und gegen Ende des Sommers verschwindet. Er wird jedenfalls abgeworfen, denn er ist eben eines schönen Tages nicht mehr vorhanden; dies geschieht aber wahrscheinlich immer beim Fischen und Gründeln im Wasser.

Der Nashorn-Pelikan brütet im südlichen Nordamerika, z. B. den Staaten Ohio und Texas, und überwintert in Nordamerika. In den Handel ist er in den letzten Jahren hie und da gekommen, immerhin aber eine der seltensten Arten. Er kommt in der Grösse dem gewöhnlichen Rosa-Pelikan nicht ganz gleich, hat aber, wie dieser, die gelben Füsse, den gelben Schnabel und Kehlsack, alles nur tiefer, rotgelb getönt. Ebenso hat er die schwarzen Flügelränder, die Grundfarbe des Gefieders dagegen ist blasser, mehr weiss.

Wenn irgend ein Vogel für einen ganz bestimmten Nahrungserwerb angepasst erscheint, so ist es der Pelikan: er ist der geborene Netzfischer, er bringt Fischnetz und Zubehör mit auf die Welt in Gestalt des langen, zugleich aber auch breiten, hamenartigen Schnabels und des nackten, weit ausdehnbaren Kehlsacks. Thatsächlich fischt er damit gründelnd das seichte Wasser ab, und zwar reihenweise, in wohlüberlegtem Zusammenwirken. Vor einem aufgesperrten Pelikanrachen kann man sich erschrecken: der ganze Schlund und Kehlkopf liegt offen da, und man glaubt, dem Tiere bis in den Magen zu sehen. Und Fische verschwinden darin, geschickt aus der Hand des Wärters aufgefangen und mit hochgerecktem Halse hinabgeschlungen: zum Staunen! — Ebenso haben die Füsse des Pelikans ihre Besonderheiten: es sind sozusagen verstärkte Schwimmfüsse oder, wie die Vogelkundigen sagen: Ruderfüsse. Nicht nur die drei Vorderzehen sind durch Schwimmhäute verbunden, wie bei den gewöhnlichen Schwimmvögeln, sondern eine solche zieht sich auch von der hinteren, etwas nach innen gewendeten Zehe, zu der nächstgelegenen vorderen.

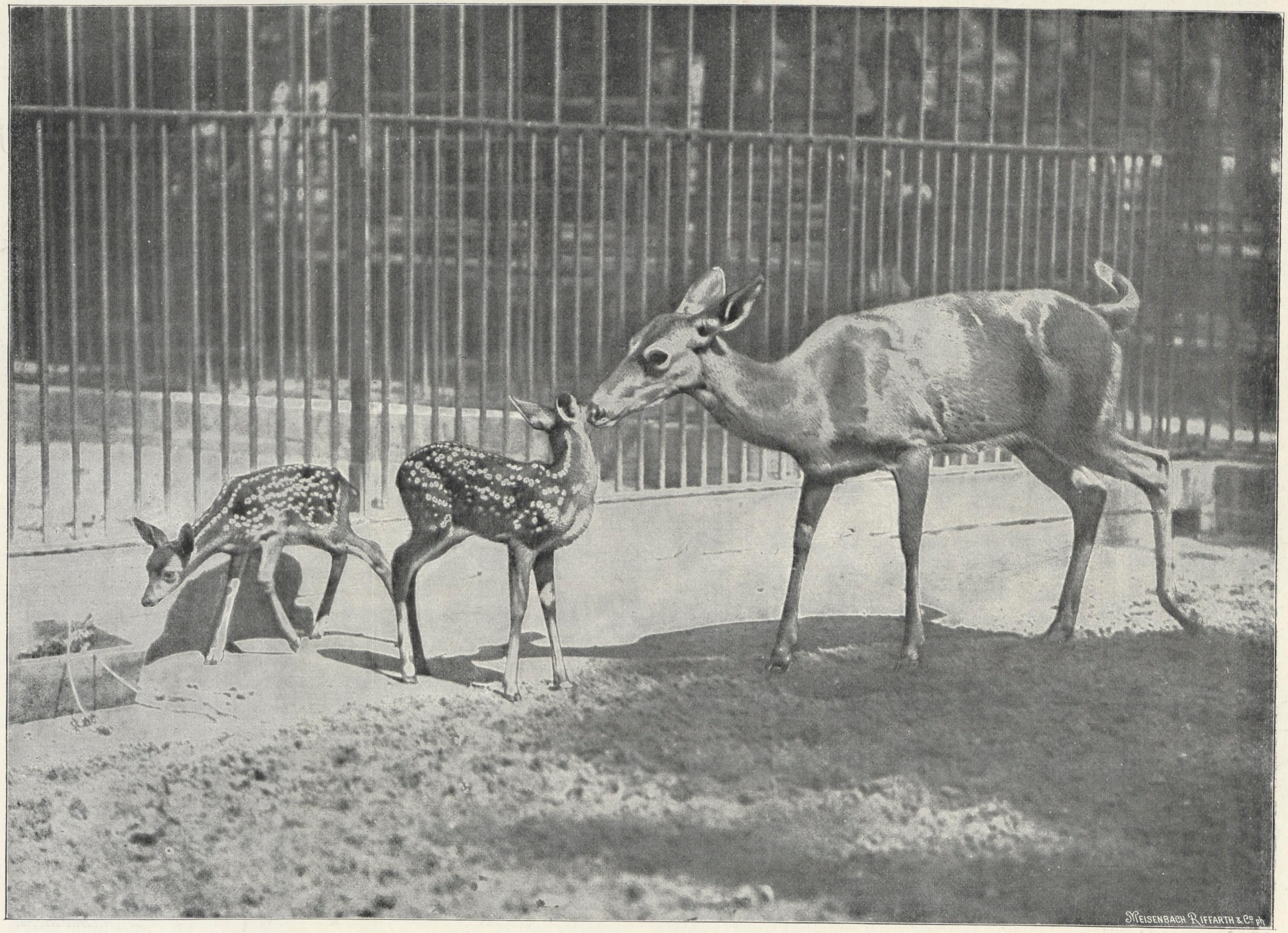


TSCHUNJA (Dicholophus burmeisteri Hartl.). Heisst auch Burmeisters Cariama, dem zoologischen Durchforscher Argentiniens zu Ehren, weil er der argentinische Vertreter des grösseren und im Tierhandel häufigeren Cariama aus Brasilien und Paraguay ist. Es sind höchst eigentümliche Vögel, diese Schlangenstörche, wie man Tschunja und Cariama zusammenfassend nennt! Man sollte lieber sagen: Schlangenkraniche oder Geierkraniche, in Anknüpfung an den Sekretär oder Kranichgeier, mit dem man sie früher zusammenstellte. Der Sekretär ist aber immerhin ein unzweifelhafter Raubvogel, während die systematische Stellung der Gattung Dicholophus den Ornithologen lange viel Kopfzerbrechen verursacht hat. Das Neueste ist, dass man sie in einer besonderen Ordnung der Kranichvögel mit den Kranichen zusammenstellt. Mit diesen haben sie nach Fürbringer im inneren Leibesbau die meiste Aehnlichkeit, andrerseits lassen sie allerdings auch Beziehungen zu den Rallen nicht verkennen, die ja überhaupt anscheinend alte, in der allgemeinen Entwicklung tief stehende Ausgangsformen des Vogelgeschlechtes sind. Bei den Schlangenstörchen mischen sich Raub- und Stelzvogelcharaktere: es sind Stelzvögel mit krummem Raubvogelschnabel, und selbst ihre Stelzbeine haben wieder etwas Raubvogelartiges in der grossen, stark gebogenen Kralle der zweiten Zehe, wie sie sonst nur bei Raubvögeln vorkommt. Thatsächlich nähren sich der Tschunja und sein Verwandter sehr viel von Tieren: grossen Kerbtieren (Grashüpfern), Kriechtieren u. s. w. Nach Burmeister hört man den Tschunja öfter, als man ihn sieht, da er im Buschwerk und hohen Grase vorzüglich sich zu decken versteht. Sein Schrei ist ähnlich dem abfallenden Gellen des Cariamas; nur folgen die einzelnen Töne rascher, kurz abgebrochen, auf einander. Der Kopf wird dabei ebenso zurückgeworfen. Zur Nacht bäumt der Vogel auf und liegt quer auf dem Aste, wie ein Huhn. Verfolgt, entschliesst er sich schwer zum Auffliegen, verlässt sich lieber auf seine langen Beine und wird so, bald vom rettenden Buschwalde abgeschnitten, von den argentinischen Meisterreitern mit der Schlinge lebend gefangen. In der Gefangenschaft ist der Tschunja ein äusserst liebenswürdiges, zutrauliches Tier, das sich ganz wie ein kluges Haustier benimmt.

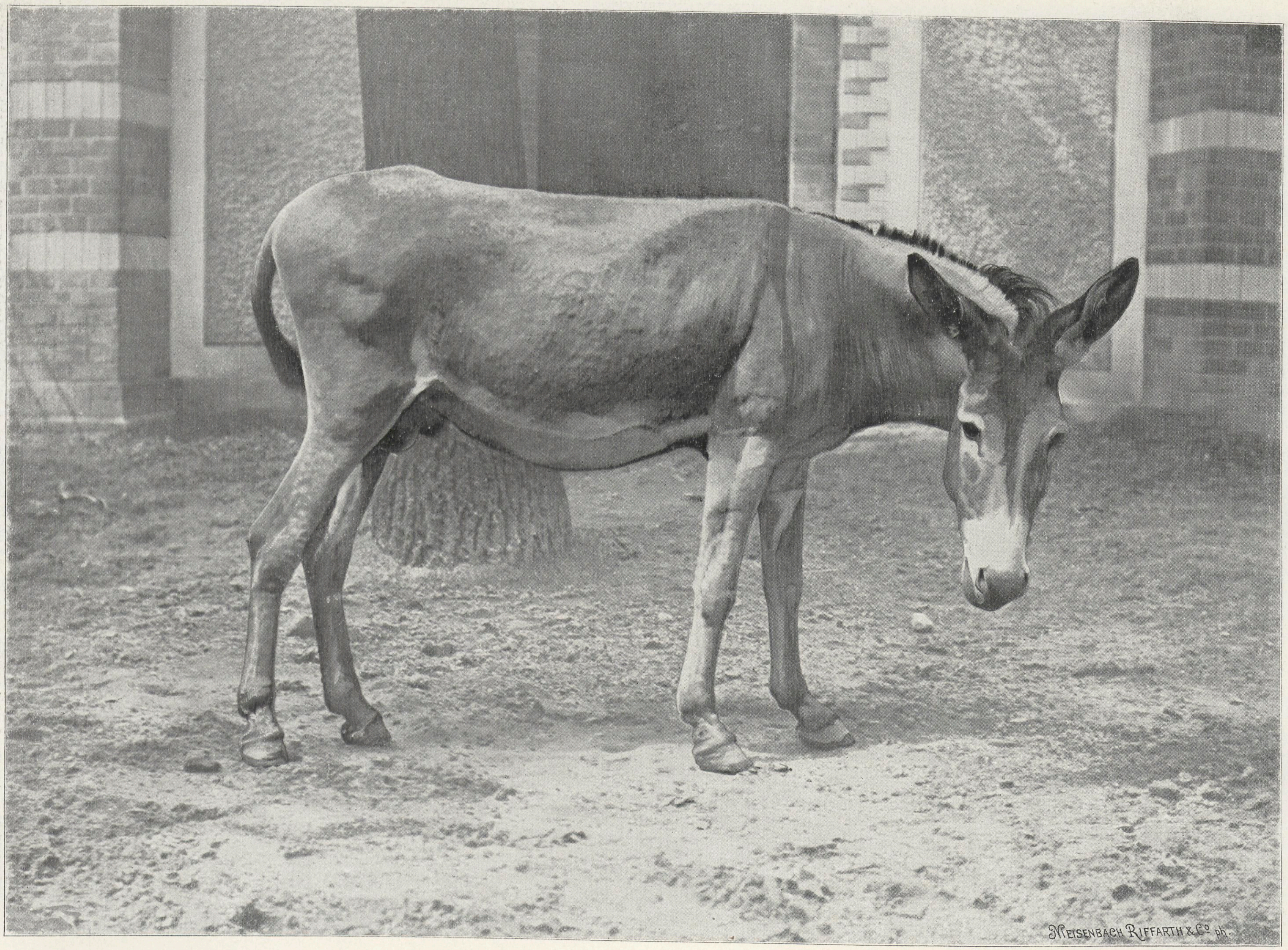


VIRGINISCHER HIRSCH. Er steht gerade in den Kolben, wie es in der Waidmannssprache heisst. Mit anderen Worten: er hat das Geweih „abgeworfen" und „schiebt" jetzt ein neues, „stärkeres" aus den behaarten Stirnzapfen, den „Rosenstöcken" heraus, das, von einer blutgefässreichen, sammartig behaarten Haut, dem „Bast", umgeben, sehr dick und kolbig aussieht. Die Neubildung des Geweihes ist übrigens doch schon so weit vorgeschritten, dass dasjenige zum Vorschein kommt, was die sogenannten Virginier, naturgeschichtlich die amerikanischen Mazama-Hirsche, im Geweih kennzeichnet, d. i. der mehr oder weniger nach vorn gebogene Oberteil und die einwärts gestellte, ganz auf die Innenseite der Stange gerückte Augensprosse, die sonst gewöhnlich bei den Hirschen nach vorne, ungefähr über die Augen weg verläuft. Im neuesten Sonderwerk über Hirsche (The deer of all lands) möchte zwar Lydekker diese Innensprosse nicht mehr als Augensprosse im Sinne unserer altweltlichen Hirsche gelten lassen — nach dem Vorgang von Gordon Cameron und im Gegensatz zu den älteren Hirschsystematikern Gray und Brooke, und der Grund, den er dafür anführt, gibt allerdings zu denken. Bei den Mazamas ist nämlich diese unterste, innere Sprosse nicht die erste, die der junge Hirsch nächst der Geweihstange selbst bildet, sondern sie erscheint erst nach mehreren Jahren und unterscheidet sich dadurch unzweifelhaft von der Augensprosse unserer altweltlichen Hirsche. Wie soll man aber nach anderer Auffassung den Aufbau des Virginiergeweihes erklären? Am wenigsten würde das hier in kurzen Worten möglich sein, und so möchte ich über das Geweih der Mazama-Hirsche nur noch ganz im allgemeinen sagen, dass dasselbe nach vorne meist in eine Endgabel ausläuft und vorher in seinem Mittelteil nach hinten und oben noch eine Anzahl Sprossen abzweigt, die, besonders eine mittlere, ebenfalls zur Gabelung neigen.

Im übrigen haben die Mazama-Hirsche, die sich in vielen Arten und Abarten durch die ganzen Staaten von Nord-, Mittel- und bis in das nördliche Südamerika nach Peru verbreiten, in ihrer schlanken, zarten Erscheinung viel Aehnlichkeit mit unserem Reh bis auf den langen „Wedel" (Schwanz).



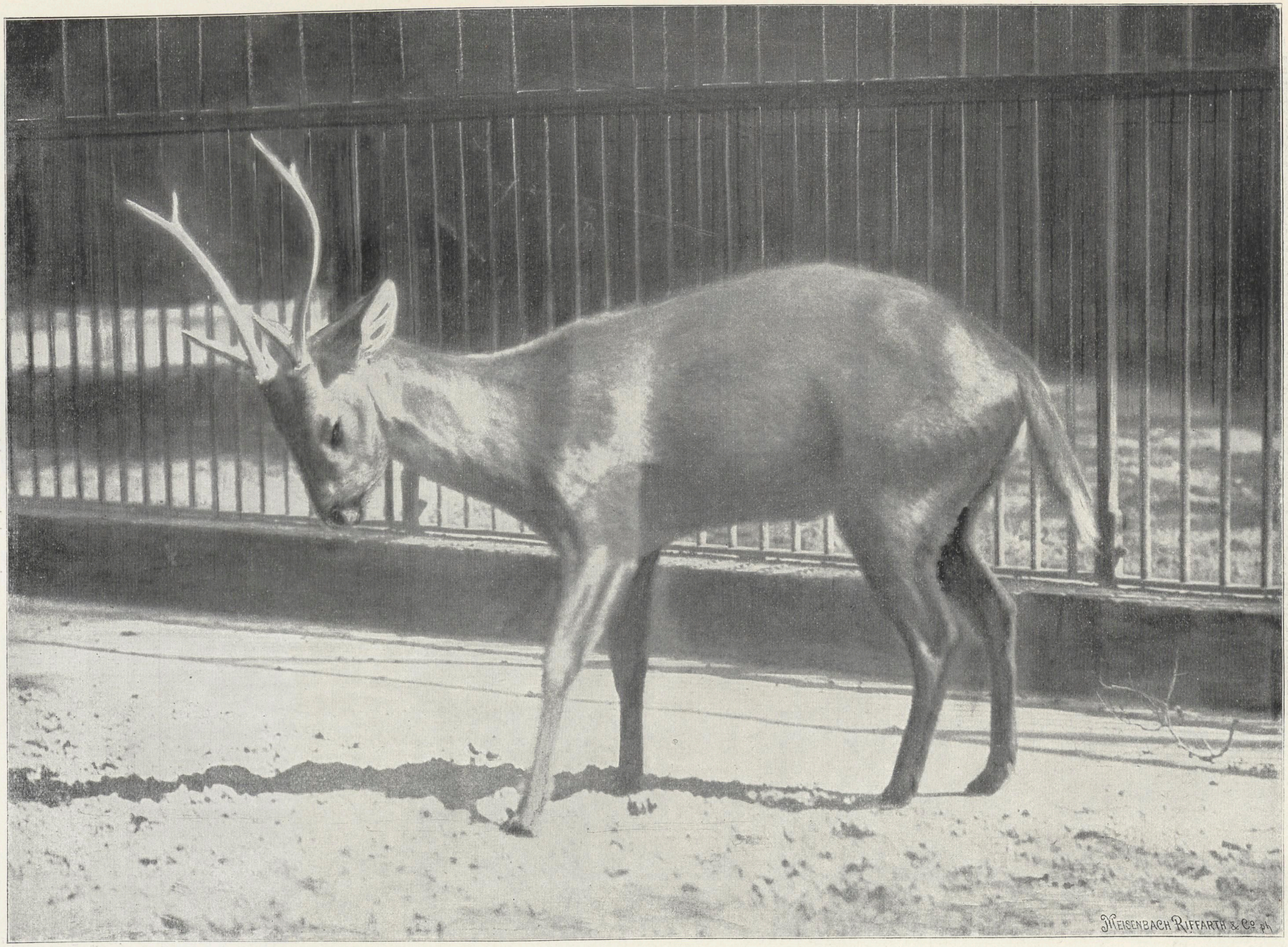
VIRGINISCHE HIRSCHKUH MIT KÄLBERN. Bei ihr tritt die Aehnlichkeit mit unserem Reh noch mehr hervor als beim männlichen Hirsch, zugleich aber auch weitere Unterschiede. Man sieht gerade auf unserem Bilde recht deutlich, wie viel schmaler und gestreckter sowohl im Hirn- als im Schnauzenteil der Kopf des virginischen Hirsches ist, als der des Rehes. Ueberhaupt muss man sagen, ohne der „Gazelle des deutschen Waldes" etwas von ihrer Lieblichkeit abstreiten zu wollen, dass der virginische Hirsch im Verhältnis zu seiner viel bedeutenderen Grösse noch feiner und anmutiger ist. Und nun gar die kleinen Kitzchen (meist Zwillinge): entzückendere Geschöpfchen kann man sich gar nicht denken! So satt und glänzend ist das Rot ihres Fellchens, so rein und leuchtend das Weiss der Fleckung, so zart und zierlich die ganze, kleine Gestalt. Es sind die reinen Elfenkinder, und ich habe jedesmal selbst wieder meine Freude, wenn ich sie jemand zeige. Kommen sie dann, aufgeregt, mit hochgestellten Wedeln, zur Stallthür herausgeflitzt und huschen einigermaassen ängstlich im Gehege hin und wieder, gleich ist die sorgliche Alte hinterher, beruhigend und leckend: ein wunderhübsches Familienbild. — Auch das rote Sommer- und graue Winterkleid hat der virginische Hirsch mit unserem Reh gemein; aber auch hier wieder ist zumal das glatte, tiefrote, feinhaarige Sommerfell des Virginiers ohne Zweifel viel schöner, als die spröde, fuchsige Decke unseres heimischen „roten Bockes". Der eigentliche Cervus (neuerdings Cariacus) virginianus Gm. ist der Mazamahirsch der nordamerikanischen Oststaaten oder vielmehr, man muss leider vielfach schon sagen: er war es. Denn wo der moderne Amerikaner das Land in Besitz und Benutzung nimmt, da ist bald von der eigentlichen Natur nichts mehr übrig, als der Erdboden und das Wasser, und für Wild ist dort zwischen Fabrikstädten und raffinirt bewirtschafteten Landgütern, zwischen Eisenbahnen und Dampfschiffen kein Platz. Mit um so grösserer Freude ist es zu begrüssen, dass neuerdings einige Dollarmillionäre in dem grossen Stile, wie sie alles zu betreiben gewohnt sind, angefangen haben, geeignete Ländereien zusammenzukaufen und als Freistatt für die Reste der einheimischen Tierwelt herzurichten.



UNSER WISSMANN-ESEL. Er war das Reittier dieses volkstümlichsten aller „Afrikaner“ auf seiner grossen Dampfer-Expedition und als solches ihm lieb und wert geworden; der gutherzige Held mochte nicht, dass es nach seiner Rückkehr einem ungewissen Schicksal verfiele. So sorgte denn Bumiller, der allzeit bereite und raschentschlossene Helfer und Mitstreiter, dass der Esel hierher in den zoologischen Garten kam, wo er es bis an sein Lebensende gut haben soll. Er trägt jetzt im Sommer jeden Nachmittag die Berliner Kinder spazieren als Mitglied unserer bekannten Reitkarawane.

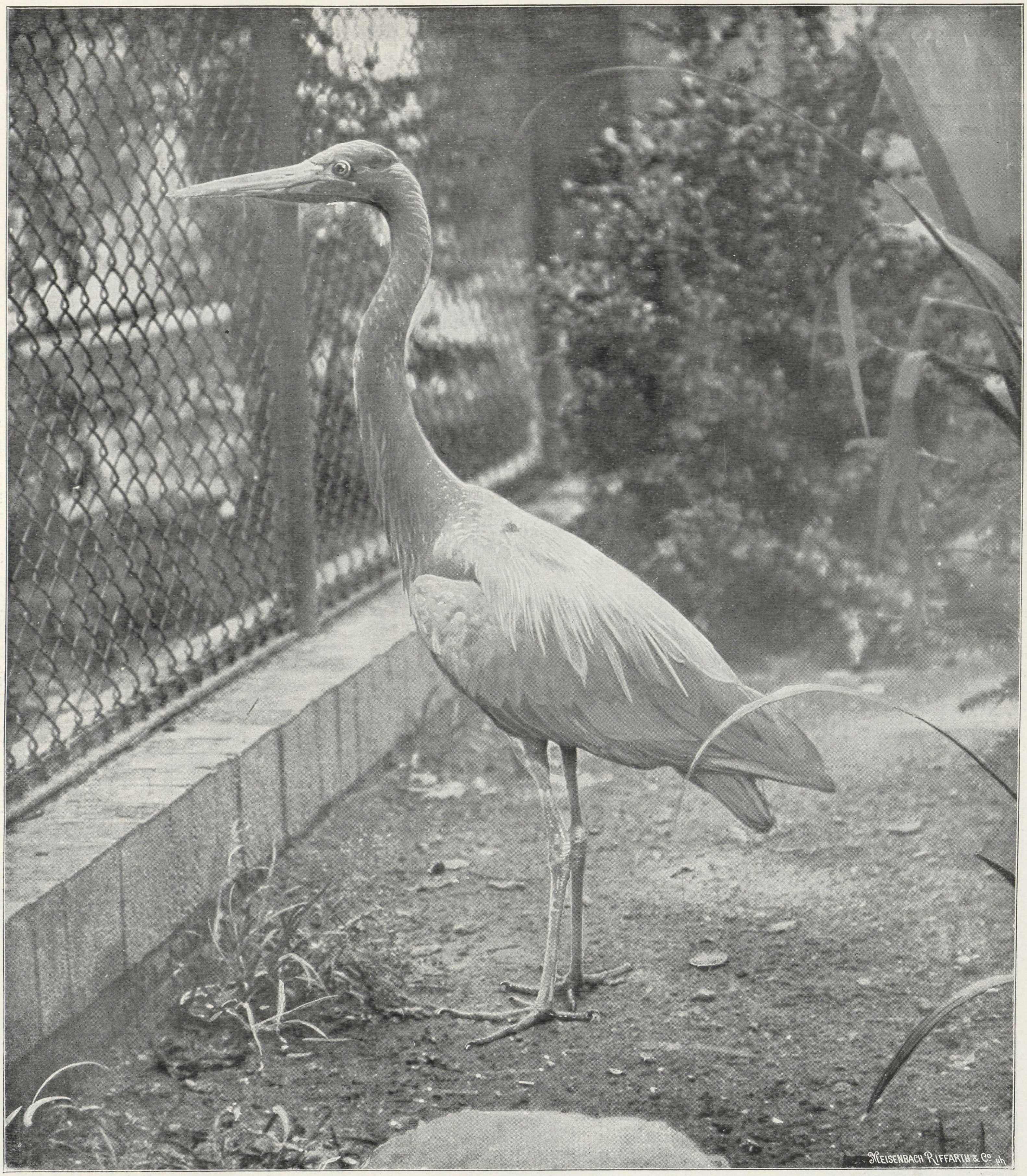
Nach dem, was ich über diesen historisch-kolonialpolitischen Esel erfahren konnte, ist er eine Kreuzung des eingeborenen deutsch-ostafrikanischen Waniamwesi-Esels mit dem edlen, grossen Maskatesel aus Südarabien, der auf Sansibar und an der Küste viel eingeführt und hoch bezahlt wird. Der Einfluss dieses besseren Blutes macht sich deutlich geltend in besserer Bau- und flotterer Gangart, und diese Halbblut-Maskatesel sind daher gerade für Karawanen- und Expeditionszwecke sehr beliebt, zumal sie mit ansehnlicher Grösse und lebhaftem Temperament Genügsamkeit und Ausdauer verbinden. Unser Wissmann-Esel war freilich ein Feinschmecker: er soll sich nach den Erzählungen seines Herrn auf dem Marsche vollständig ans Fleischfressen gewöhnt haben und auf ein Stück Huhn erpicht gewesen sein.

Wenn man im Zoologischen Garten täglich die prächtigen Wildesel vor Augen sieht, diese edlen, feurigen Tiere, so begreift man gar nicht, dass ihr zahmer Abkömmling zum sprichwörtlich „dummen Esel“ herabkommen konnte. Das kann nur der übermächtige Wettbewerb des Pferdes einigermaassen erklären, der den Esel zum schlecht ernährten und behandelten Lasttier des armen Mannes verdammte, zum richtigen „Packesel“, trotzdem oder vielleicht gerade, weil er das ältere Haustier ist. Hahn erklärt ihn in seinem ideenreichen Haustierwerke „für das älteste Tier, das sich der Mensch heranzog, nicht um sein Fleisch oder seine Milch oder das Haarkleid zu benutzen, sondern um es als Transporttier zu verwenden“.



SCHWEINSHIRSCH AUS SIAM. Wurde uns zusammen mit dem grossen, hochinteressanten Schomburgkshirsch zugeschickt von demselben Gönner und interessierte mich sofort ebenfalls aufs lebhafteste, weil er sich so auffallend unterschied von dem Schweinshirsch aus Assam, den ich bereits pflegte. Dieser ist kleiner und gefleckt, der neue grösser und ungefleckt; ausserdem hat er einen dunkleren Farbenton, der nur auf dem Rücken durch lichte Haarspitzen heller übersprenkelt erscheint, am Bauch und den Beinen aber geradezu in Schwarz übergeht. Letzteres ist übrigens beim gefleckten Schweinshirsch genau so, und ich begreife deshalb um so weniger, wie Blanford in seiner maassgebenden „Fauna of British India" behaupten kann, die unteren Körperteile wären blasser gefärbt. Gerade das Gegenteil ist der Fall, und Lydekker hebt in „The deer of all lands" sehr richtig hervor, dass der Schweinshirsch neben dem Wapiti der einzige Hirsch ist, der am Bauch eine dunklere Farbe hat, als auf dem Rücken. Sonst kommen wir aber auch durch das genannte, neueste Prachtwerk über Hirsche in der Naturgeschichte des Schweinshirschs nicht weiter. Denn, was Lydekker in dem wichtigsten Punkt für die Unterscheidung verschiedener Formen, über die geographische Verbreitung, sagt, ist nur eine Wiederholung dessen, was schon bei Blanford steht, namentlich auch in der Ungewissheit darüber, ob der Schweinshirsch auch nach Hinterindien hineingeht. Nun, der hier abgebildete stammt, wie gesagt, aus Siam, und wer ihn im Leben hier neben dem kleineren, gefleckten Nachbarn und Artgenossen sieht, wird keinen Augenblick mehr darüber im Zweifel sein, dass diese letztere, von Sclater als Cervus minor abgetrennte Abart zu Recht besteht. Ich denke mir die Sache so, dass der gefleckte, kleinere, hellere, der Vorderindier, der ungefleckte, grössere, dunklere der Hinterindier ist. Assam gehört ja mit zu Vorderindien, soweit es nach dem Gangesdelta abwässert.

Warum ich das alles vor einem grossen Leserkreis hier so breit trete? Um ein Beispiel zu geben, dass wir selbst die ganz gewöhnlichen, grossen Tiere, die man in jedem zoologischen Garten sieht, noch lange nicht befriedigend kennen.



TYPHON-REIHER (Ardea sumatrana Raffl.). Warum er so heisst, auch im Englischen und Französischen, darüber finde ich nichts, und ich kann mir auch nicht denken, was er mit jenen bösen Wirbelstürmen der indischen Meere zu thun haben soll, die man Typhon oder Taifun nennt. Jedenfalls verdient er seinen Namen insofern, als er ein recht unangenehmer und unverträglicher Geselle ist, der deshalb zur Einzelhaft neben dem Riesenreiher im Stelzvogelhause hat verurteilt werden müssen, obwohl er kaum so gross ist, wie unser Fischreiher.

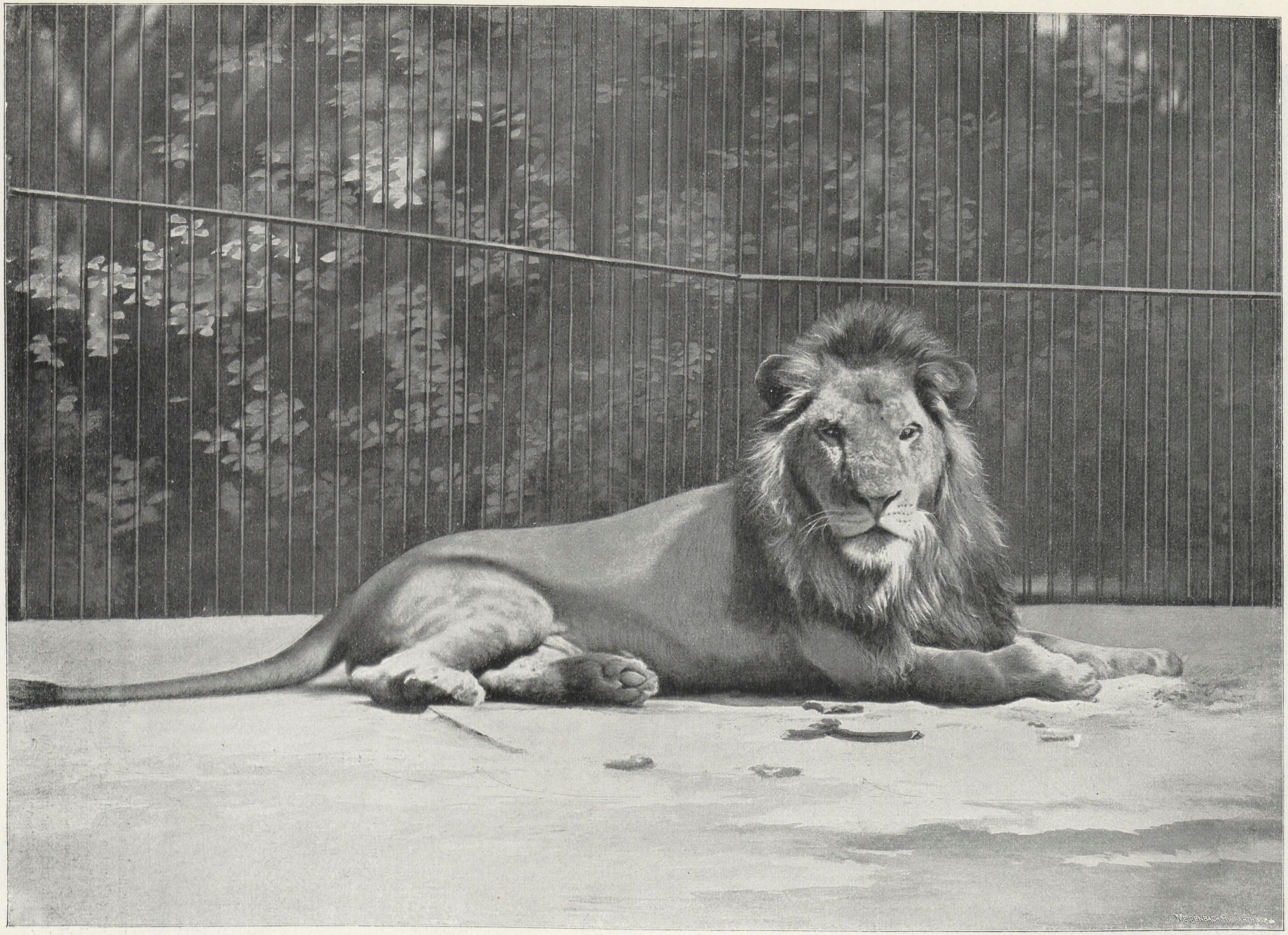
Damit stimmt es ganz auffallend, dass er auch in der Freiheit einzeln lebt. Nach Blanford kommt er z. B. in Tenasserim nur an der Seeküste und den Flussmündungen vor, sucht dort zur Ebbezeit die Wasserlachen nach zurückgebliebenen Fischen und anderem Meeresgetier ab und ruht während der Flut einsam und ungesellig auf den Mangrovebäumen. — Der Typhonreiher, der sich über Indien und die Sundainseln bis nach Australien verbreitet, ist sehr einfach gefärbt; sein dunkles Schiefergrau, das am Halse etwas ins Rotbraune spielt, steht ihm aber doch gar nicht übel, zumal er sich immer recht schmuck und sauber hält, und dem genaueren Tierkenner gewährt es einen eigenen Reiz, die bekannte Gestalt unseres heimischen Fischreihers, aber ohne jede Zeichnung, in dieser eintönigen Farbe vor sich zu sehen. Man muss aber stets auf der Hut sein vor dem Burschen: wenn er so den Kopf hochreckt, wie auf unserem Bilde, und mit stierem Blick in dem stechenden, gelben Auge, ohne ein Glied zu rühren, dasteht, wie versteinert, führt er nichts Gutes im Schilde, und wer ihn zu nahe besehen will, hat seinen Schnabelhieb ins Gesicht weg.



KLUNKER-KRANICH (Grus carunculata Gm.). Ist einer der eigenartigsten und schönsten, zugleich aber seltensten und wertvollsten Kraniche, der bis jetzt nur spärlich in einzelnen Exemplaren von dem Tierhändler Reiche-Alfeld aus dem Transvaal eingeführt worden ist. Nach Blaauw geht er aber an der Küste viel weiter nördlich, und zwar im Westen bis Benguella und zum Kongo, im Osten bis Schoa (Abessinien).

Der Klunker-Kranich hat seinen Namen von zwei herabhängenden Hautfalten am Kinn; „Glocken" würde man bei Rassegeflügel sagen. Er ist ein sehr stattlicher Vogel, grösser als unser europäischer Kranich, und sehr ansprechend gefärbt. Die verschiedenen Töne seines Gefieders, die von Schwarz durch alle Schattirungen von Grau bis zum reinen Weiss gehen, gibt auch unser farbloses Bild sehr deutlich wieder. Schwarz ist der Unterkörper, weiss der Hals, dunkelgrau die Oberkopfplatte, die nach hinten abgerundet abschneidet. Ebenso setzt sich der weisse Hals gegen Brust und Rücken scharf ab, und es zieht sich hier als Grenze der dunkle Ton der Unterseite auf den Rücken herauf; nach hinten verblasst er dann allmählich bis zu Hellgrau auf den Flügeln. Eine sehr merkwürdige Eigentümlichkeit ist noch die nackte, rote, warzige Haut des Vordergesichts, die sich auch auf die Kante der Halsklunkern fortsetzt.

Schon äusserlich, zumal durch die Federschleppe, erinnert der Klunkerkranich an den häufigeren und bekannteren Paradieskranich; thatsächlich erweist er sich aber auch durch die Gestalt seiner Luftröhre und andere systematische Merkmale als dessen nahen Verwandten und Angehörigen der neuerdings abgetrennten Kranichgattung Anthropoides.

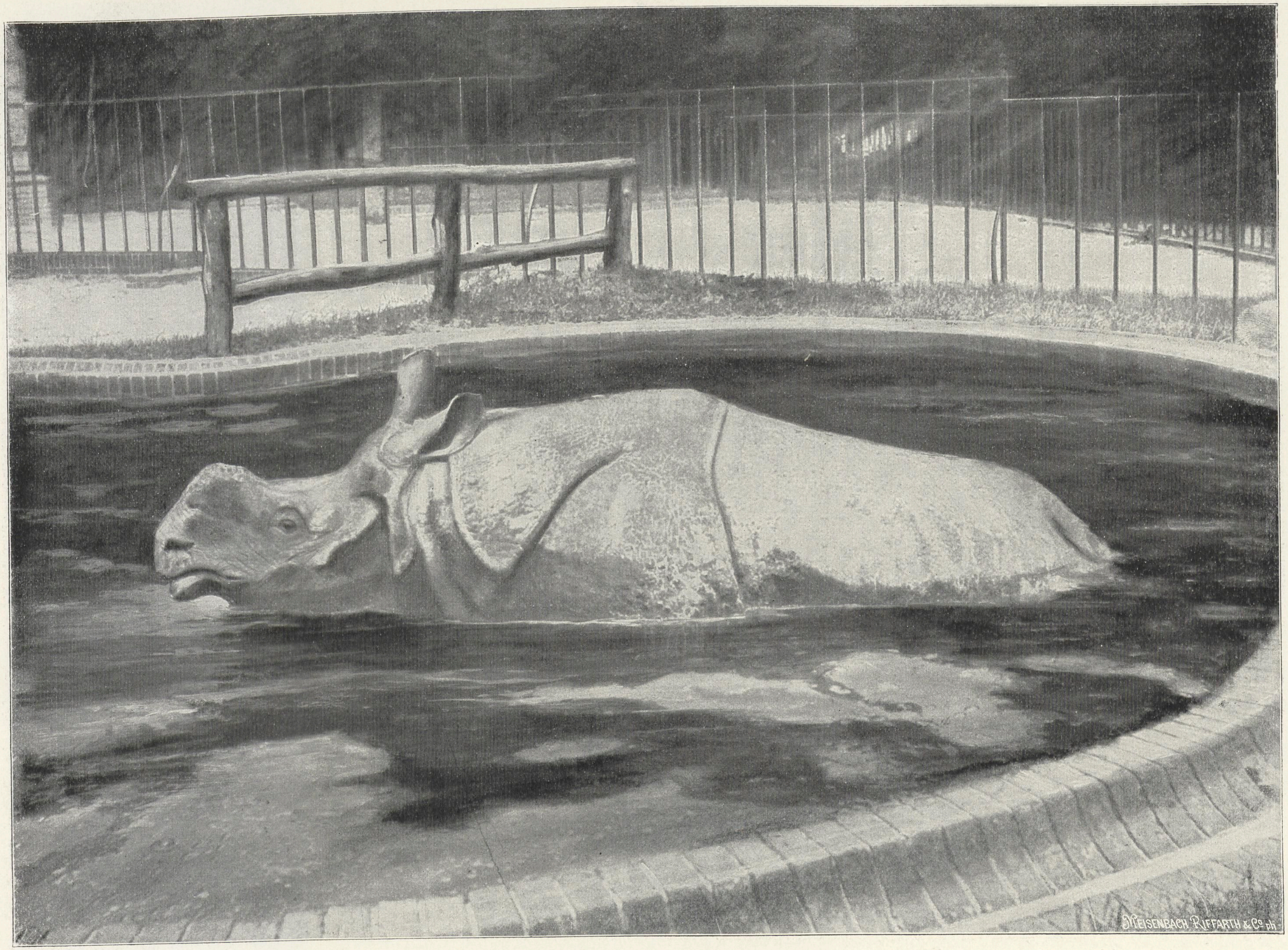


VIERJÄHRIGER TRANSVAAL-LÖWE. Es ist eine ältere Aufnahme unseres Denkmalslöwen, die zeigt, wie auch die Tierperson im Laufe der Jahre sich ändert. Der männliche Löwe braucht geraume Zeit zu seiner Entwicklung; gegen sechs Jahre dauert es allein, bis er im vollen Schmucke seiner schönsten Zierde, der Mähne, prangt.

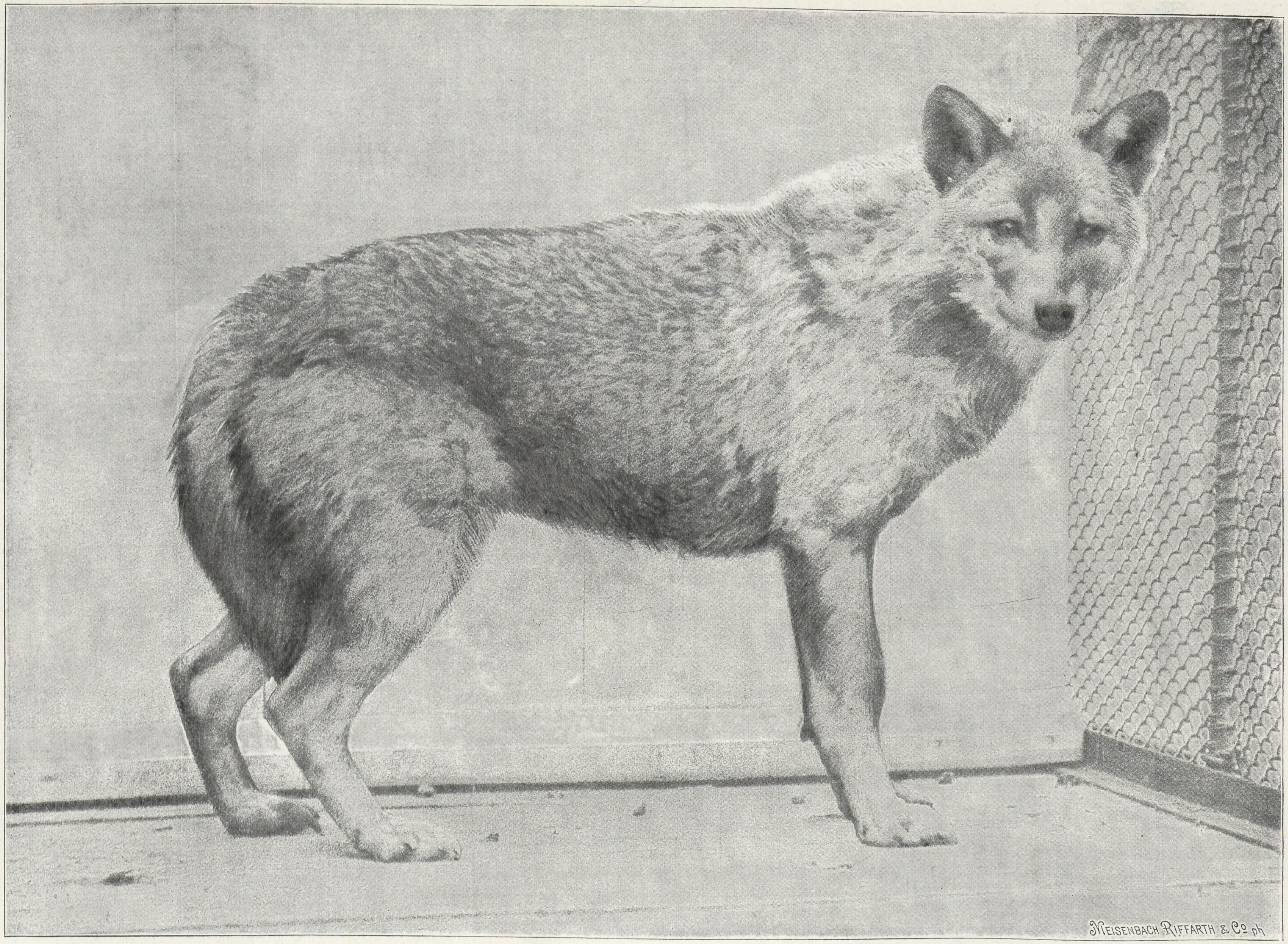
Ausser der Mähne ist eine besondere Eigentümlichkeit des Löwen seine kolossale Stimme. Während die grossen Katzen sonst im allgemeinen sehr wenig stimmbegabt sind, kann der Löwe thatsächlich brüllen, dass der Erdboden zittert. Ich habe selbst mehr als einmal im Raubtierhause das kribbelnde Gefühl unter den Fusssohlen gehabt!

Diese Ausbildung der Stimme, die übrigens mehr oder weniger auch die Löwin besitzt, ist ebenfalls eine Begleiterscheinung des ursprünglich geselligen Lebens des Löwen, seiner Eigenschaft als gemeinschaftlich jagenden Steppenraubtieres, das mit verteilten Rollen sein Wild: Antilopen, Zebras und das Herdenvieh des Menschen beschleicht. Diese setzt das hier und dort erdröhnende Brüllen in Schrecken und Verwirrung, kopflose Flucht ist die Folge, und so treibt ein Löwe dem anderen oder auch sich selbst durch die Stimme die Beute zu. Die Viehzüchter im Sudan sind überzeugt, dass der Löwe eigens zu diesem Zwecke brüllt, und wenn man, wie Brehm, das Brüllen unmittelbar vor dem Einbruch in die Viehhürde gehört hat, glaubt man es selbst.

Im Anschluss an diese Beobachtung erzählt Brehm mit seiner genialen Anschaulichkeit den weiteren Verlauf des Löwenüberfalles, der einen Begriff von der kaum glaublichen Körperkraft des Raubtieres giebt. Dieses sprang über den mehr als mannshohen Dornenzaun, schlug ein zweijähriges Rind und sprang mit der Beute im Rachen wieder zurück. Wahrhaft kläglich nimmt sich dagegen die Erzählung von einem Löwen-Stier-Kampfe in der französischen Stadt Roubaix aus, die kürzlich durch die Zeitungen ging. Da hatte der Löwe sich von dem Stier ohne Widerstand elend misshandeln lassen. Was mag das aber auch für ein Löwe gewesen sein? Ein altes Menagerietier, körperlich und geistig gebrochen durch lange, enge Haft.



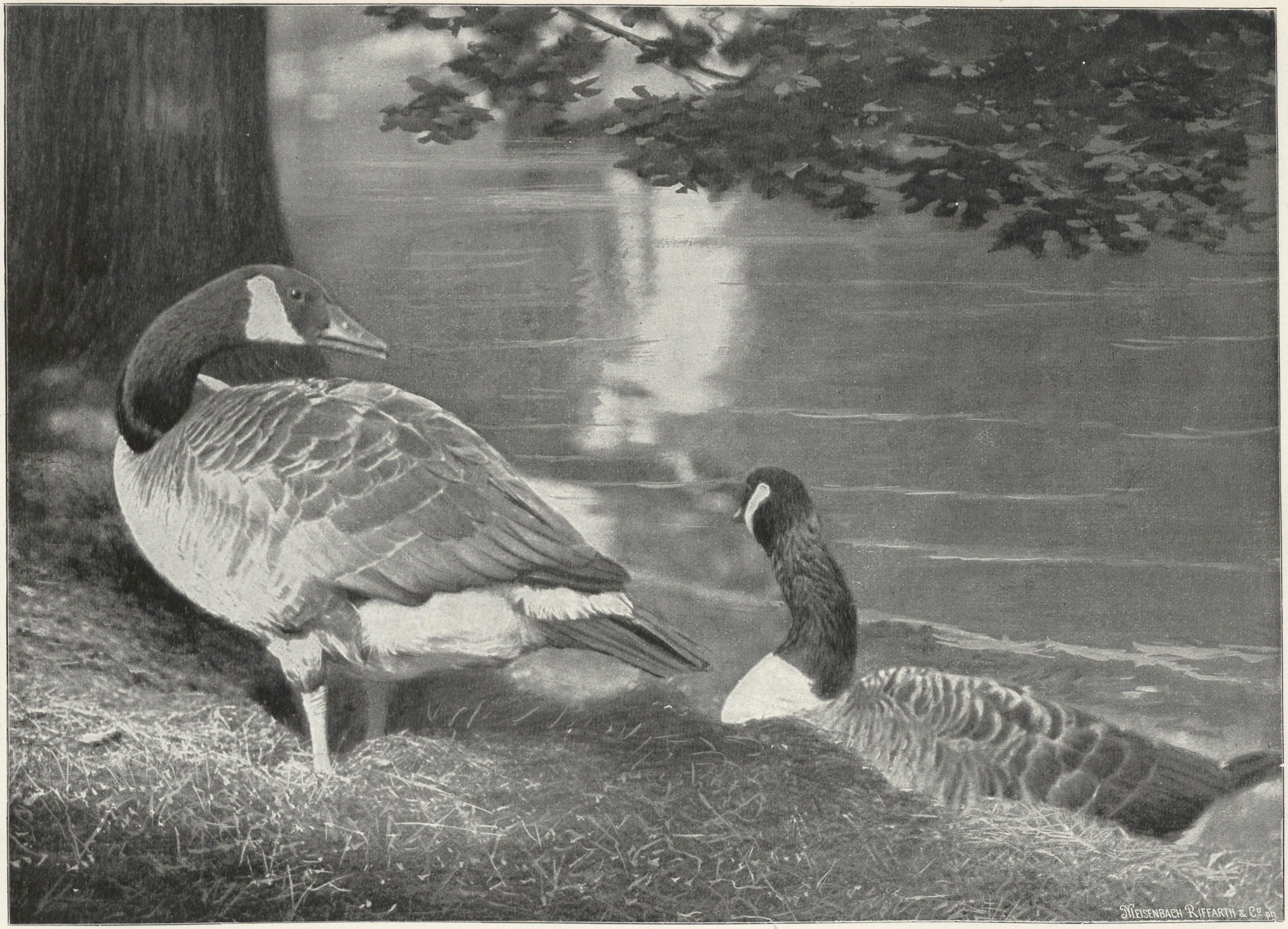
NASHORN IM BADE. Hier hat es das Horn abgeworfen. Bei der Dauerhaftigkeit der Nashörner hatte man das natürlich lange schon in den zoologischen Gärten beobachtet, aber immer an ein „Malheur" geglaubt und sich dann wieder getröstet, wenn der Schaden sich ausglich. Manche Nashörner haben in der Gefangenschaft auch die leidige Gewohnheit angenommen, sich das Horn an den Wänden und Gittern abzuwetzen, und an diesen ist dann nichts mehr zu beobachten. Hier und in Köln fand aber das Abfallen des Hornes unter Umständen statt, die es unbedingt als ein ganz normales Lebensereigniss des Nashorns erscheinen liessen. So ging denn Kollege Wunderlich der Sache endlich auf den Grund und legte die eigentliche Bedeutung des Vorgangs in der Festschrift zum 50jährigen Doktorjubiläum unseres gemeinsamen Lehrers und Meisters Leuckart wissenschaftlich fest. In den ersten Tagen nach dem Abwerfen ist die Nasenhaut an der Stelle, wo das Horn gesessen hat, dunkelrot und prall mit Blut gefüllt, so dass sie aussieht, wie eine schlimme Geschwulst, und wenn das Tier im gewohnten Drauflosfahren etwa mit der Nase das Gitter berührt, zuckt es vor Schmerz zurück. Bald bildet sich aber ein Schorf, und nicht lange dauert es, so ist die Wundstelle mit einer neuen Hornkruste überzogen; man weiss dann nicht mehr, ob man ein abgewetztes oder ein in der Neubildung begriffenes Horn vor sich hat. Beim afrikanischen Nashorn ist über einen Hornwechsel anscheinend noch gar nichts beobachtet worden, und doch hätte dasjenige, welches im Jahr 1884 hier starb, wohl lange genug gelebt, dass man das Abfallen des Hornes wenigstens einmal hätte feststellen können, wenn dies, wie beim indischen, im Zeitraum von 5 bis 6 Jahren geschähe. Wenn aus Afrika kleine Nasenhörner kommen, so nimmt man einfach an, dass sie von jüngeren Tieren stammen, und ich erinnere mich auch keiner einzigen, weder schriftlichen noch mündlichen Angabe, dass in Afrika einmal ein ausgewachsenes Nashorn ohne Nasenhörner gesehen worden wäre. Bei den indischen Doppelnashörnern, dem sumatranischen und dem nahe verwandten vom hinterindischen Festlande, sind die Hörner so niedrig, warzenartig, dass hier eine Beobachtung sehr erschwert wird.



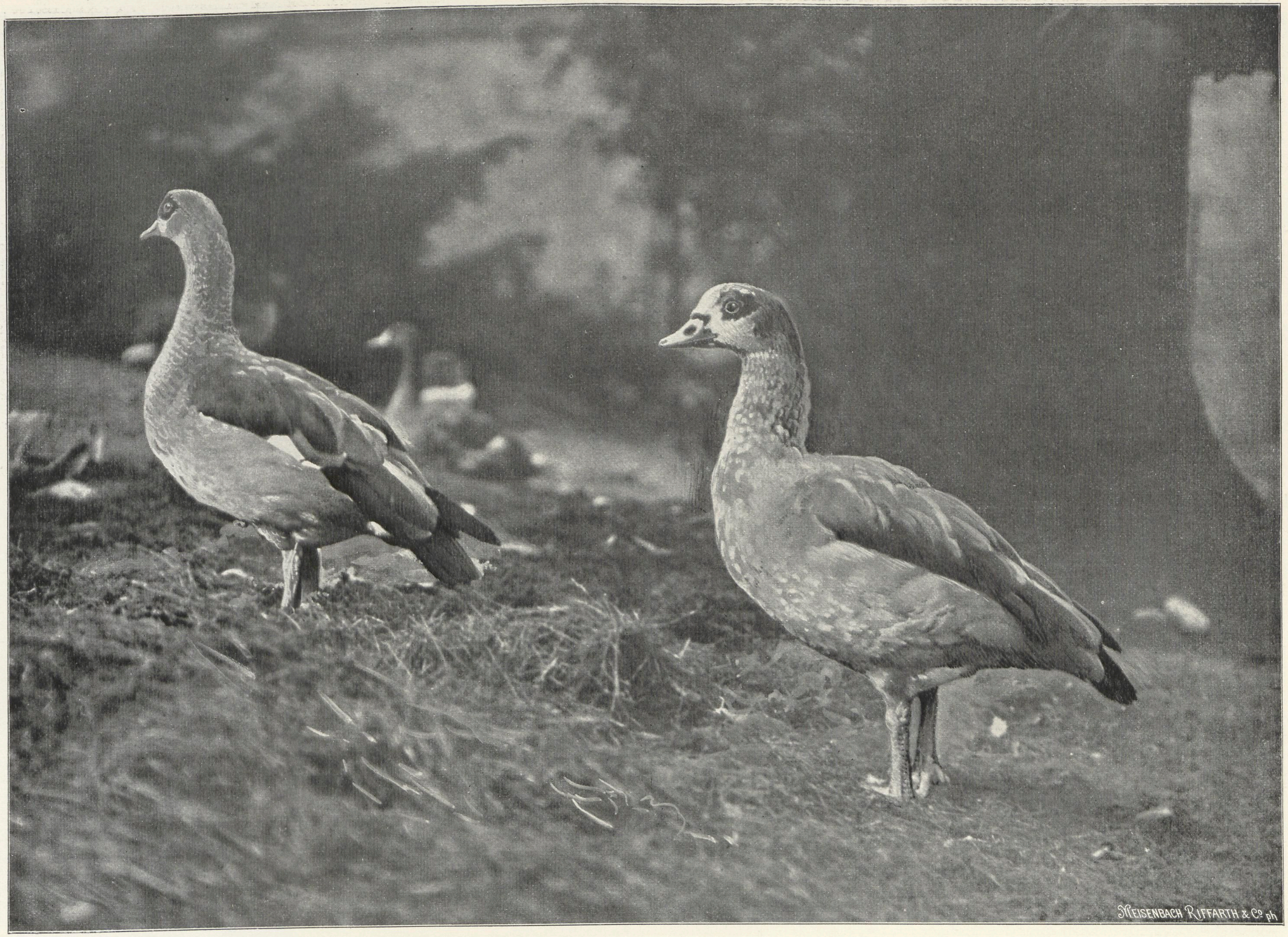
EUROPÄISCHER SCHAKAL (Canis dalmatinus Wagn.). Dass es auch in Europa Schakals giebt, dürfte selbst unter den Tierfreunden weniger bekannt sein. Um so begieriger war ich. dieses Tier selbst kennen zu lernen und es unseren Besuchern vorzuführen. Inzwischen hat sich mir diese schon im „Tierreich" 1897 ausgesprochene Hoffnung erfüllt „dank freundlicher Hilfe meines Kollegen Hermes vom Aquarium, dessen Fangstation Rovigno Verbindungen mit der dalmatinischen Küste und u. a. auch mit der Insel Curzola angeknüpft hat." Letztere ist ein sicherer Fundort des Dalmatiner-Schakals, und dorther stammen auch unsere Exemplare. Sie kamen sehr klein an; als sie aber einigermaassen herangewachsen waren, zweifelten wir nicht mehr, dass sie zwar ganz in die Nähe des indischen Schakals (Canis aureus L.) gestellt werden müssen, aber durchaus nicht mit ihm zusammengeworfen werden dürfen. Sie sind eben nicht „aureus", d. h. hell goldrot, sondern nur an Kopf und Beinen einigermaassen einfarbig blassbraun, am Körper und Schwanz dagegen von jener schwer zu beschreibenden Wolfssprenkelung, die durch abwechselnd helle und dunkle Ringelung des einzelnen Haares entsteht. Daher benennt und beschreibt denn auch schon im Jahre 1841 der alte, vortreffliche Andreas Wagner, auf den man immer wieder nur mit Bewunderung zurückgreifen kann, einen Canis aureus dalmatinus, und er unterscheidet ihn sogar sehr gut von dem peloponnesischen Schakal, seinem C. a. graecus, dessen einfarbige Teile viel lebhafter rot, und dessen gesprenkelte dunkler, mehr schwärzlich sind. Wie anders Mivart, der neueste englische Sonderschilderer der Familie der hundeartigen Raubtiere, dessen „Monograph of the Canidae" man von vornherein schon mit gemischten Gefühlen zur Hand nimmt wegen der schlechten, schablonenmässigen Bildertafeln, die beweisen, dass ein namhafter wissenschaftlicher Illustrator zur Abwechslung auch einmal recht Minderwertiges leisten kann. Gewiss ist in der Gruppe der europäisch-asiatischen Schakale noch vieles, vielleicht das meiste klarzustellen; aber das muss man dann eben auch leisten, wenn man ein umfangreiches, streng wissenschaftliches Prachtwerk herausgiebt: „Mangel an Gelegenheit zur Vergleichung" ist da keine Entschuldigung.



JUNGE KORSAK-FÜCHSE. Wie eine Bande gefangener Strauchdiebe liegen sie da, niedergeduckt und scheu um sich schielend! Sie wussten nicht, wie ihnen geschah, als sie mit der beweglichen Rückwand des Photographierkäfigs in die richtige Entfernung vom Apparate geschoben wurden, um scharf in diesen eigenartigen Stellungen verewigt zu werden. Genau so präsentieren sie sich gewöhnlich dem Beschauer, und nur manchmal fährt aus der zusammengedrängten, plattgedrückten Masse ein aufgesperrter Rachen mit dem bekannten, „keckernden" Fuchsgeschrei empor. Dieses blödsinnige Benehmen, das Alte wie Junge gleicherweise an den Tag legen, und in dem gar keine Besserung eintritt, obwohl die kleinen Dümmlinge doch nachgerade gemerkt haben müssten, dass Ansehen nicht weh thut, macht mich Matschies Ansicht geneigt, dass der Korsak der südliche (innerasiatische) Vertreter des Eisfuchses sei. Denn das ist auch so ein Schwachkopf, der dem Namen „Fuchs" wahrlich keine Ehre macht! Ob diese gemeinsame „Dämlichkeit" damit zusammenhängt, dass beide in ihrer menschenleeren Heimat nicht sonderlich nötig haben, ihren Witz zu üben? Man sollte doch gerade meinen, dass sie in jenen unwirtlichen Gegenden einen recht harten Kampf ums Dasein zu kämpfen hätten! Vielleicht sind sie aber für diesen, wie sie ihn in der Regel bestehen müssen, recht gut gewappnet und nur geistig nicht beweglich genug, um sich in jeder Lebenslage zurecht zu finden, wie ihr Vetter Reinecke, der in der Nähe des Kulturmenschen „mit allen Hunden gehetzt" worden ist! Erfreulich ist es wieder, schon von Andreas Wagner in den Supplementen zum „alten Schreber" zu lesen, dass der Korsak „eine dem Polarfuchs ähnliche Gestalt" habe. Er ist aber noch kleiner als dieser, kaum halb so gross als unser Fuchs; von Farbe rötlichgrau, die Beine weisslich, die Fusssohlen dicht behaart: abermals ein eigentümliches, mit dem Eisfuchs gemeinsames Merkmal. Der Korsak verbreitet sich von der Wolga und dem Kaspischen Meere durch ganz Mittelasien bis zum Baikalsee und auch nach Süden bis Indien; unser fruchtbares Pärchen stammt aus der Kirgisensteppe im Gouvernement Semipalatinsk.



KANADISCHE GANS (Brenthus canadensis L.). Ist eine Meergans im ornithologischen Sinne, die aber im Binnenlande lebt, und zwar, wie der Name schon sagt, im nördlichen Nordamerika. Als Meergans erweist sie nicht nur der Bau des Schnabels, sondern auch die ganze Färbung und Zeichnung: schwarzer Kopf und Hals mit weisser Wange und Kehle; graubraune Oberseite mit helleren Federrändern, weissliche Unterseite, weisser Steiss, schwarzer Schnabel und Fuss. Die kanadische Gans ist die grösste Meergans, die grösste Wildgans überhaupt und giebt der Hausgans in dieser Beziehung nichts nach. Der praktische Amerikaner hat sie daher zum Haustier gemacht, zumal sie keinen kleineren und schlechteren Braten liefert und bessere Daunen giebt als die Hausgans. Sie erzeugt auch leicht Mischlinge mit der Hausgans, die sehr gross und leicht mästbar sind, und ich selbst halte zur Zeit ein paar solch merkwürdiger Vögel, die aussehen wie kurzhalsige, langschnäbelige Kanadagänse mit verwischter Färbung und Zeichnung, hellrötlichem Schnabel und ebensolchen Füssen. Diese Mischlinge werden nach Dürigen in Amerika am meisten geschätzt, noch höher als reinblütige Kanadagänse. Im Tierhandel ist die Kanadagans sehr häufig; man zahlt jetzt kaum mehr als 20 M. für das Stück. In den zoologischen Gärten ist sie daher eine selbstverständliche Erscheinung; auf dem ländlichen Geflügelhofe scheint sie sich aber nicht einbürgern zu wollen, und doch sollte das Lob, das der Amerikaner ihr zollt, dazu ermutigen, zumal sie in jeder Beziehung genau ebenso gehalten werden könnte, wie die Hausgans. Sie pflanzt sich auch leicht und ohne Umstände fort: hier im Garten brütete früher einmal ein Paar an einem Tümpel in den Büffelgehegen. Brehm nennt die Kanadagans „Schwanengans", und ihr langer Hals giebt ja eine gewisse Berechtigung dazu; der Name ist aber bereits für jene kurzrumpfige, langhalsige Hausgansrasse aus Nordchina gebräuchlich, die nach ihrem Stirnhöcker auch Höckergans heisst. Auch die kanadische Gans besitzt jene ausserordentliche Sinnesschärfe, Scheu und Klugheit, wie unsere Wildgänse, und ausserdem noch die sonst den Gänsen abgehende Fertigkeit zu tauchen.



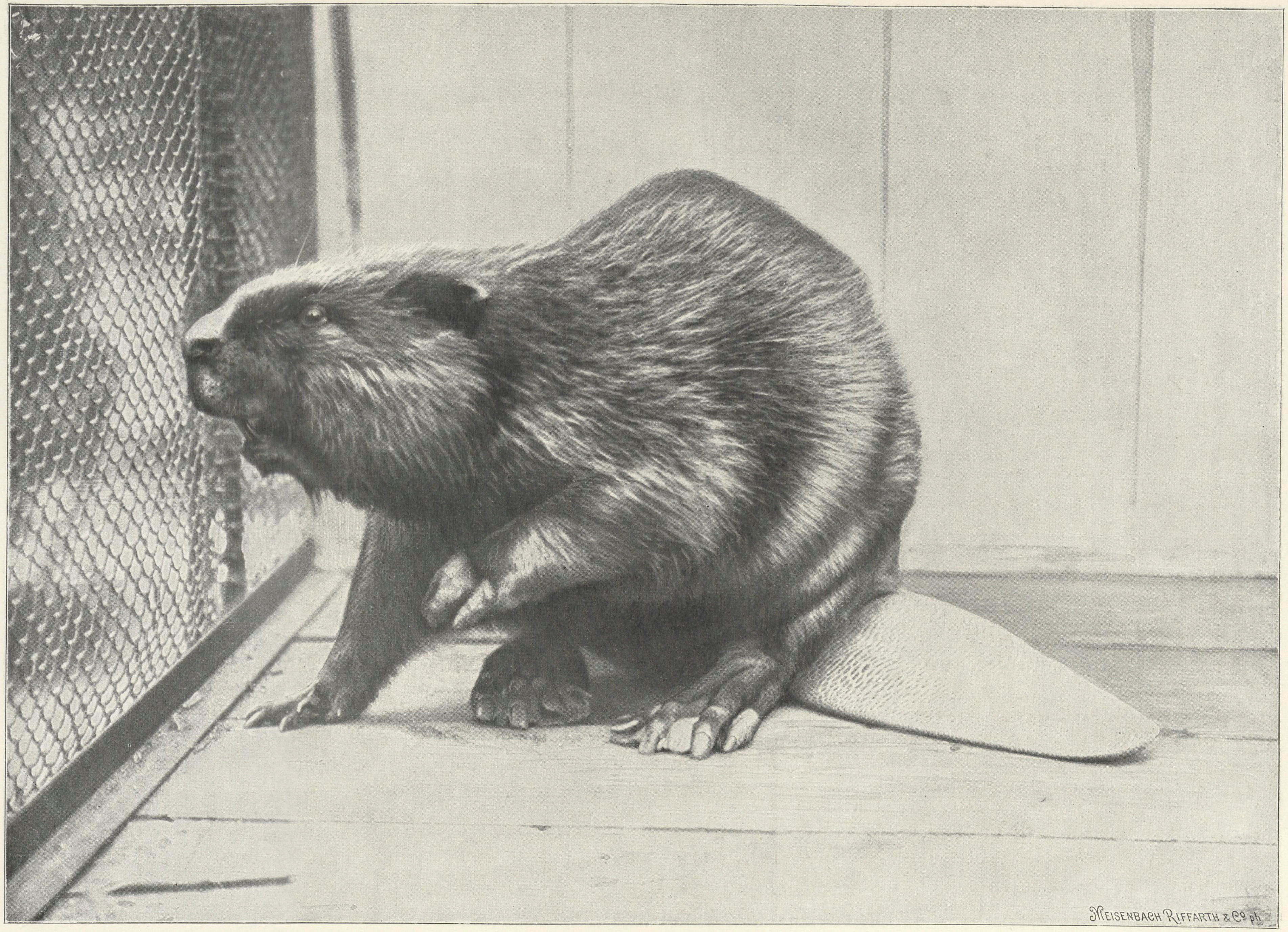
NIL-GANS (Chenalopex aegyptiacus L.). Ist lange nicht so beschränkt in ihrer geographischen Verbreitung, wie ihr deutscher sowohl als ihr lateinischer Name vermuten lassen. Sie kommt nicht nur in Aegypten und am Nil vor, sondern im grössten Teile Afrikas südlich der Sahara; wir haben sie z. B. auch schon aus Deutsch-Ostafrika als Geschenk erhalten. In jedem zoologischen Garten ist die Nil-Gans sozusagen eine selbstverständliche Erscheinung, die aber den Besucher doch immer wieder fesselt durch ihr hübsches Aeussere und ihr lautes Wesen: die Gans immer trompeternd, der Gänserich mit heiserem Schnattern sie begleitend. Dem Pfleger machen die Nil-Gänse freilich oft viel zu schaffen durch ihre unbändige Streit- und Herrschsucht; ein Brutpaar beansprucht ein ganzes Teichufer für sich und fegt alles andere Wassergeflügel herunter, was sich dahin wagt. In blinder Wut habe ich hier einmal eine gegen einen Baum rennen sehen, dass sie ein ganzes Ende wieder zurückprallte. — Das hübsche Gefieder der Nil-Gans ist nicht so leicht geschildert: es hat sehr feine Uebergänge von Rot, Braun und Gelb. Die Gegend ums Auge ist kastanienbraun, und dieselbe Farbe hat ein Brust- oder vielleicht besser gesagt: Bauchfleck; dieser ist auf unserem Bilde nur wenig von der Seite zu sehen, weil er sehr tief sitzt. Die Flügel schimmern grün und violett und haben einen weissen Spiegel. Im übrigen ist der Körper hellgelbbraun, oben, Nacken und Rücken, mehr rostbräunlich, fein dunkel gewellt. Schnabel und Füsse sind rot. Beim Weibchen sind alle diese Farben matter, spielen mehr ins Graue, und der, ebenso wie die Augenzeichnung, unregelmässig umgrenzte Bauchfleck ist kleiner.

Im Vogelsystem bildet die Nil-Gans mit einer südamerikanischen Verwandten, der Orinoco-Gans, die Gattung der Baumgänse, die ihren Namen davon haben, dass sie sich gern und viel auf Bäume setzen und auch dort nisten. Dabei werden sie durch ihre hohen Beine und die von Schwimmhaut vollständig freien Zehennägel unterstützt. Der Schnabel hat durch die Lamellenbildung auf der Innenseite etwas Entenartiges. Der Flügelbug trägt einen spornartigen, aber stumpfen Höcker.



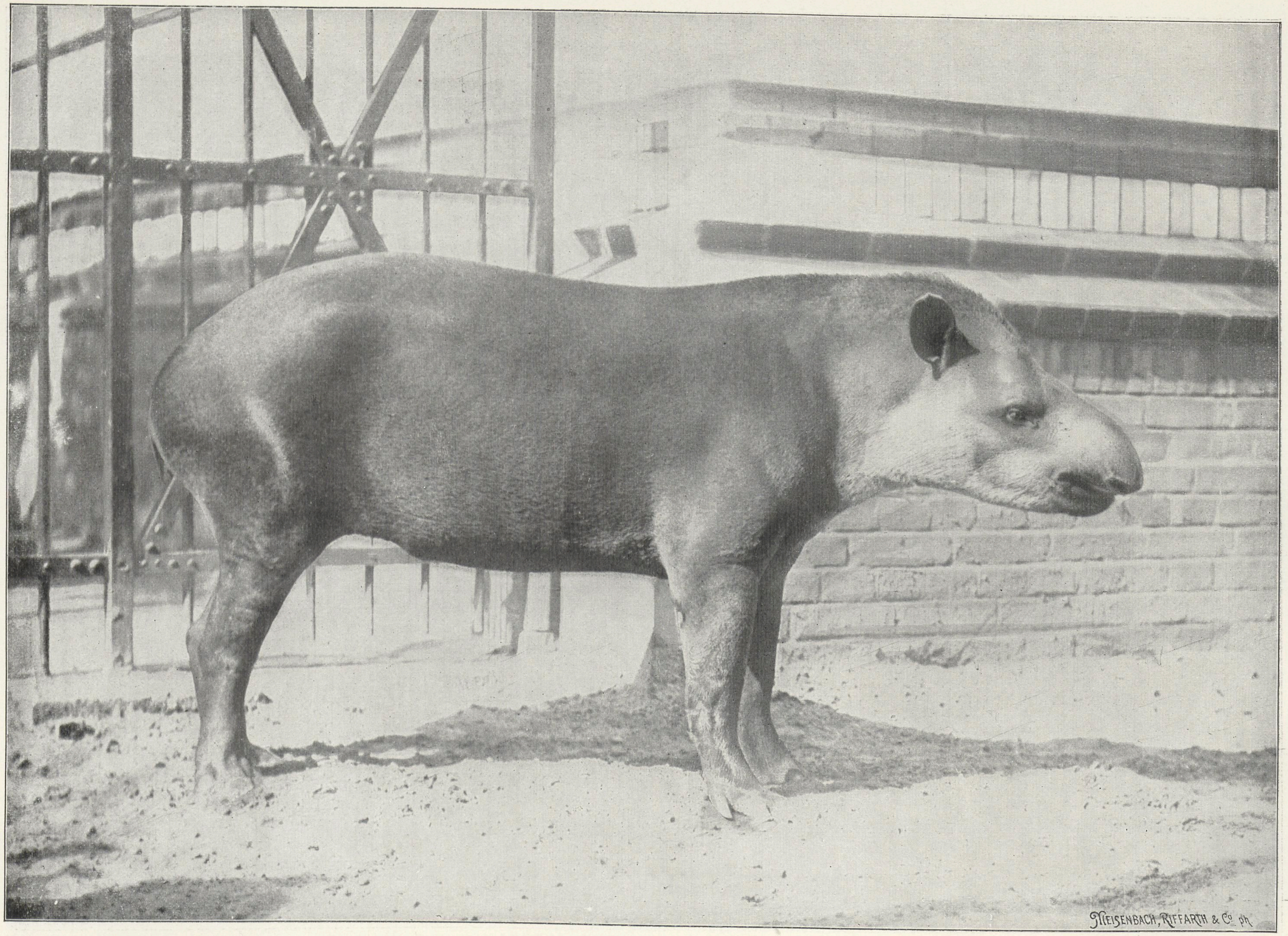
BIBERRATTE (Myopotamus coypus Geoff.). Hat äusserlich eine flüchtige Aehnlichkeit mit dem Biber; ist aber viel kleiner, kaum halb so gross und hat einen nackten, runden Rattenschwanz! Soweit ist der Name ja ganz bezeichnend, nur darf man sich durch ihn nicht verleiten lassen, zu glauben, dass die Biberratte mit dem Biber besonders nahe verwandt wäre. Im Gegenteil: sie sind als Nager so verschieden, wie sie nur sein können. Der Biber bildet eine Familie für sich; die Biberratte gehört zur Gruppe der Trugratten oder Achtzähner, die amerikanische und afrikanische Mitglieder zählt. Sie sehen rattenartig aus, sind aber, naturgeschichtlich genau genommen, keine Ratten, und bei der Hauptgattung Octodon, um die sich die anderen gruppieren, bilden die Schmelzfalten der unteren Backzähne die Figur einer breiten niedrigen 8; daher der lateinische und der zweite deutsche Name, die ebenfalls leicht missverstanden werden können.

Die Biberratte, auch Sumpf- oder Schweifbiber genannt, ist oben rotbraun gesprenkelt, unten schwärzlich gefärbt, ums Maul herum grau. Der Schwanz ist mit Schuppen bedeckt und ausserdem mit starken Borstenhaaren, die ebenfalls so glatt anliegen, dass sie kaum in die Erscheinung treten. Die Hinterglieder sind viel länger und kräftiger, als die vorderen, ebenfalls 5zehig und mit breiten Schwimmhäuten versehen. Mit ihnen allein schwimmt das Tier, das Hinterteil eingesenkt, nur den Kopf mit Nase und Augen über den Wasserspiegel erhoben; die kurzen Vorderbeine werden im Wasser an den Körper angezogen. Die Biberratte hat ihre bevorzugten Standorte an den stillen, mit Wasserpflanzen bedeckten Buchten der Flüsse und Seeen im gemässigten Südamerika, wo sie vom Osten bis zum Westen übers Gebirge durchgeht. Angeblich jagt man sie bei Buenos Ayres mit abgerichteten Hunden, also ähnlich wie bei uns stellenweise den Fischotter; ihr Hauptverderben wird aber wahrscheinlich die Falle am Ufer sein, die ihr von dem Fänger auf den Ausstieg vor den Bau gestellt wird, wie den meisten pelzliefernden Nagern. Als Pelzwerk spielt ihr Fell unter dem Namen Nutria eine grosse Rolle, insbesondere das plüschartige, der Grannenhaare beraubte und geschorene Wollhaar.



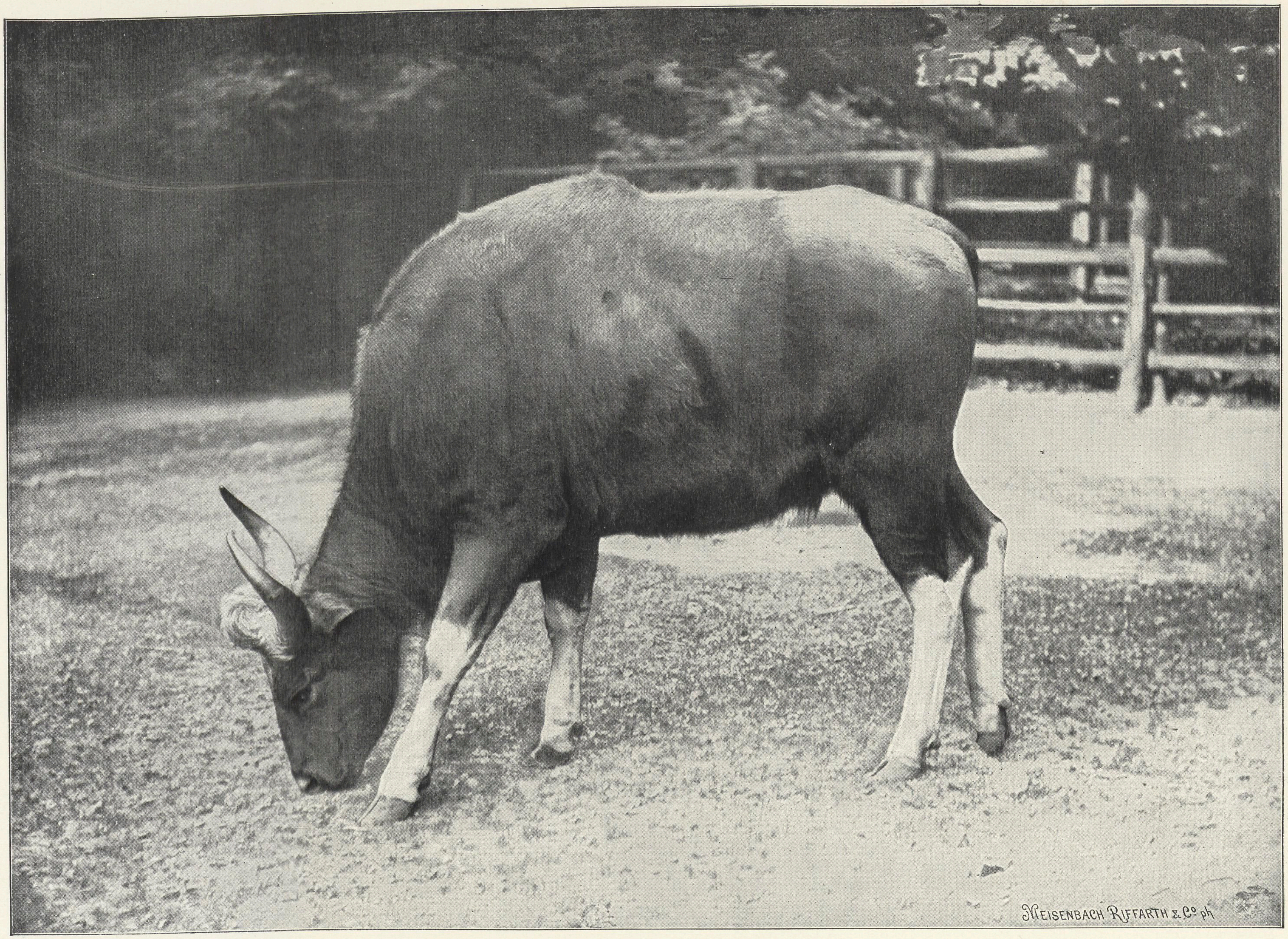
EUROPÄISCHER BIBER (Castor fiber L.). Ich könnte sogar noch enger umgrenzt sagen: deutscher Biber, denn wir haben glücklicherweise diesen grossen, merkwürdigen Nager noch auf reichsdeutschem Gebiete in einem kleinen Stamm, der sich an der Elbe und Mulde zwischen Wittenberg, Dessau und Magdeburg erhalten hat. Mitten in dieser industriereichen, dichtbevölkerten Gegend solch ausgeprägtes Urwaldstier, das mit seinen eigenartigen Instinkten ganz auf die dichtbestandene, unberührte Sumpfniederung und den ungebändigten Naturzustand der Gewässer angewiesen ist, wo kein Mensch nach Forst- und Ueberschwemmungsschaden fragt! Es mutet einen fast wie ein Wunder an!

Dr. Friedrich-Dessau, ein Studiengenosse von mir, widmet diesem zoologischen Juwel seiner engeren Heimat eine unausgesetzte, sehr verdienstliche Aufmerksamkeit, und wir sind daher erfreulicherweise über den Bestand und die Lebensweise unserer einheimischen Biber sehr gut unterrichtet. Friedrich hat im Jahre 1894 ein wertvolles Büchlein über „Die Biber an der mittleren Elbe“ geschrieben, das in Dessau bei Baumann erschienen ist, und dies Jahr in der Jagdzeitung St. Hubertus (No. 19) einen Bericht „Aus der deutschen Biberoase“ gegeben, der von Originalaufnahmen einer mächtigen, durch Biber gefällten Silberpappel begleitet ist. Man sieht daran mit Staunen, was der grosse Nager mit seinen gewaltigen Schneidezähnen — eben als Nager — leisten kann. Der Umfang des Baumes betrug an der Schnittstelle beinahe 2 m, und der betreffende Biber hat über zwei Jahre gebraucht, um dieses schwere Stück Arbeit zu vollenden. Nur ganz allmählich nahm die Schnittfläche die bekannte Sanduhrform an, Monate lang ging überhaupt keine Veränderung vor sich, und schliesslich tauchte der Baum beim Falle grösstenteils unter Wasser, so dass der beharrliche Fäller in der Hauptsache sich damit begnügen musste, die grobe Stammrinde zu schälen. Friedrich knüpft daran die sehr sachgemässe Betrachtung, dass der Biber beim Schneiden der Bäume durchaus nicht mit der klugen Ueberlegung zu Werke geht, wie sie ihm zugeschrieben wurde: so raffiniert ist der harmlose Handwerksmeister nicht.



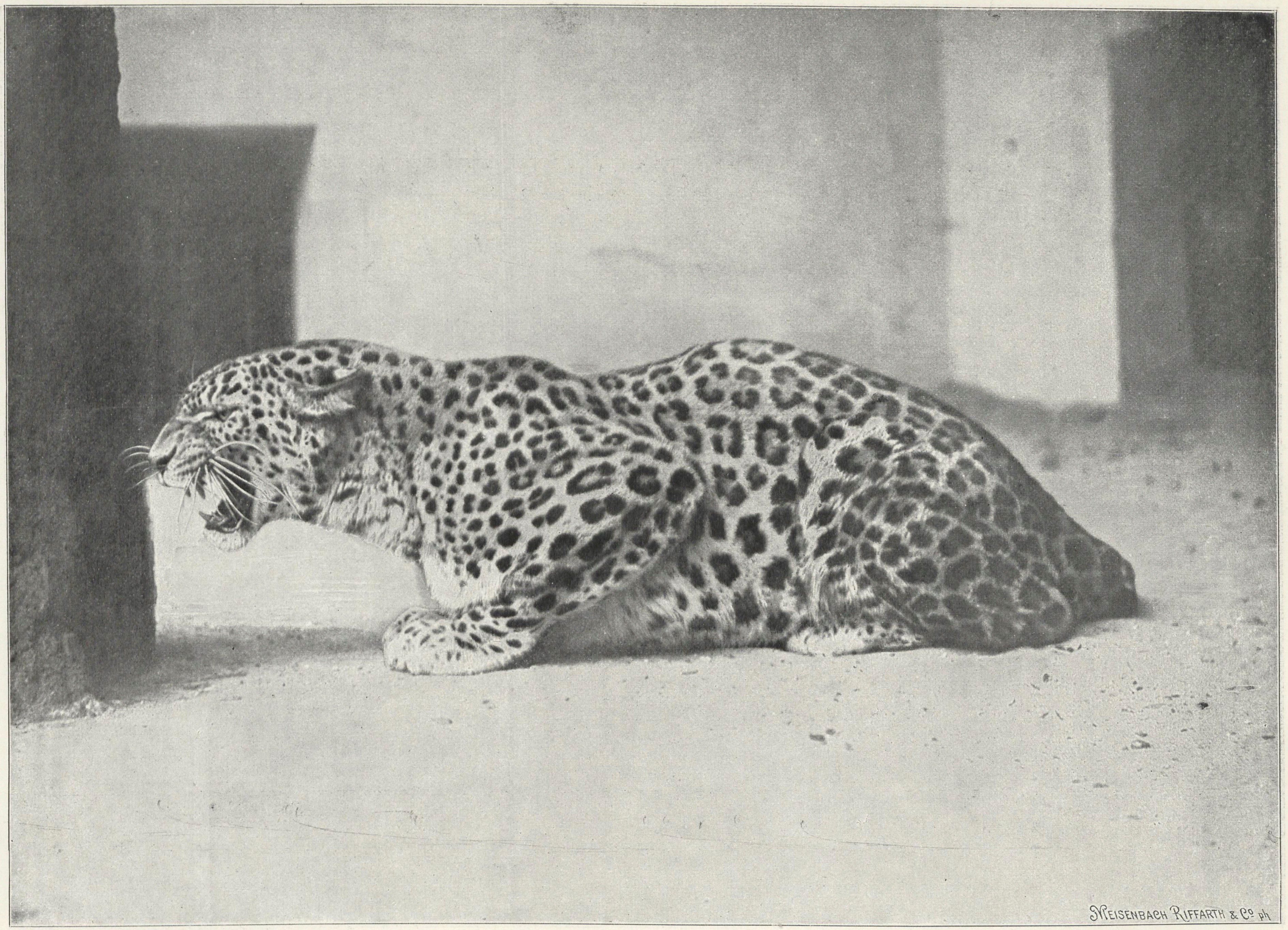
BERG-TAPIR (Tapirus roulini Fisch.). Dass es in Südamerika mehrere verschiedene Tapirarten giebt, darüber sind sich die Gelehrten schon lange einig. Fischer beschrieb schon 1830 in seiner Synopsis Mammalium dem Sammler zu Ehren eine abweichende Gebirgsform aus den Cordilleren unter dem obigen Namen, und v. Tschudi bestätigte in seiner Fauna Peruana, dass dieser Andentapir auf der Ostseite des Gebirges in einer Höhe von mindestens 7—8000 Fuss lebt, während der gewöhnliche amerikanische Tapir in der Regel nur die heisse Waldregion bewohnt und nicht höher als höchstens 3000 Fuss ins Gebirge hinaufgeht. Wenn man aber nun einen lebenden Tapir bekommt, der anders aussieht, als der gewöhnliche, dünn und borstig behaarte, braunschwarze T. americanus, dann ist es ein verteufeltes Stück Arbeit, zu entscheiden, welcher der vorhandenen wissenschaftlichen Tapirnamen ihm zukommt. Das habe ich heute Morgen erst wieder mit meinem Freund Matschie auf dem Museum erfahren! Die Systematik der amerikanischen Tapire liegt heillos im Argen, obwohl oder vielleicht gerade weil man ohne bestimmten Grundgedanken eine ganze Reihe von Arten benannt und beschrieben hat. Unter diesen hat jedenfalls der T. roulini seine Berechtigung: er zeichnet sich aus durch dichte, reichliche Behaarung, grauweisse Farbe an Wangen, Kinn und Kehle und weisse Ohrränder. Sonst ist er ähnlich wie der T. americanus des Tieflandes gefärbt, nur heller, mehr dunkelbraun.

Ein weiterer Unterschied liegt bei den amerikanischen Tapiren darin, ob das Junge gestreift und gefleckt ist oder nicht. Der gewöhnliche südamerikanische Tieflandstapir hat dieses besondere Jugendkleid, welches dem des Frischlings bei unserem Wildschwein sehr ähnlich ist. Der dichtbehaarte, weissbäckige Bergtapir hat es anscheinend nicht, denn die beiden, die ich bis jetzt gepflegt habe, habe ich als Ferkel erhalten, und zumal das erste war so klein, dass es unbedingt noch Flecken und Streifen hätte zeigen müssen, wenn ich nach den Erfahrungen urteilen darf, die ich in der Zucht des gewöhnlichen amerikanischen Tapirs in Cöln gemacht habe. Sie waren aber beide ganz einfarbig oder vielmehr schon eben so gefärbt wie im Alter.

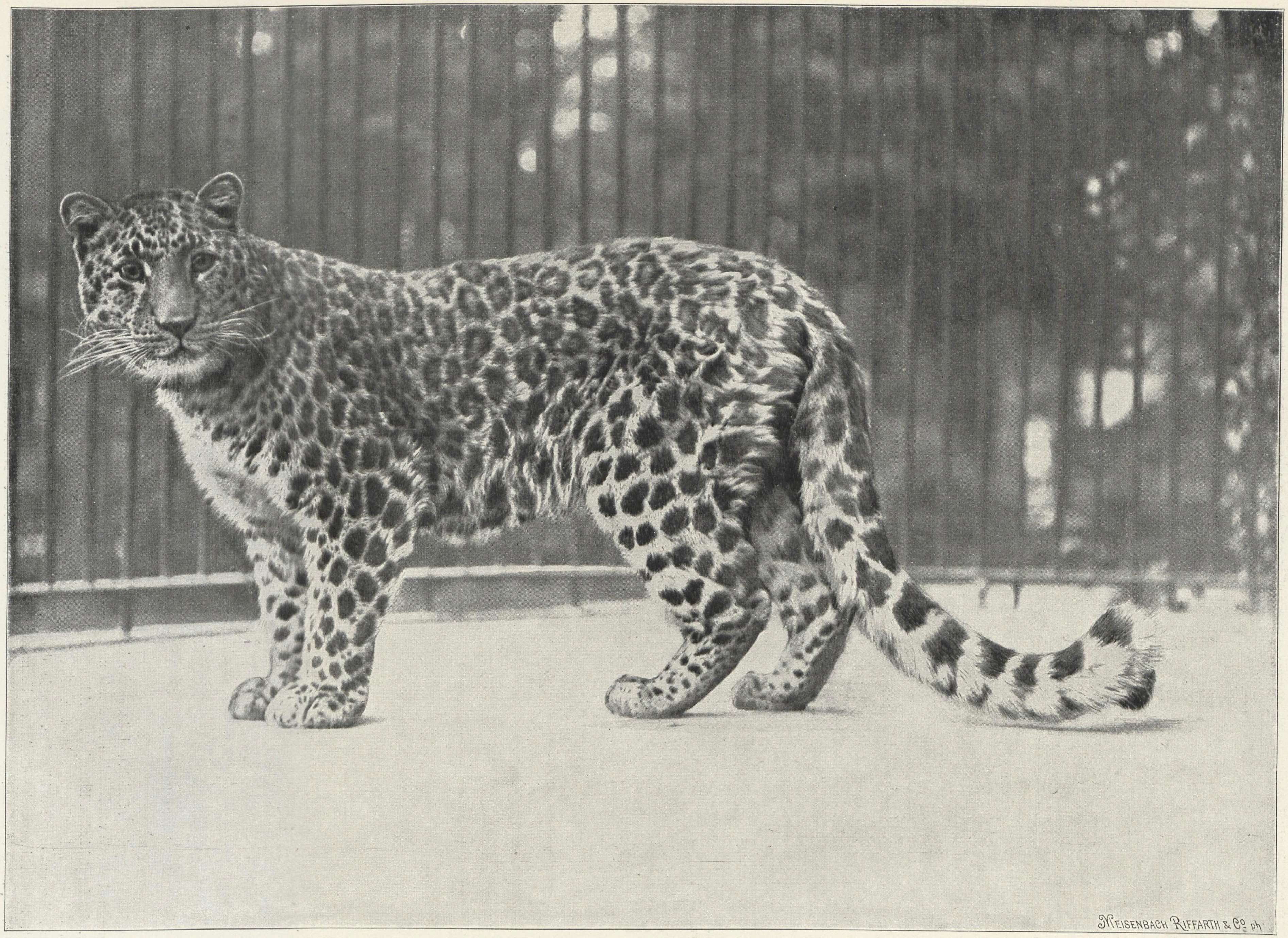


JUNGER GAUR-STIER (Bibos gaurus Ev.). Neben den russischen Wisents, die wir noch der Gnade des verewigten Kaisers Alexander II. verdanken, das Wertvollste und Interessanteste, was wir in unserer grossen, aus 11 Arten bestehenden Rindersammlung besitzen! Das Tier ist von Hagenbeck mit Hilfe seines jüngeren auf Ceylon ansässigen Bruders eingeführt und stammt aus der Gegend von Travancore im südwestlichen Vorderindien.

Wenn man einmal einen richtigen Gaur lebend gesehen hat, — es braucht nur ein Kalb zu sein! —, so begreift man gar nicht, wie jemals Zweifel möglich waren, ob dieses Wildrind eine besondere, von dem bekannteren Stirnrind oder Gayal aus Tschittagong verschiedene Art sei. Beide sind so verschieden, wie zwei verwandte Tiere nur sein können. Wie der Gayal gekennzeichnet ist durch die gerade Oberkante seiner ganz auffallend breiten Stirn, die ihm seinen sehr berechtigten deutschen Namen gegeben hat, so der Gaur durch den geschwungenen Bogen dieser selben oberen Umrisslinie des Stirnwulstes, der bei ihm so hoch empor gewölbt ist, dass die eigentliche Stirnfläche eine Vertiefung bildet. Aehnliche Gegensätze weisen die Hörner auf: beim Gayal sehr dick, kegelförmig, gerade nach den Seiten weg stehend; beim Gaur etwas abgeplattet, von ovalem Querschnitt und gekrümmt, insbesondere mit den Spitzen stark einwärts gebogen. Aehnliche Gegensätze sind schliesslich auch in der ganzen Gestalt beider Tiere nicht zu verkennen. Bei gleicher Körperstärke erscheint der Gayal lang und schwer gebaut, der Gaur kurz und hoch und, wenn auch nicht gerade leicht, so doch erheblich leichter. Gemeinsam ist beiden Arten der bis gegen die Mitte des Rückens hin erhöhte und dann plötzlich verschwindende Widerrist. Diese Eigentümlichkeit hat ihren Grund in einer Verlängerung der Dornfortsätze der Brustwirbel und ist neben gewissen Schädelverhältnissen der Grund, warum man die Gattung der Wisentrinder gebildet hat (Bibos), die angeblich Beziehungen zum Wisent und Bison erkennen lässt und neben Gaur und Gayal noch den nicht ganz so nahe stehenden, als Inselform vielmehr etwas abweichenden Banteng enthält. In der Farbe (schwarzer Körper und helle Beine) sind Gaur und Gayal ungefähr gleich.



PERSISCHER LEOPARD (Felis tulliana Val.). In den langweiligen Raubtierhandel mit gezüchteten oder Somalilöwen, Bengal- oder Singapore-Tigern und indischen oder afrikanischen Leoparden brachten die letzten Jahre eine einigermaassen sensationelle Abwechslung dadurch, dass Hagenbeck eine ganze Anzahl nordischer Grosskatzenformen auf den Markt brachte, darunter das Urbild unserer Abbildung. Dass es „der beste Bruder auch nicht“ ist, sieht man seinen gefletschten Zähnen schon an, und dass es ebensowohl ein prachtvolles Schaustück als ein hochinteressanter Wissenschaftsgegenstand ist, kann ich versichern. Alt gefangen und daher scheu und bösartig, ist unser persischer Leopard gegen das Publikum zwar allmählich gleichgiltiger geworden; auf den Wärter hat er es aber nach wie vor „gepackt“, und dank dieser Schwäche konnten wir ihn glücklicherweise an geeigneter Stelle im Käfig so beschäftigen, dass der Photograph ganz ungestört prächtige Aufnahmen von ihm machen konnte. Nicht so leicht wurde mir die Besichtigung bei Hagenbeck: da fuhr er mir, wie der leibhaftige Satan, aus dem Stroh entgegen und war ebenso rasch wieder in seinem Schlupfwinkel verschwunden, so dass ich mich schliesslich mit der wahrheitsgetreuen Versicherung des Verkäufers zufriedengeben musste, ein tadelloses Prachtexemplar zu erhalten. Dass er als Leopard etwas „ganz Besonderes“ war: sehr gross und sehr hell gefärbt, mit sehr grossen und weit gestellten Ringelflecken und auffallend langem, dick behaartem Schweif, mit einem Wort könnte man vielleicht am besten sagen: ganz irbisartig —, das hatte ich doch auch unter den erschwerenden Umständen in Hamburg schon gesehen, und es bestätigte sich mir später hier. Unser persischer Leopard ist im Kopet-dag-Gebirge an der Nordgrenze von Persien im aralokaspischen Gebiet gefangen und verdient daher, politisch genau genommen, gerade eben noch seinen deutschen Namen. Jedenfalls ist es aber die vorderasiatische, d. h. kleinasiatisch-syrisch-persische Form der Leoparden, die Valenciennes 1856 in den Sitzungsberichten der Pariser Akademie der Wissenschaften als Felis tulliana beschrieb, die meines Wissens bisher aber niemals lebend gezeigt worden war, in neuerer Zeit sicher nicht.



MANTSCHUREN-LEOPARD (Felis fontanierii A. M.-Edw.). Gerade das Gegenteil seines Gegenüber in jeder Beziehung: nach Herkunft, körperlichem Aussehen und geistigem Wesen!

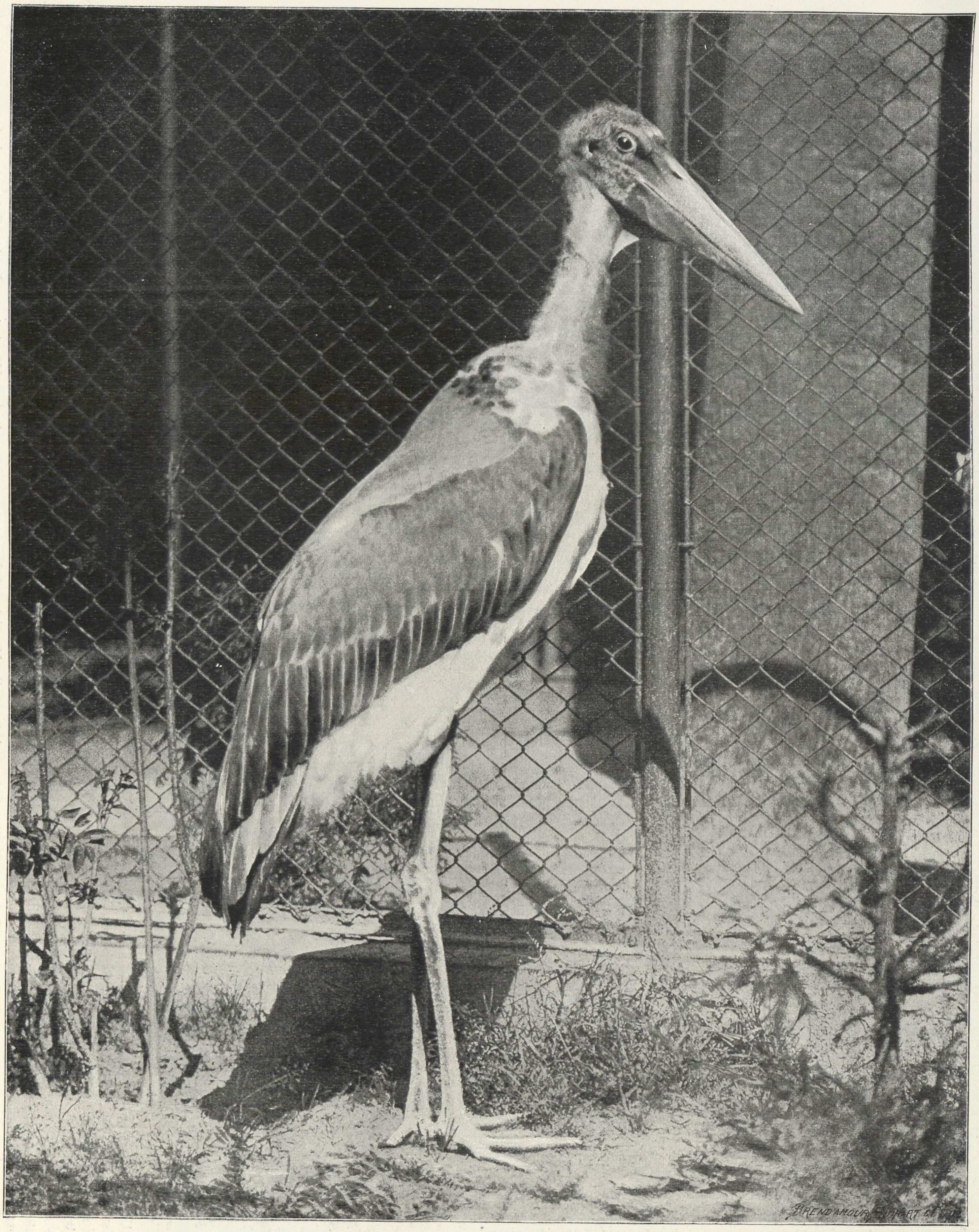
Wenn ich recht berichtet bin, hat das Tier schon eine ganz romantische Lebensgeschichte hinter sich. Es wurde angeblich ganz jung von der Kaiserin von China der Tochter eines grossen englischen Unternehmers zum Geschenk gemacht. Der wurde es zu Hause in London doch wohl etwas unbequem und vielleicht auch unheimlich; sie gab es an einen englischen Tierhändler, und der brachte es auf den Markt. Telegraphisch legte ich die Hand drauf, als mir der Mann schrieb, er habe durch besondere Gelegenheit einen langhaarigen Leoparden aus Nordchina zu verkaufen. Glücklich angekommen, erwies dieser sich als das, was ich erwartet hatte: F. tulliana, die A. Milne-Edwards vom Pariser Museum 1867 in den französischen Jahrbüchern für Naturwissenschaft beschrieben hat, mit andern Worten: eine Seltenheit ersten Ranges, die ich selbst noch nie lebend gesehen hatte. Zugleich aber ist es ein so zahmes und liebenswürdiges Tier, wie mir ebenfalls kaum jemals eins vorgekommen ist. Heute noch, wo unser Mantschurenleopard bereits mächtig herangewachsen ist, braucht man bloss vor den Käfig zu treten, so ist er gleich da, und reibt und streicht an den Gitterstäben hin, wie ein echter Schmeichelkater, und rührend vollends ist seine Freude, wenn man dicht ans Gitter kommt, ihn kraut und streichelt und mit ihm spricht. Dann weiss er gar nicht, was er angeben soll!

Der Mantschurenleopard von Nordchina und Korea ist, dem Klima seiner Heimat entsprechend, vor allem gekennzeichnet durch langen, dichten und ganz merkwürdig wirrhaarigen Pelz von dunkelgrauer, kaum noch ins Gelbliche spielender Farbe. Auf diesem eigentümlichen Haarkleid zeichnen sich die ziemlich dicht stehenden, schwarzen Ringelflecken so undeutlich ab, dass sie stellenweise kaum als solche zu erkennen sind. Der lange, im Wurzelteil unregelmässig gezeichnete, gegen das Ende schwarz geringelte Schwanz ist ebenfalls sehr dicht und buschig behaart.



JAPANISCHER STORCH (Ciconia boyciana, Swinh.). Lebt ausser in Japan auch in Ostsibirien und Korea und wurde von Swinhoe seinerzeit zuerst beschrieben nach einem Paar, das im Britischen Konsulat von Schanghai zahm gehalten wurde, aber aus Jokohama herübergebracht war. Nach einem zweiten Paar, das Swinhoe selbst aus Japan mitbrachte, wurde dann die erste Abbildung angefertigt. Dybowski sammelte die Art am Ussuri, einem südlichen Nebenflusse des Amur, Jouy in Korea.

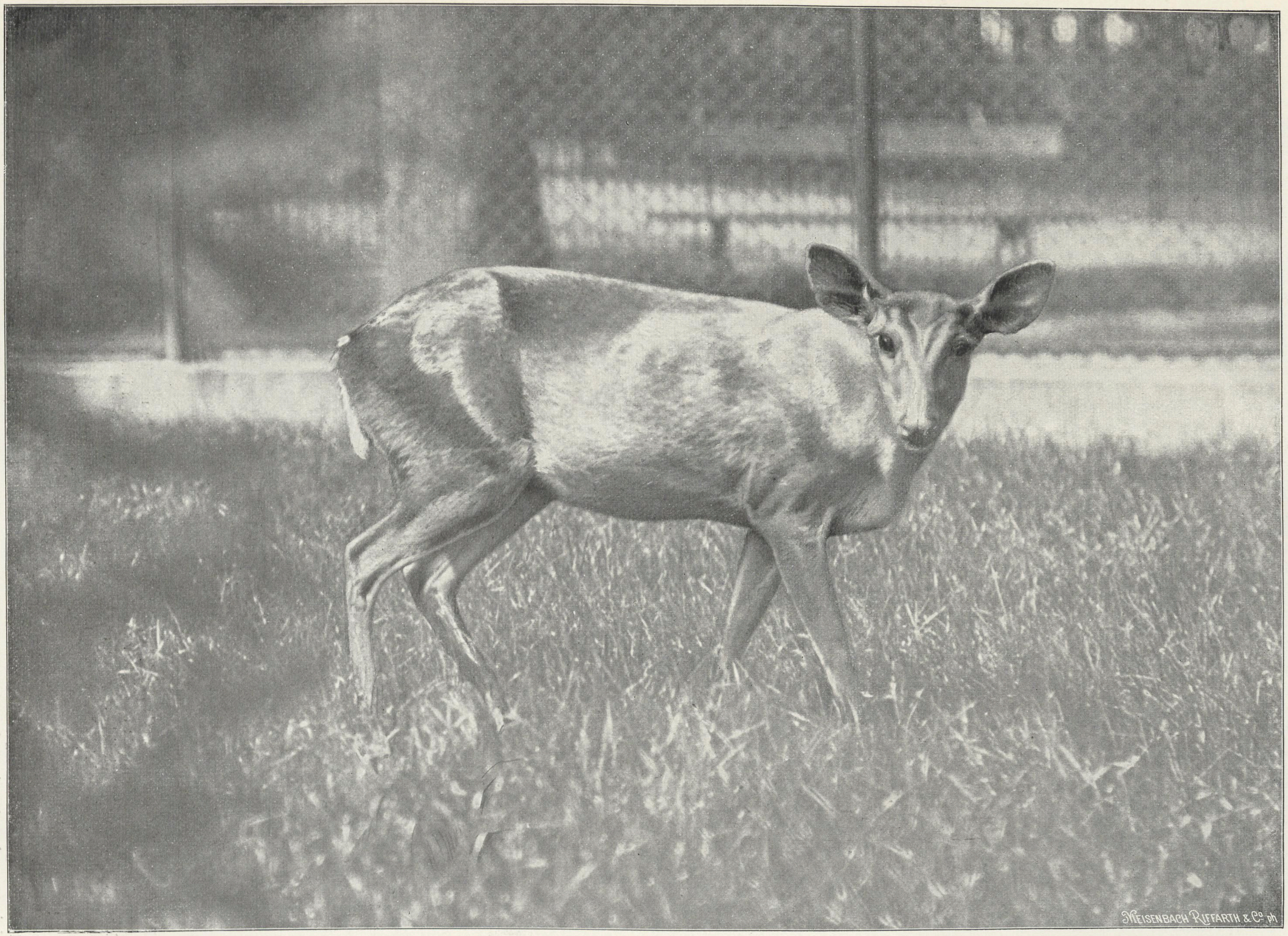
Die japanische Tierwelt hat in vielen ihrer Formen eine ganz auffallende Aehnlichkeit mit der unseren; so auch in ihrem Storch. Dieser ist offenbar der nächste Verwandte des europäischen, der ja weit nach Asien hineingeht. Er ist nach Heinroths Beobachtungen neben diesem auch der einzige, der klappert. Im übrigen hat er natürlich seine Unterschiede. Vor allem ist der Schnabel schwarz, dafür aber die nackte Haut zwischen ihm und dem Auge rot, die bei unserm Storch schwarz ist. Ferner ist der ganze Vogel ein gut Stück grösser, und das Schwarz der Schwingen lebhafter, glänzender. Die Verteilung von schwarz und weiss ist aber genau dieselbe, wie bei unserm Storch, während bei dem ebenfalls weissen, schwarzschwingigen Maguaristorch aus Südamerika auch die Oberschwanzdecken schwarz sind. Andrerseits hat dieser wieder denselben roten Zügelstrich, wie der Japaner, und Seebohm möchte ihn daher als dessen nächsten Verwandten hinstellen. Der Maguari ist eben die dritte schwarz und weiss gefärbte Storchart, die durch horngrünlichen Schnabel und schönen Metallglanz der schwarzen Gefiederteile ausgezeichnet ist. Sie ist im Tierhandel häufig, während die japanische eine grosse Seltenheit ist.



AFRIKANISCHER MARABU (Leptoptilus crumenifer Cuv.). Erheblich kleiner als der Riese der Gattung, der indische Adjutant; aber immer noch einer der grössten und stärksten Vögel. Für gewöhnlich steht er allerdings in der bekannten „devoten" Haltung, mit gekrümmtem Rücken und eingezogenem Kopfe da; wenn er aber dann — ein heimtückischer, gefährlicher Geselle, wie auch er ist! — plötzlich den nackten, faltigen Hals mit dem frei hängenden, dünnhäutigen Kropfsack hoch emporschnellt und mit dem mächtigen Keilschnabel ins Drahtgitter des Geheges fährt, dann imponiert er um so mehr und jagt manchem harmlosen Besucher geradezu einen Schreck ein. Es scheinen übrigens in den verschiedenen Gegenden Afrikas Grössenunterschiede zwischen den Marabus zu bestehen; die aus Deutsch-Ostafrika stammenden, die ich bis jetzt gesehen habe, fielen mir alle durch ihre Kleinheit auf, und unsere von dorther geschenkten bleiben in dieser Beziehung sehr merklich hinter einem ebenfalls geschenkten Südafrikaner zurück, der neben ihnen steht.

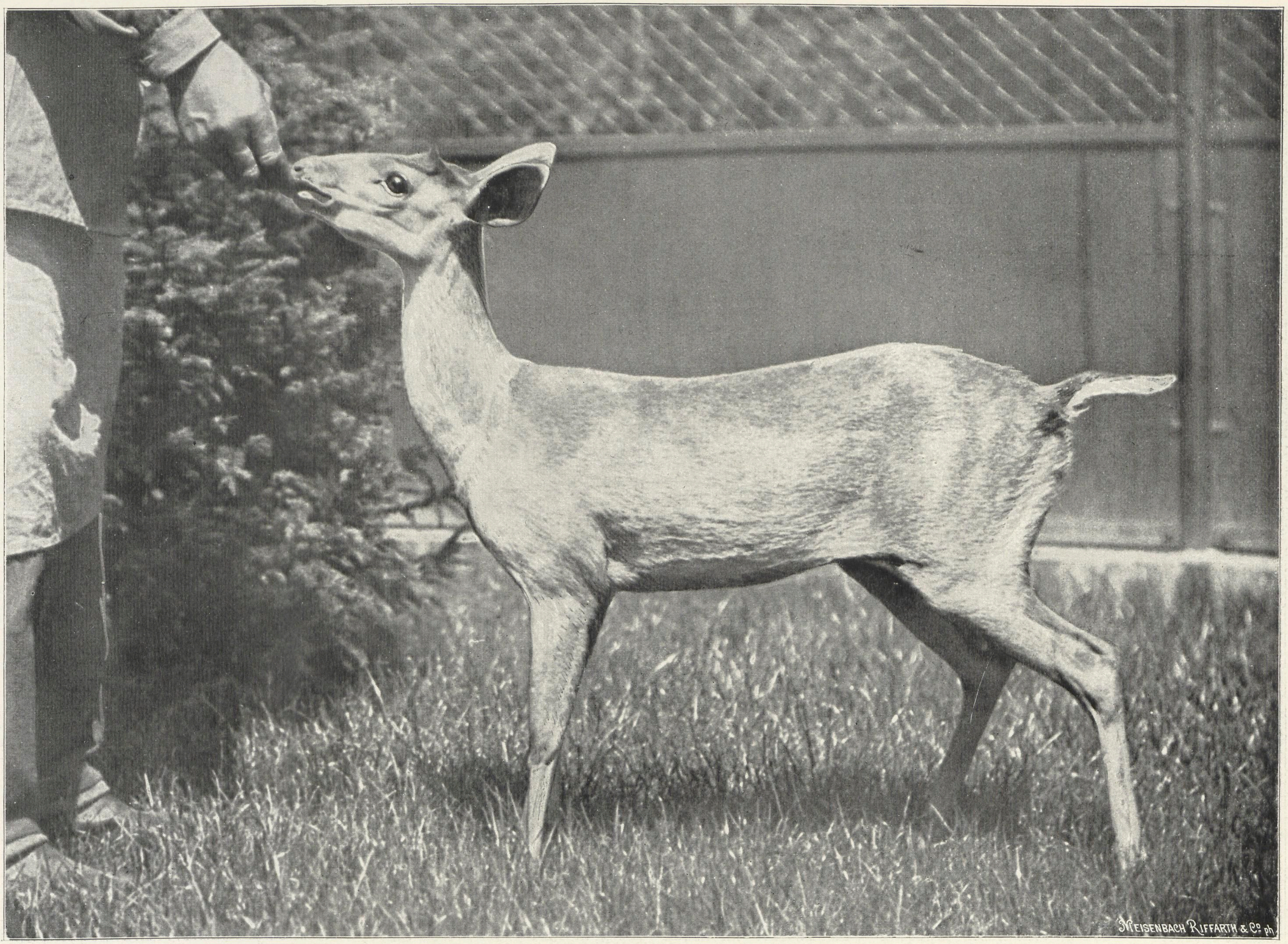
Die afrikanische Art ist diejenige, welche in ihren zerschlissenen, weichen und zarten, gekräuselten Unterschwanzdecken die bekannten „Marabu-Federn" liefert, die einen so schönen und wertvollen Schmuck der Damenhüte bilden. Dadurch und durch die geringere Grösse unterscheidet sich eben der afrikanische Marabu hauptsächlich von seinem indischen Verwandten. Bei genauerer Vergleichung findet man dann noch weiter, dass die grossen Flügeldeckfedern auf dem schieferblauen, grün glänzenden Rücken weisse Säume haben, und die Umrisslinie des Schnabels ganz gerade verläuft, während sie beim Adjutanten schwach gebogen ist.

Die Lebensweise ist bei beiden Arten genau die gleiche: auch der afrikanische Marabu ist ein ausgeprägter Aas- und Unratfresser.



MUNTJAK-HIRSCHKUH AUS SIAM (Cervulus muntjac Zimm.). An den altweltlichen Zwerghirschen oder Muntjaks ist ausser der Kleinheit das Merkwürdigste der Kopf, der auch beim Weibchen durch eine eigentümliche Querfrisur über die Stirn ein ganz eigenartiges Aussehen erhält. Beim Bock wird dieser Querschopf mehr oder weniger eingeengt und unterdrückt durch die beiden erhabenen Knochenleisten, die von den hohen Rosenstöcken, den Untersätzen des kleinen Geweihes, zwischen den Augen sich herabziehen. Auch der Schnauzenteil ist bei der Kuh spitzer und schlanker, weil ihr die verlängerten Eckzähne, die „Haken" des Hirsches fehlen.

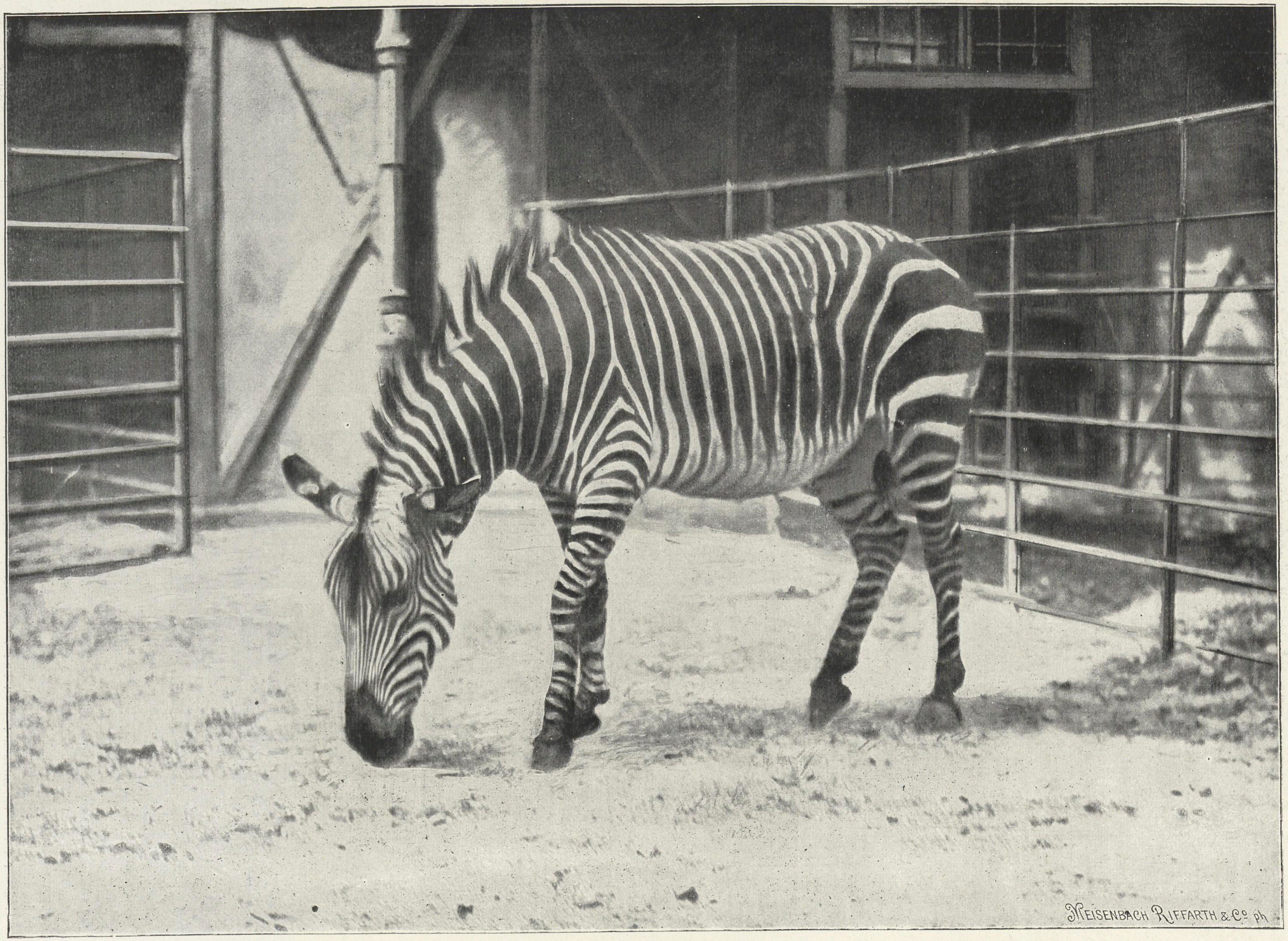
Die grossen, vorstehenden Haken haben die Muntjaks gemeinsam mit den allerkleinsten hirschartigen Tieren im weitesten Sinne, den vollständig geweih- und rosenstocklosen, kaum kaninchengrossen Kantschils oder Zwergmoschustieren, die ebenfalls in Indien und auf den benachbarten Inseln zu Hause sind und sich in ihren ganzen Körperverhältnissen unmittelbar anschliessen an die ältesten Wiederkäuerformen überhaupt, deren Knochenreste wir bis jetzt aus der Erde zu Tage gefördert haben. Noch mehr Berührungspunkte haben die Muntjaks mit den ältesten ausgestorbenen Formen hirschartiger Tiere im engeren Sinne, und alle diese Thatsachen deuten wir heute, wo wir dank Darwin und seinen Geistesgenossen die ausgestorbenen Tiere als die leiblichen Vorfahren der lebenden betrachten, einfach so, dass wir die Muntjak von den Kantschils ableiten und sie als die erdgeschichtlich ältesten, in der allgemeinen Entwicklung am niedrigsten stehenden Geweihträger betrachten, die sich bis heute ziemlich unverändert forterhalten haben: die Muntjaks sind sozusagen „altmodische" Hirsche! — In der Gefangenschaft halten sie sich im allgemeinen gut und pflanzen sich auch leicht fort. Unsere beiden kleinen Siamesinnen haben bereits zwei Kitzchen gebracht, wunderhübsche, winzige Dinger, die aber während der grossen Umkrempelung unseres Gartens durch viele Unruhe in ihrer Nähe leider so dummscheu geworden sind, dass ich den Leser bitten muss, sich mit dem Konterfei der einen kleinen Mutter zu begnügen.



GELBER SPIESSHIRSCH AUS COLUMBIEN (Subulo inornatus Gray). Vor einiger Zeit schrieb mir ein Segelschiffskapitän, dass er aus Columbien einen jungen Jaguar und ein paar „Rehe" mitbringe. Da das nördliche Südamerika zoologisch ein hochinteressantes Gebiet ist, aus dem aber nur sehr wenig eingeführt wird, so machte ich ein entsprechendes Gebot auf die Tiere, frei und gesund Hamburg zu liefern, und erhielt sie auch; von den „Rehen" allerdings nur eins, das andere war auf See eingegangen. — Das überlebende Stück war unverkennbar ein weiblicher Spiesshirsch — NB., weil man genau wusste, dass es aus Amerika stammte, wo nichts anderes derart lebt. Ich will aber einmal annehmen, das Tier hätte beim Händler gestanden, der es selbst wieder aus zweiter, dritter Hand hätte und gar keine Auskunft darüber geben könnte, woher es ursprünglich gekommen war. Dann kann ich mir doch sehr wohl denken, dass ich — und mancher andere Fachmann auch — eine ganze Weile im Zweifel gewesen wäre, was ich eigentlich vor mir habe: einen weiblichen Spiesshirsch, einen weiblichen Muntjakhirsch oder eine weibliche Schopfantilope. Was will ich damit sagen? Natürlich nicht, dass ich nichts von Tieren verstehe, sondern vielmehr folgendes: Wenn besondere Abzeichen fehlen, oder, was die Sache noch mehr verwirrt, wenn ähnliche Abzeichen gemeinsam sind, wie in diesem Falle der Haarschopf auf dem Kopfe, dann sind mitunter Tiere nicht nur verschiedener Gattungen, sondern ganz verschiedener grosser Gruppen im Leben schwer zu unterscheiden. Wer sagt mir überhaupt zwischen einem weiblichen Hirsch und einer hornlosen weiblichen Antilope ein einzelnes, durchgreifendes Unterscheidungsmerkmal, das am lebenden Tiere jederzeit wahrzunehmen wäre? Ich glaube, das wäre ein ungelöstes Preisrätsel für Säugetiersystematiker! Und warum? Einfach, weil Hirsche und Antilopen in ihren kleinsten und zugleich erdgeschichtlich ältesten Vertretern einander sich nähern. Einen Rothirsch und ein Gnu wird kein Mensch zusammenwerfen; aber einen Spiesshirsch und eine Schopfantilope im ersten Augenblick nicht gleich auseinander zu kennen, das ist selbst für einen Fachmann keine Schande, weil beide sich eben äusserlich zum Verwechseln ähnlich sind.



MASSAI-ESELSTUTE AUS DEUTSCH-OSTAFRIKA. In meinem Briefwechsel mit unseren Freunden in den afrikanischen Kolonieen tauchte früher hartnäckig immer wieder eine Nachricht von Wildeseln auf, so dass ich mitunter nicht umhin konnte, auch meinerseits nach diesen Tieren zu fragen. Davon bin ich jetzt kuriert, seit Matschie in seinen Säugetieren Deutsch-Ostafrikas diese sagenhaften südafrikanischen Wildesel folgendermaassen abgethan hat: „Das häufig behauptete Vorkommen von Wildeseln in Deutsch-Ostafrika muss so lange angezweifelt werden, als nicht unantastbare Beweise einer ungestreiften, wilden Eselform erbracht sind. Es ist von guten Beobachtern mit Recht darauf hingewiesen worden, dass das Zebra, aus gewisser Entfernung und bei einer bestimmten Beleuchtung gesehen, grau erscheint. Jede Nachricht von dem Auffinden wilder Esel ist daher genau zu prüfen. Ich glaube nicht, dass südlich vom Aequator irgendwo eine wilde Pferdeart ohne Querbinden lebt.“ Meine „Eselei“ hatte damals aber doch einen sichtbaren Erfolg: das Bezirksamt in Tanga schenkte mir einige eingeborene Massaiesel. Das war zwar im ersten Augenblick eine gewisse Enttäuschung für mich; bald lernte ich aber das Interesse schätzen, das auch diese Tiere haben. Es sind wahre Klötze von Eseln: sofort fällt der massige Rumpf und der grosse, schwere Kopf auf. Nicht minder aber dann auch die rötlich graue, an Hals und Kopf fast ins Rosa spielende Farbe. Die Schnauze ist hell abgesetzt, ähnlich die Beine. Die Schultern tragen das schwarze Eselskreuz und die Beine sehr oft einige mehr oder weniger deutliche schwarze Querbinden. Als ich dann später im Cölner Garten das prächtige Paar Somali-Wildesel sah mit ihrer erstaunlichen Schwere und Zebragrösse, ihrer Rosenfarbe und den gestreiften Beinen, da kamen mir über die Abstammung der Massaiesel ganz eigene Gedanken, und ich freute mich sehr, bei Matschie zu lesen: „Die ursprüngliche Heimat der Massaiesel befindet sich an der Nordküste des Somalilandes und in den Ufergebieten des roten Meeres.“ Die Massaiesel haben unbedingt Blut vom Somaliwildesel: sie tragen es in ihrem schweren Bau und ihren Zebrabeinen deutlich zur Schau.



BERG-ZEBRA (Equus zebra L.). Wenn man es nicht von Jugend auf so gelernt hätte, dass das Zebra schwarz und weiss gestreift ist, würde vielleicht doch mancher im Zweifel sein, ob er diese Zeichnung für Natur halten soll: so auffallend und regelmässig ist das Berg-Zebra am ganzen Körper, vom Kopf bis zu den Füssen, durchgestreift! Es heisst daher auch, wie um es auszuzeichnen: echtes Zebra und hat den alten Linnéschen Namen: E. zebra behalten. Sonst unterscheidet es sich von seinen nächsten Verwandten durch die eselartige Form. Es ist verhältnismässig klein, und, wenn auch kräftig gebaut, so doch erheblich schwächer, als die übrigen Zebraarten. Auch die dünne, kurze Mähne und der an der Wurzel kurzhaarige nur am Ende gequastete Schwanz sind eselartig; am meisten aber der grosse, schwere Kopf mit den langen, schlappen Ohren.

Das Berg-Zebra ist das Wildpferd des eigentlichen Kaplandes, d. h. mit anderen Worten: es ist so gut wie ausgerottet. Es ist aber auch in früheren Zeiten niemals ein Vorkommen von ihm nördlich der Karroo-Ebenen nachgewiesen worden, und andererseits soll jetzt noch eine letzte Herde, staatlich gehegt, bei Cradock leben. Schade, dass man darüber nichts Näheres erfahren kann! Jedenfalls hat Reiche-Alfeld im letzten Jahrzehnt hin und wieder doch immer noch einmal Berg-Zebras eingeführt, und so konnte ich auch unsere uralte Stute, die über 25 Jahre hier gelebt hatte, glücklicherweise durch eine neue ersetzen. Hoffentlich lebt sie ebensolange!

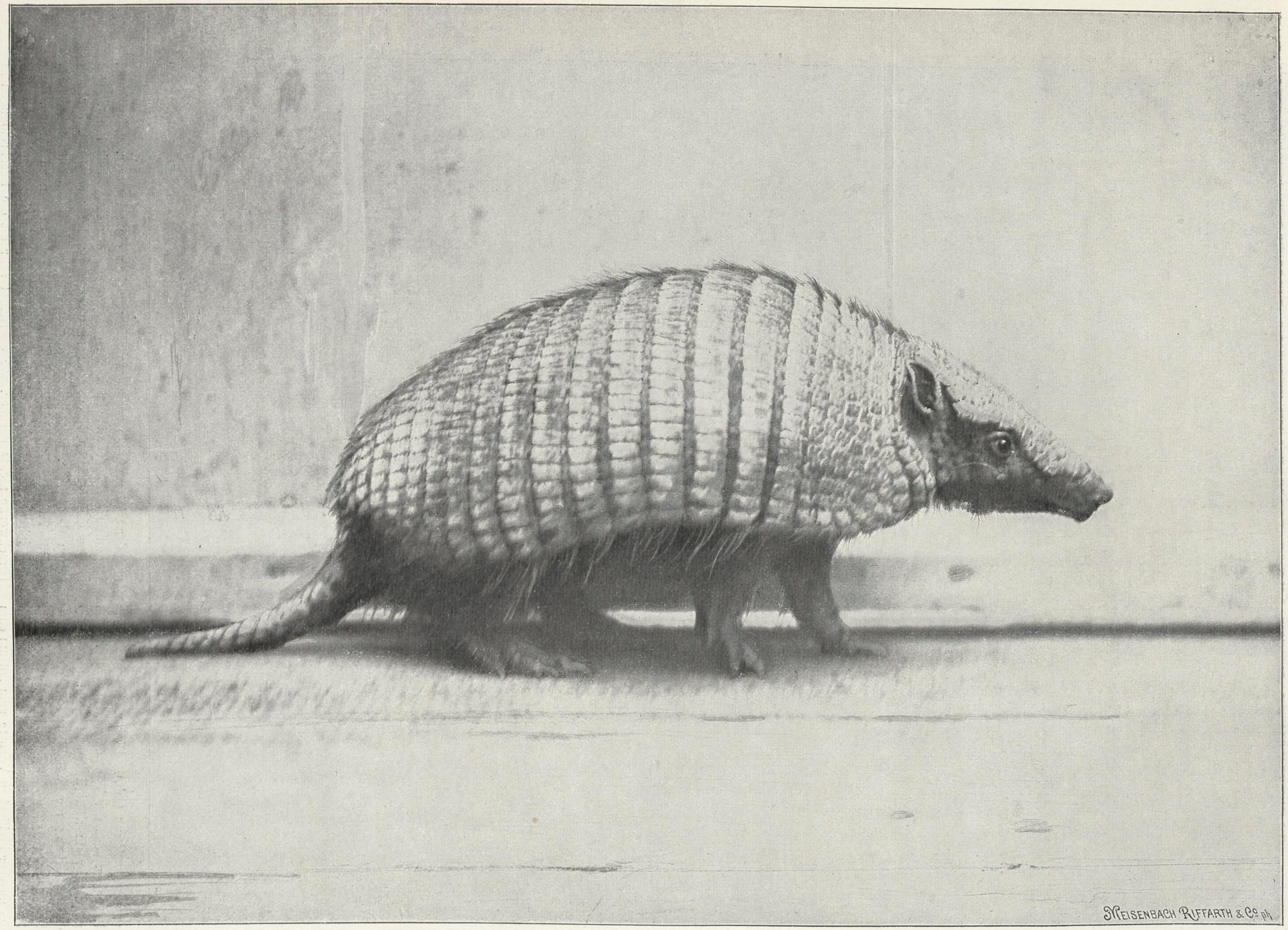
Trotz aller Abweichungen steht das Berg-Zebra aber doch nicht allein unter den gestreiften Wild- oder Tigerpferden. Und wie wir dies bei afrikanischen Säugetieren öfter haben, ist es merkwürdigerweise gerade die nördlichste, also geographisch am weitesten entfernte Art, welche ihm sowohl in der Form als in der Farbe am nächsten kommt. Es ist dies das ebenso eselartige und ebenso dicht bis auf die Hufe herunter gestreifte Grevysche Zebra, das die Somali- und Gallaländer vom 1. bis zum 8. Grad nördlicher Breite bewohnt und sich vom Kap-Zebra nur durch die Schmalheit der einzelnen Streifen unterscheidet.



ROTRÜCKEN-PELIKAN (Pelecanus rufescens Lath.). Eine kleinere afrikanische Art, die, in den letzten Jahren öfter eingeführt, allenthalben in den zoologischen Gärten sich eingebürgert hat. Sie trägt ihr Schönstes für gewöhnlich verborgen: die rosenfarbene Rückenmitte und Unterseite der Flügel. Man kann diesen eigentümlichen zarten Farbenton vielleicht noch besser bezeichnen, indem man sagt: die Federn sehen dort aus, als ob jede einzeln einmal rasch in Rotwein getaucht und dann wieder getrocknet wäre. Sonst ist das Gefieder recht unscheinbar: grau und weiss gemischt; unten am meisten weiss, oben auf dem Rücken mehr grau und auf dem Kopf und Hinterhals, wo die Federn sich etwas kammartig aufstellen, am meisten grau. Schnabel horn-, Füsse fleischfarbig. Auf unserem Bilde sieht man sehr schön deutlich den charakteristischen Ruderfuss mit der etwas nach innen gewendeten und von dort her ebenfalls mit Schwimmhaut verbundenen Hinterzehe. Denselben Fuss haben von Binnenlandsvögeln die Kormorane und Schlangenhalsvögel, von Seevögeln die Tropikvögel, Tölpel und Fregattvögel, die alle zusammen die Ordnung der Ruderfüssler bilden. — Der Pelikan gehört zu jenen fischfressenden Vögeln, welche sowohl am Meere als an den Binnengewässern zeitweilig in solchen ungeheuren Massen sich ansammeln, dass nach Brehm „das Auge nicht im Stande ist, eine Schaar zu überblicken. Sie bedecken im buchstäblichen Sinne des Wortes mehrere Geviertkilometer“ und geben so einen Begriff davon, welche unerschöpfliche Nahrungsquelle das Wasser mit seinem Fischreichtum ist. Wenn man als Tierpfleger täglich den Heisshunger der Pelikane sieht, so schwindelt einem bei dem Gedanken an die Massen von Fischen, die nötig sein müssen, um Schaaren von Tausenden und Abertausenden zu sättigen.



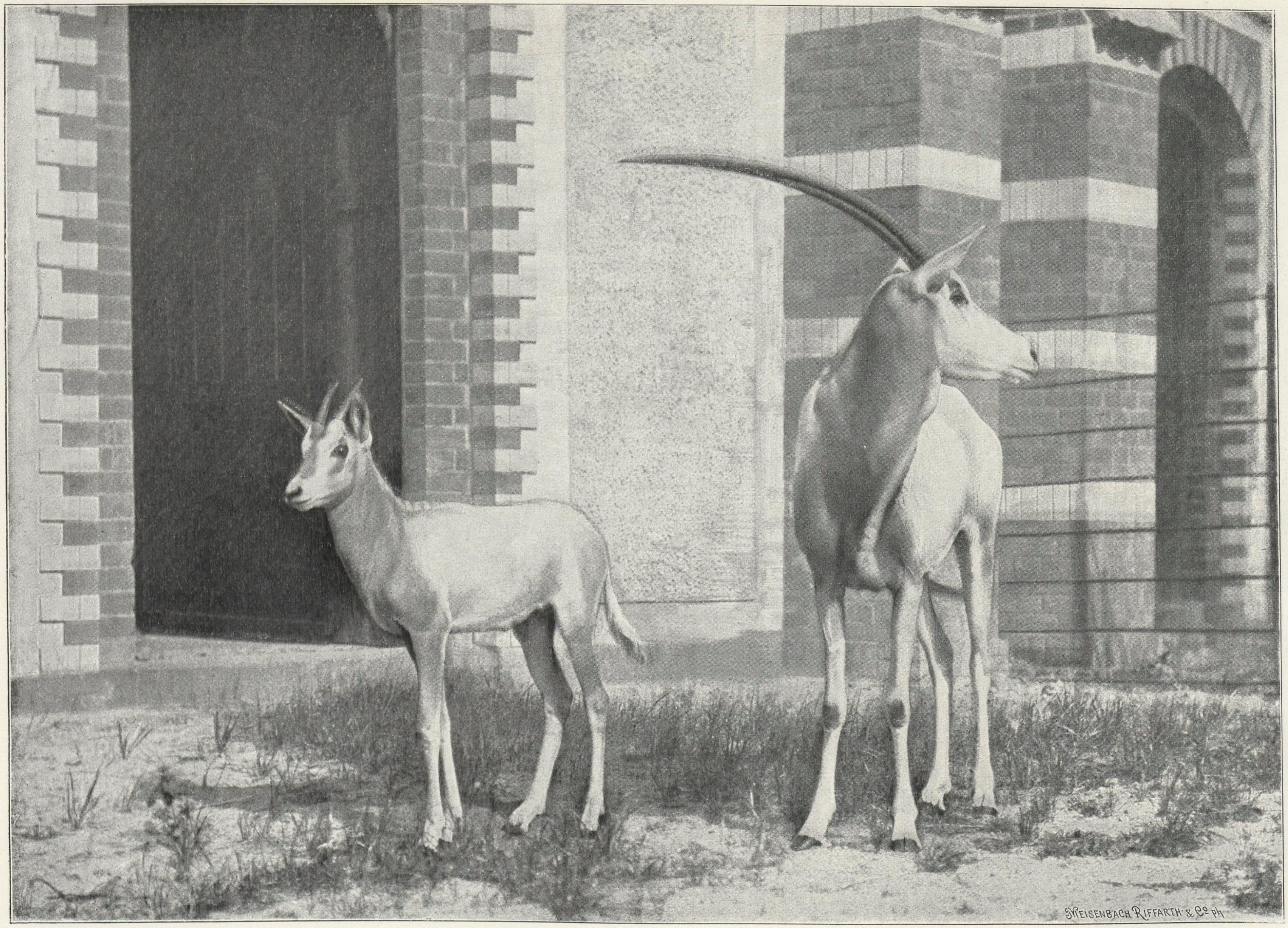
SAVANNEN-HIRSCH (Cariacus savannarum Cab.). Dieser Hirsch hat für uns Berliner das besondere Interesse, dass der Typus, das Exemplar, nach dem die Art beschrieben wurde, hier im Königlichen Museum für Naturkunde steht, und dass die Beschreibung merkwürdigerweise einem der bekanntesten lebenden Ornithologen zu verdanken ist, Professor Cabanis, der nach viele Jahrzehnte langem, erfolgreichem Schaffen jetzt hochbetagt, aber erfreulich rüstig in einem unserer idyllischen Vororte sein „otium cum dignitate" geniesst. Bei der Bearbeitung der Ausbeute von Schomburgks Reisen in Britisch Guiana im Jahre 1848 entging es Cabanis scharfem Systematikerblicke nicht, dass dieser zierliche, kleine, wahrscheinlich im ganzen Orinocogebiete heimische Mazamahirsch unverkennbare Unterschiede aufweist von dem nächstverwandten, bereits früher beschriebenen Nacktohrhirsch aus Columbien. Zunächst hat er keine nackten Ohren, wie dieser, und dann ist noch ein besonderes Kennzeichen ein schwarzer, unbestimmt verlaufender Fleck an der Unterlippe gegen den Mundwinkel hin. Das schöne dunkle Auge ist von einem grauweissen Ring umgeben, der sich gegen das übrige, bräunlichgraue, gesprenkelte Haarkleid auffällig abhebt. Um über Sommer- und Winterkleid etwas Sicheres sagen zu können, dazu habe ich das Tier noch nicht lange genug; Lydekker sagt in seinem grossen Hirschwerke nichts darüber, wie überhaupt sehr oft die Beschreibungen in dieser Beziehung lückenhaft sind. Vom Geweih ist an unserem jungen Tiere noch nicht viel zu sehen, und Lydekker schweigt sich darüber verwunderlicherweise ganz aus. In der Urbeschreibung von Schomburgk und Cabanis heisst es, dass das Geweih dem des Virginierhirsches ähnlicher, also mehr nach vorne umgebogen und weniger aufrecht sei, als das des Nacktohrhirsches.



BRAUNZOTTIGES GÜRTELTIER (Dasypus villosus Desm.). Wir haben uns in diesem Werke die Aufgabe gesetzt, nach Möglichkeit auch kleine Tiere scharf und in dem schönen grossen Maassstabe vorzuführen, der, wie ich hoffe, als ein besonderer Vorzug unserer Lebenden Bilder geschätzt werden wird. Wie weit sich in dieser Richtung die Grenze des Erreichbaren hinausschieben lässt, müssen erst weitere Versuche lehren; einstweilen sind wir froh, wenigstens einige brauchbare Abbildungen von Kleingetier zu Stande gebracht zu haben mit den verhältnismässig einfachen Zurüstungen, wie sie hier im Freien möglich sind. Wir hatten uns zu dem Zwecke an einem sonnigen Platze in unserer Baumschule einen Photographirkäfig etwa von Billardgrösse und -form gebaut mit beweglicher Hinterwand, die auf Rollen verschiebbar ist parallel der Vorderwand, wo der Photograph steht. Da nun die kleinen, meist scheuen und ängstlichen Tiere fast durchweg an dieser beweglichen, weiss gestrichenen Bretterwand hin und wiederliefen, so gelang es durch entsprechende Einstellung dieser Wand einerseits genügend scharfe und zur Vergrösserung geeignete Aufnahmen zu erhalten und andererseits schlimme Verzeichnungen und Verzerrungen zu vermeiden selbst bei solchen kleinen und unruhigen Tieren, die seither kaum für photographische Abbildungen in Betracht kommen konnten, wie kleine Beutler, Nager und Zahnarme. Zu letzteren gehört unser braunzottiges Gürteltier. Es ist die jetzt am häufigsten eingeführte argentinische Art, ausgezeichnet, wie der Name schon sagt, durch reichliche dunkelbraune Behaarung, die zwischen den Knochenplatten des Gürtelpanzers hervorkommt. Die Grösse vergleicht man am besten mit einem ovalen Brotkorb, wie man ihn zu Hause auf dem Esstisch stehen hat. Die Zahnarmen sind eine Säugetiergruppe, die sich nur in wenigen kümmerlichen Resten bis auf die gegenwärtige Erdperiode forterhalten hat; ihre heutigen Vertreter sind nur die spärlichen, zwerghaften Nachkommen zahlreicher riesenhafter Vorfahren. Der Name Zahnarme erscheint übrigens gerade bei den Gürteltieren, die sehr viel (bis 100) Zähne haben, in eigentümlicher Beleuchtung; er soll ja aber auch nur bedeuten, dass die Zähne alle gleichförmig unentwickelt und schwach sind.

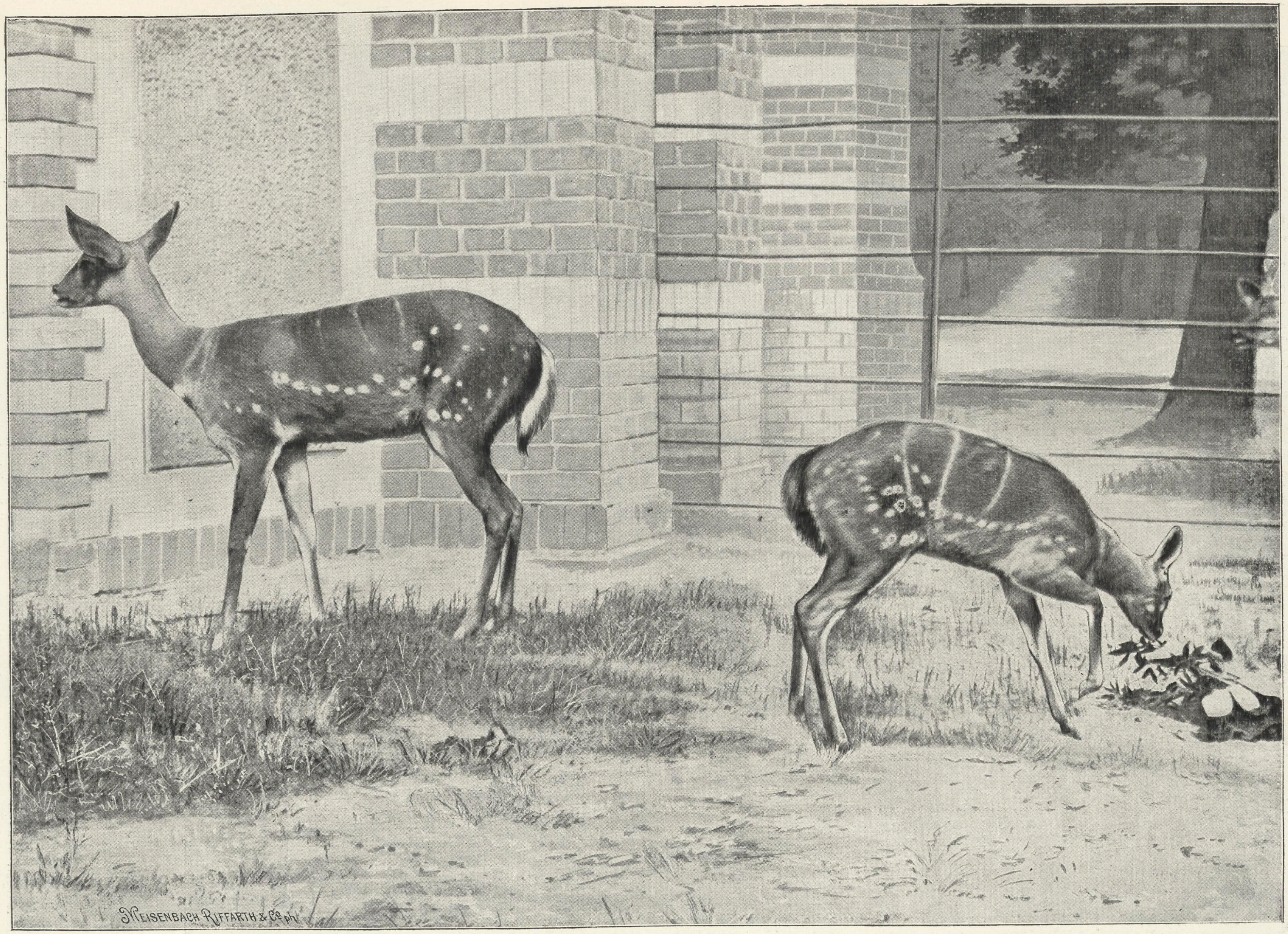


ZUSAMMENGEROLLTER SCHNABELIGEL (Echidna hystrix Cuv.). Schnabeligel nenne ich auf Nitsches Anregung unser Tier, weil es der nächste Verwandte des Schnabeltieres ist und einen „Schnabel“ hat, wie dieses, nur nicht solchen breiten entenartigen, sondern einen mehr röhrenförmigen, durch den vorne eine Wurmzunge zum Vorschein kommt, wie es sich für einen richtigen Ameisenfresser und Termitenjäger gehört. Der Schnabeligel hat während der letzten fünfzehn Jahre im wissenschaftlichen und gemeinverständlichen Schrifttum manchen Staub aufgewirbelt, seit Haacke 1884 im Museum zu Adelaide aus einem Beutel am Bauche des Weibchens, von dem man bis dahin nur andeutungsweise etwas wusste, ein „Ei“ hervorgezogen hatte. Ein wirkliches und wahrhaftiges Säugetier-Ei: daran ist nicht zu rütteln, so sehr es auch wie ein Widersinn in sich selbst klingt! Man darf es nur nicht verwechseln und auf eine Stufe stellen mit dem Vogel- und Reptilien-Ei, sondern muss sich klar machen, was man in diesem Falle unter „Ei“ versteht. Das hat Matschie in seiner Tierwelt Neu-Guineas ganz prächtig kurz und bündig gethan, und ich setze deshalb seine lichtvollen Worte hierher. „Man nennt die Kloakentiere (Schnabeltier und Schnabeligel) wohl auch eierlegende Säugetiere, weil sie Eier legen sollen, aus denen die Jungen ausgebrütet werden. Allerdings sieht ja die Eihülle, welche das aus dem Mutterleibe hervorgegangene Kloakentier umgibt, ungefähr so aus wie ein Reptilienei, aber im gewöhnlichen Sprachgebrauch wendet man doch das Wort „Ei“ auf eine Bildung an, welche dem allbekannten Hühnerei ähnlich ist, in welchem der sich entwickelnde Embryo durch den im Ei befindlichen Nahrungsdotter ernährt wird und von aussen her nur die zur Entwickelung nötige Wärme erhält. Ganz anders aber verhält sich das „Ei“ des Kloakentieres, in welchem der Embryo von aussen her durch die dem mütterlichen Körper entstammenden Milchsäfte ernährt wird. Das junge Kloakentier sprengt nicht, wie man es von den übrigen Säugetieren kennt, im Augenblick der Geburt seine Eihäute, sondern bleibt, in diese pergamentartige Hülle eingeschlossen, noch eine Zeit lang im Brutbeutel der Mutter und empfängt die Nahrungsmilch, nachdem sie die Eihäute durchdrungen hat.“



SÄBEL-ANTILOPE MIT KALB (Oryx leucoryx Pall.). Diese schöne, grosse Antilope wird glücklicherweise mit einiger Regelmässigkeit vom Senegal eingeführt; sie verschwand daher nicht aus den zoologischen Gärten, als der Sudan dem Tierhandel sich verschloss, und sie fehlte uns auch nicht gleich, wenn einmal aus Südafrika die Zufuhr schwach war. Zudem hält sie sich gut und pflanzt sich auch in der Gefangenschaft leicht fort. Der Pfleger hat nur mit der Bösartigkeit des Bockes zu kämpfen, der die Kuh oft derart jagt und dabei so gefährlich mit den langen Hörnern kreuz und quer durch die Luft fuchtelt, dass dem, der die Verantwortung fühlt für das, was passieren kann, die Haare zu Berge steigen. Da ist es einem fast wie eine Erleichterung, wenn der übermütige oder zorneswütige Raufbold sich schliesslich die Hörner abgebrochen oder am Gitter durch unermüdliches „Sägen" bis auf kurze Stumpen abgerieben hat. Dann sieht er zwar schandbar aus mit seinem „Plattkopf", aber er ist doch für die Zukunft ein ungefährlicher Zuchtvater. — So hat es auch mit unserem Säbelantilopenbock gegangen, und wir mussten schon deshalb auf alle Fälle die Kuh zur Abbildung wählen, ganz abgesehen davon, dass sie mit ihrem Kalbe eine ebenso interessante als anmutende Gruppe bildet. Die junge Säbelantilope, auffallend durch den echt kindlichen, im Hirnteil hochgewölbten, im Schnauzenteil kurzen Kopf, verdient durch ihre abweichende Färbung noch ganz besondere Beachtung. Sie ist nämlich am ganzen Körper einfarbig, zart rötlich, während das alte Tier — und auch das Junge, wenn es etwas mehr herangewachsen ist — in der Grundfarbe weiss ist, am Kopfe mit blassbrauner Zeichnung, am Halse zimmtbraun und mit derselben Farbe am übrigen Körper überflogen.

Bis jetzt wird nur eine Art Säbelantilope angenommen, die sich durch das ganze nördliche Innerafrika verbreiten, von Dongola bis zum Senegal durchgehen soll. Lebend haben wir nur die westliche, und es fehlt auch den Museen an Material zur Vergleichung; also ist es gar nicht ausgeschlossen, dass die Sudanform sich unterscheidet, etwa durch blassere Farbe und stärker gebogene Säbelhörner.



DEUTSCH-OSTAFRIKANISCHER BUSCHBOCK MIT KALB. Dieses reizende Familienbild aus dem Antilopenleben kann ich unseren Besuchern schon zum zweitenmal bieten. Von unserem Bock und einer Ricke — wenn es erlaubt ist, den Waidmannsnamen von unserem Reh hierher zu übertragen —, die Wissmann uns als Geschenk mitbrachte, als er vom Gouverneurposten heimkehrte, hatten wir vor mehreren Jahren ebenfalls ein Kitzchen. Dieser erste Zuchterfolg, so viel Freude er machte, nahm aber damals kein gutes Ende: die Alte, die doch wohl nicht mehr ganz kapitelfest auf der Lunge war, musste die Geburt des Jungen mit dem Leben büssen. Sie kümmerte, seit sie Mutter war, und ging schliesslich ein. Die jetzige scheint den Anstrengungen der Mutterschaft besser gewachsen zu sein; sie ist rund und glatt, und das Junge gedeiht mit ihr.

Es hat schon vom ersten Tage seines Lebens an ganz die Farbe und Zeichnung der Alten; hierin tritt im Laufe der Entwicklung gar keine Aenderung ein, und nur die Böcke werden im späteren Alter dunkler, mehr oder weniger schwarzbraun. Aber auch nicht alle; das versicherte mir heute noch der bekannte Plantagenleiter Martienssen aus West-Usambara, der stärkere Böcke geschossen hat, als der unsere ist, die aber ganz hell waren.

Interessant ist es auch zu sehen, wie verschieden sich bei jungen Antilopen die Hörner verhalten; je nachdem, ob im Alter beide Geschlechter gehörnt sind oder nicht. Im ersteren Falle, wo die Hörner eine auf jedes Individuum übergeerbte, sozusagen tiefer sitzende Eigenschaft sind, erscheinen sie sehr viel früher. Bei der jungen Säbelantilope oder Beisa fangen sie gleich in den ersten Lebenstagen an, aus dem Kopfe hervorzusprossen. Wie sollten diese langgehörnten Arten auch sonst ihre mächtigen „Säbel" und „Spiesse" zugleich mit dem Körperwachstum fertig haben? Wo das Horn dagegen nur ein besonderer Schmuck des männlichen Geschlechtes ist, wie bei Wasserböcken und Kudus, da dauert es geraume Zeit, mehrere Monate, ehe beim jungen Tiere die ersten Anzeichen der Hornbildung, die beiden kleinen Buckel auf der Stirn, zum Vorschein kommen.

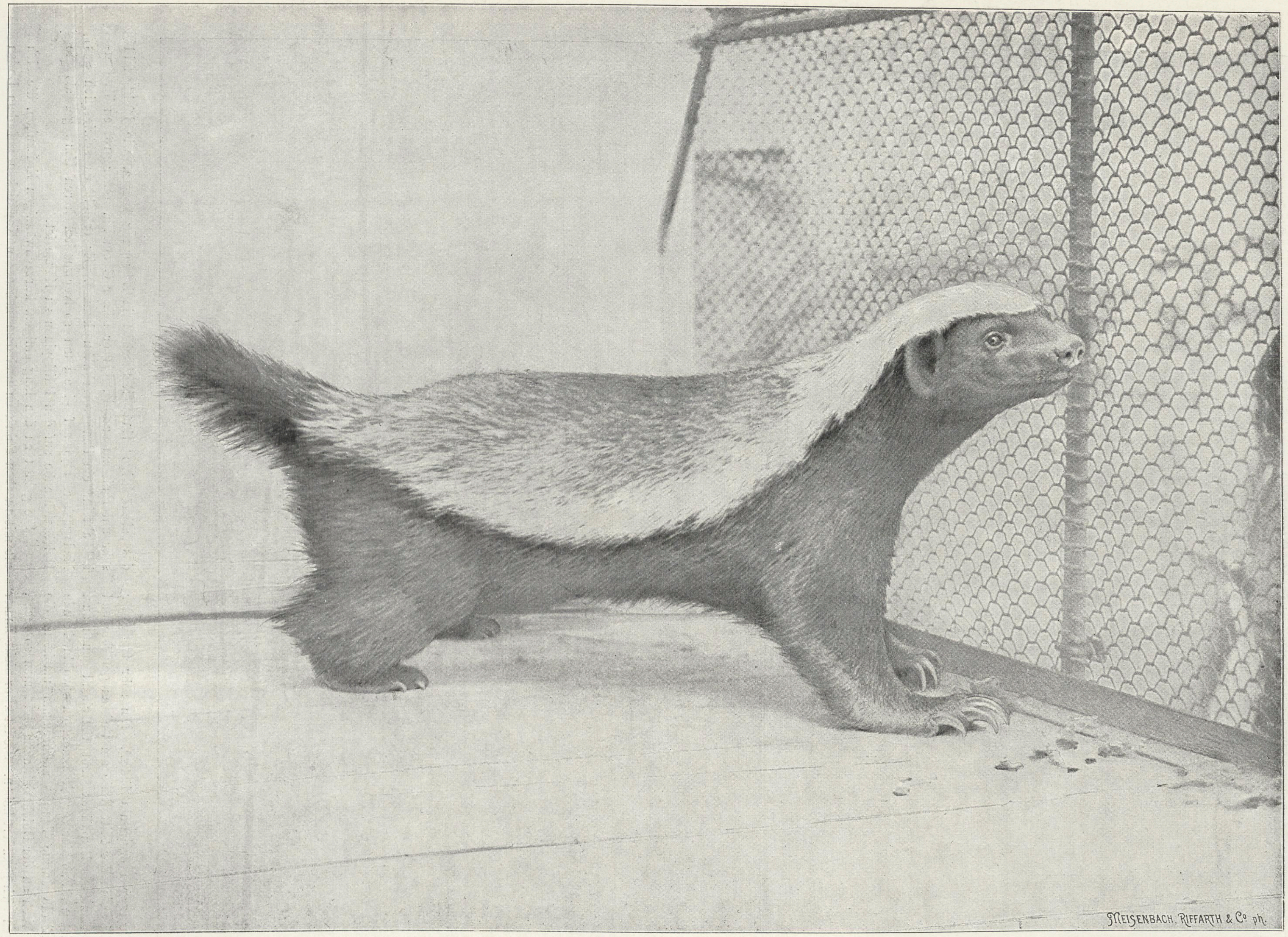


ROTGEMÖNCHTE PERRÜCKEN-TAUBE. Es ist zwar nur eine einheimische Haustaubenrasse, und mancher strenge Wissenschaftler wird vielleicht die Nase rümpfen, dass ich sie hierher setze mitten zwischen die exklusive Gesellschaft seltenster Species fremdländischer Wildtiere, um die sich die Gelehrten abmühen. Ich bin aber gerade der Ansicht, dass auch etwas Derartiges hier nicht fehlen darf, ebenso wie ich dafür halte, dass ein zoologischer Garten einen gar nicht zu unterschätzenden Teil seiner belehrenden Aufgabe unerfüllt lässt, wenn er nicht auch Haustierrassen zur Schau stellt. Denn wie man an den wilden Tieren sieht, welche Formen die Natur bildet nach den Gesetzen, die sich aus dem Ineinandergreifen ihres unendlich mannigfaltigen Getriebes mit Notwendigkeit ergeben: so beweisen die verschiedenartigen Rassen der Haustiere, was und wie erstaunlich viel der Mensch aus einem gegebenen Tierkörper machen kann, je nachdem sich sein Bedürfnis oder seine Liebhaberei nach dieser oder jener Richtung wendet. Und umsonst spielt nicht in Darwins Gedanken gerade die Rassenkunde der Haustaube eine so bedeutungsvolle Rolle, die künstliche Mannigfaltigkeit desjenigen Haustieres, welches sicher nur von einem einzigen Wildtier, der Felsentaube der Mittelmeerländer (Columba livia L.) abstammt und aus dem Orient zu uns gekommen ist. An der ganzen äusseren Erscheinung der Taube ist kein Körperteil, der nicht durch menschliche Züchterkunst so verändert wäre, dass die eine Rasse das gerade Gegenteil der andern darstellt. Da nehmen z. B. gewisse Teile des Gefieders die sonderbarsten Lagen und Formen an, wie bei der Perrückentaube die Halsfedern.

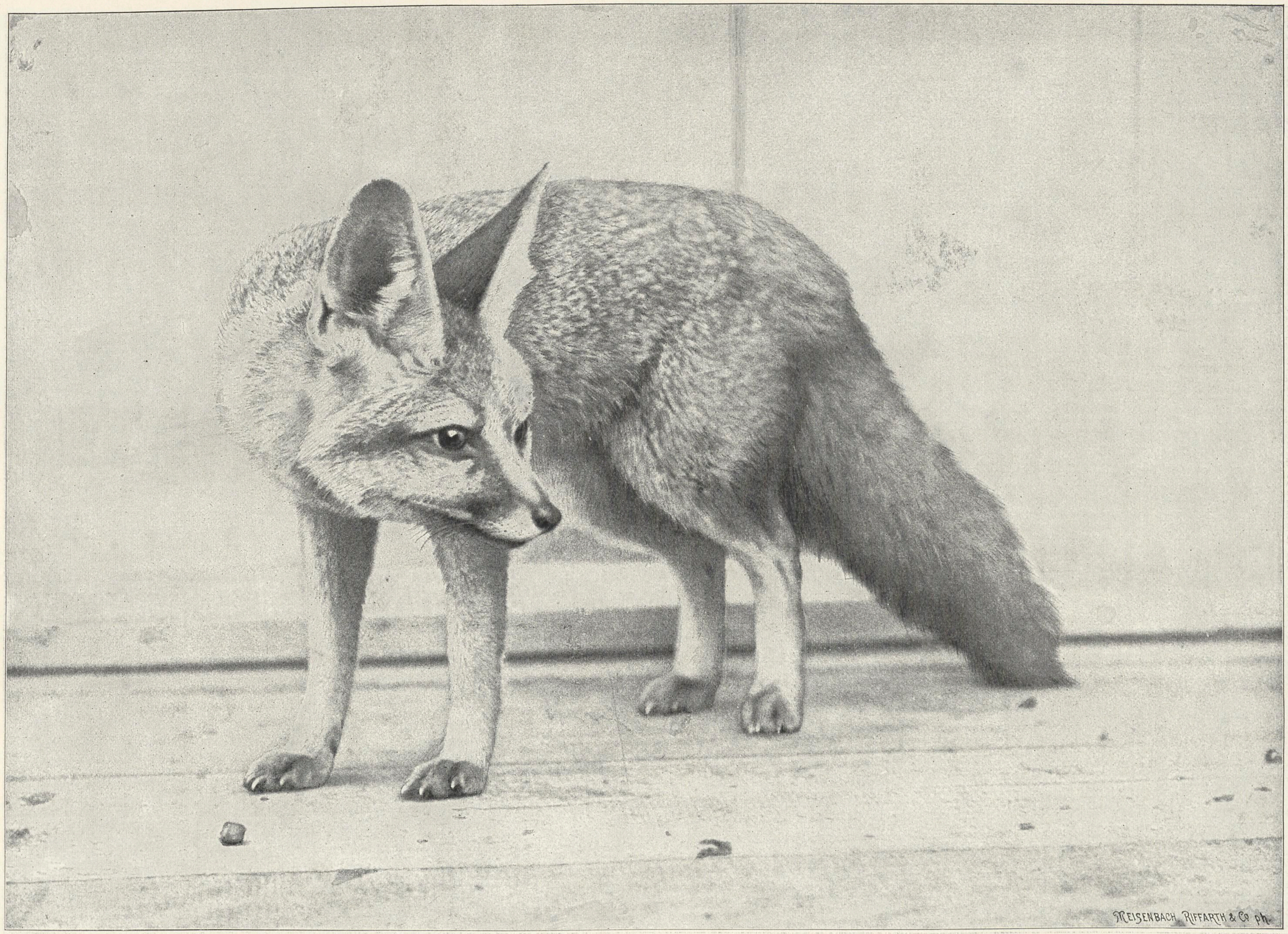


DOLCHSTICH-TAUBE (Geotrygon cruentata Lath.). Ein sehr treffender Name! Der blutrote, längliche, in der Mittellinie am tiefsten gefärbte und nach den Seiten blasser verlaufende Brustfleck sieht täuschend genau aus, wie eine Blutspur, und es ist wirklich hier vorgekommen, dass wohlmeinende Besucher den Wärter auf die „arme Taube“ aufmerksam machten, die „vorne ganz blutig“ sei. Auch an der Dolchstichtaube sieht man so recht, wie im Tierhandel die Zeiten sich geändert haben. Sie ist zwar nicht immer zu haben, aber, wenn sie am Markt ist, gar nicht mehr teuer, weil die meisten zoologischen Gärten sie besitzen, und sie sich lange hält. Und doch war sie vor 1874 nie lebend nach Deutschland gekommen! Prinz Karl von Preussen sah sie im siebziger Kriege in der berühmten Rothschildschen Fasanerie zu Ferrières bei Paris, musste sich aber mehrere Jahre Mühe geben und sogar das „allmächtige“ Haus Rothschild in Bewegung setzen, wie Lichterfeld sehr unterhaltsam erzählt, bis er seiner Gemahlin, einer grossen Taubenliebhaberin, ein Paar verschaffen konnte. Er erhielt es schliesslich aus Madagaskar, also auf einem um so verwunderlicheren Umwege, als die Dolchstichtaube auf den Philippinen zu Hause ist.

Sie gehört zu den langbeinigen, kurzschwänzigen Erdtauben, die sich oft mit raschen Schritten und dem bekannten Kopfnicken auf dem Boden herum bewegen, weil sie mit Vorliebe Kerbtiere und andere tierische Nahrung nehmen. In den alten Beschreibungen ist auch von einer weissen Dolchstichtaube die Rede. Wenn dem auch nur ein Weissling von der gewöhnlich gefärbten zu Grunde liegt, so müsste solch ein Tier doch ein einzigartiges Schaustück sein!

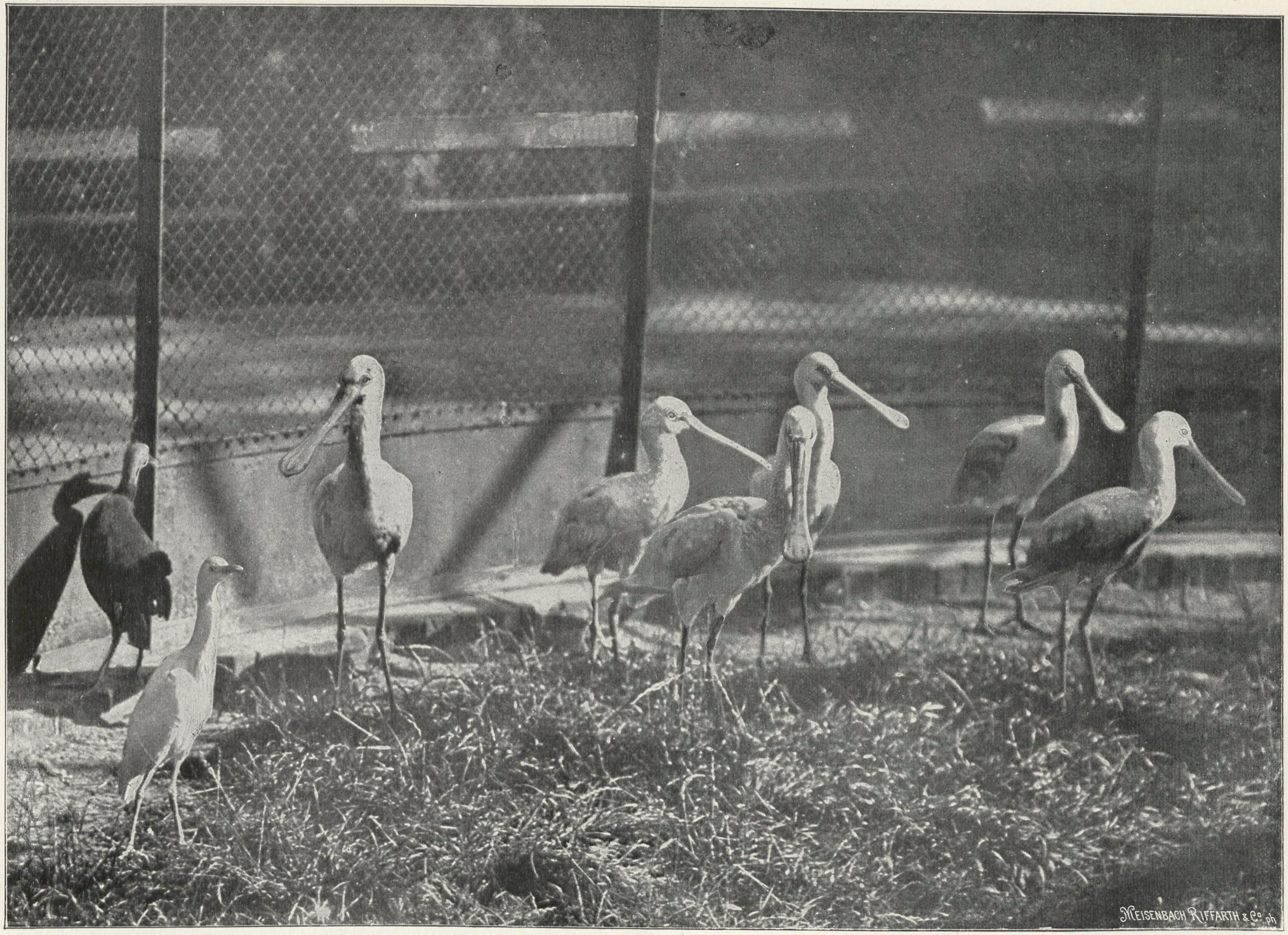


HONIGDACHS AUS DEUTSCH-OSTAFRIKA (Mellivora ratel Sparrm.) Eine absonderliche Tiererscheinung mit der „verkehrten“, oben hellen, unten dunklen Färbung, aber ein urdrolliger Geselle mit seinem klugen, stets zu allerlei Kurzweil aufgelegten Wesen! Abgesehen von der Verkehrtfärbung, die auch unser Grimbart trägt, ist es nur im weiteren Sinne ein Dachs, eine andere Gattung, viel gestreckter gebaut, mit kurzem, stumpfem Kopf und ganz kleinen Ohren. An den Vorderfüssen mächtige Klauen, mit denen der unruhige Geist in der sträflichen Langeweile der Gefangenschaft allen möglichen Unfug stiftet. Im Käfig unserer Honigdachse mussten die ganzen Wände mit Blech beschlagen, und ein eichener Fussboden mit Eisenkanten gelegt werden. Das Namenschild haben wir schliesslich ganz nach oben unter den Dachüberstand gerettet: das müssen die Teufelskerle aber gemerkt haben; denn ich sehe sie oft am Gitter hochklettern und mit der einen Einbrecherpfote aus Leibeskräften zwischen den Stäben durch nach der Stelle hin „angeln“, wo das so oft ruinierte Schild hängt. Zumal „Anatol“, das Männchen, ist ein Ausbund, der nichts wie dumme Streiche im Kopf hat und in Ermangelung von etwas anderem sein Weibchen quält, so dass dieses alle Augenblicke sein ärgerliches „Keckern“ ertönen lässt. Anatol war schon in Tanga ein berühmtes Tier, und Oskar Neumann erzählt heute noch mit innigem Vergnügen, wie phänomenal der Dachs einst auf die Nasen der Tischgesellschaft wirkte, als er sich in der Offiziersmesse unbemerkt zum Schlafen niedergelegt hatte, nachdem er gerade vorher auf dem kürzesten Wege, d. h. durch die Kloake, von einem Spaziergang am Strande zurückgekehrt war. Schliesslich schickte Bezirkshauptmann v. St. Paul ihn uns als Geschenk zu, wahrscheinlich nachdem „drüben“ das Maass seiner Geniestreiche voll war. Hier ersetzte er einen uralten Vorgänger, der noch von Bodinus Zeiten stammte und sein Hauptvergnügen darin fand, vorne am Gitter auf einem Vorderfusse auf- und niederzutanzen und dazu seine heiser kichernde Stimme, von der höchsten Fistel herabfallend, ertönen zu lassen. In der Freiheit soll der Honigdachs den wilden Bienen nachgehen, aber auch einen Geflügelbraten zu schätzen wissen.



CHAMA-FUCHS (Canis chama Smith). Ich möchte nicht beschwören, dass ich dieses niedliche Füchslein richtig beschildert habe; ich weiss es aber vorläufig nicht besser zu benamsen. Sein Aeusseres, blassgelber Kopf und Beine, silbergrauer Rücken und schwärzlich überlaufener Schwanz, passt besser zur Beschreibung des Rüppellschen C. famelicus aus Nordostafrika und Südwestasien; ich weiss aber, dass er aus Südafrika stammt. Mittelst Mivarts „Canidae“ komme ich auch nicht weiter; von seinen miserablen Schablonenbildern passt keines auf meinen Fuchs: ja, er bildet den südafrikanischen Chama geradezu kurzohrig ab, obwohl der Text beginnt: „This long-eared South-African fox etc.“ Und Brehm kommt um die Körperbeschreibung ganz herum, indem er mit vielem Behagen die Jagdgeschichten wiedererzählt, die die Hottentotten vom Chama wissen: wie er ein ganzes Straussenei auf einmal auffressen könne und es sehr schlau zu zerbrechen wisse, indem er es über spitzes Steingeröll hinabkollere. Jedenfalls ist es ein wunderhübsches, elegantes Tierchen, nach Grösse und Gestalt in der Mitte stehend zwischen unserem Reinecke und dem zwerghaften Endglied der Reihe, dem Fenek; auch in der Grösse der Ohren, die zwar auffallend gross sind, aber im Verhältnis zum ganzen Tier doch noch nicht so ins Riesenmässige gehen, wie bei jenem. Mivart meint, der Chama neige offenbar sehr zu Abänderungen in der Farbe; ich habe aber doch nun schon zwei ganz genau gleich gefärbte Exemplare erhalten. Hier thut es, wie mir scheint, not, dass einmal planmässig gesammelt und nach geographischen Gesichtspunkten geordnet wird. Wahrscheinlich sehen diese kleinen, langohrigen afrikanischen Füchse verschieden aus, wenn sie aus verschiedenen natürlichen Gebieten stammen, und gleich, wenn sie wirkliche engere Landsleute sind.

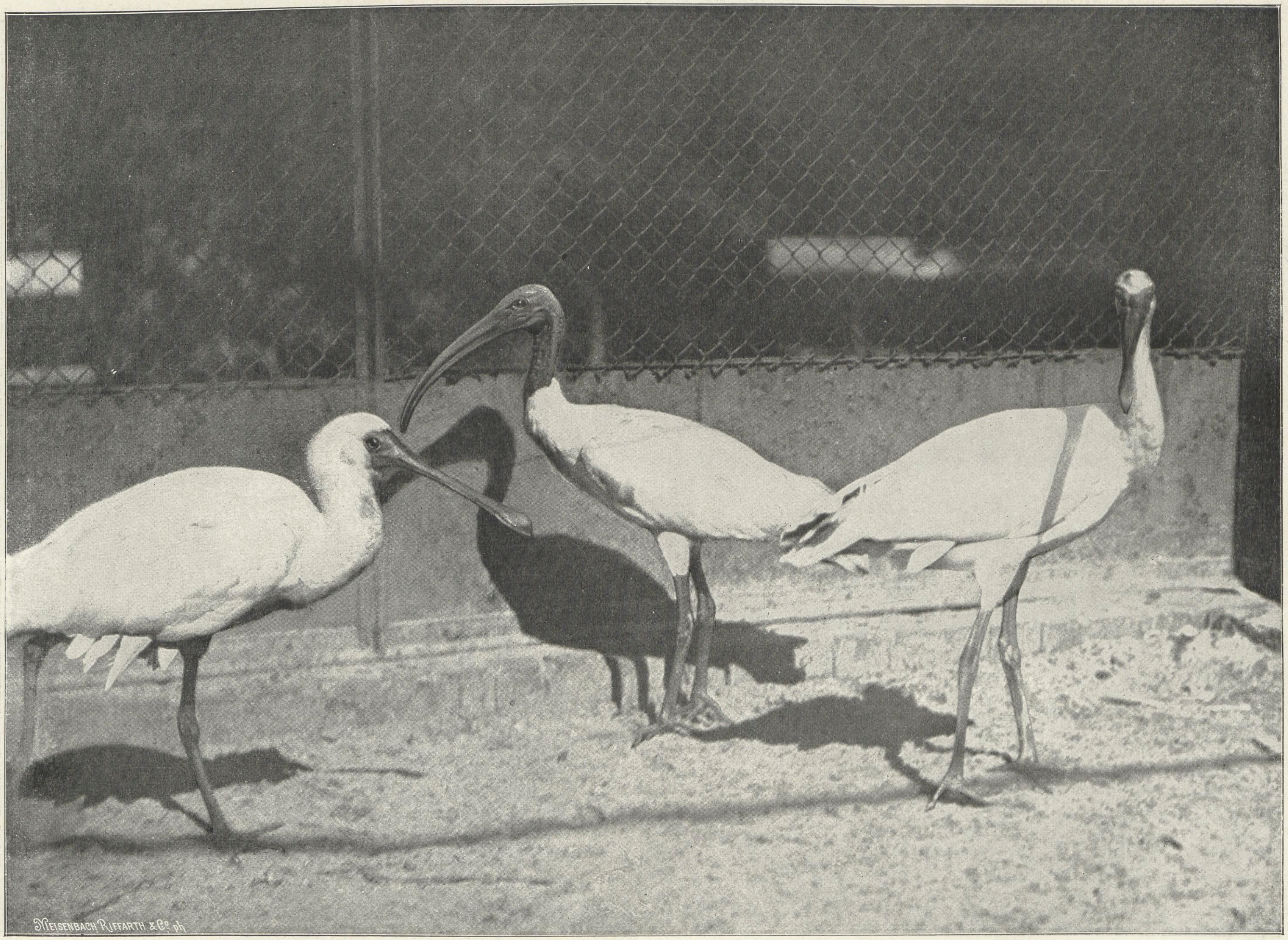
In der Gefangenschaft ist der Chama ein reizender kleiner Schelm, so zutraulich und liebenswürdig, wie nur ein Tier sein kann. Zumal der erste, der — es sind jetzt schon zehn Jahre — hierher kam, hatte sich rasch die Herzen aller tierfreundlichen Besucher gewonnen. Viele besuchten ihn regelmässig, um sich mit ihm zu unterhalten, und er spielte geradezu Verstecken mit seinen Freunden.



JUNGE LÖFFELREIHER. Es sind, naturgeschichtlich betrachtet, gar keine Reiher. Die Wissenschaft hat sie vielmehr als die nächsten Verwandten der eigentlichen Ibisse, als Ibisse im weiteren Sinne erkannt, die zugleich in gewisser Beziehung den Uebergang zu den Störchen vermitteln. Thatsächlich haben die Löffler gar nichts von der schmalen, schlottrigen Figur und dem dünnen, S-förmig gebogenen Halse des Reihers. Weiter können wir natürlich hier der ornithologischen Forschung nicht ins Einzelne folgen, und es mag daher nur noch gesagt sein, dass der breite, vorn abgerundete Löffelschnabel sich bei genauerer Untersuchung als ein plattgedrückter Ibisschnabel erweist. Mit diesem sonderbaren Schnabel fahren die Löffler im seichten Wasser eifrig hin und her, und da er an den Innenrändern seines Wurzelteils mit Querleisten besetzt ist, so mögen sich damit Wasserinsekten, Krebse und Würmer recht gut aus dem Schlamm „herauslöffeln" lassen. Ausserdem fressen die Löffler Fische, und mit solchen ernähren wir sie hauptsächlich in der Gefangenschaft.

Die Ibisgattung der Löffler verbreitet sich in 6 Arten über die wärmeren Zonen aller Erdteile, und der gewöhnliche, weisse Löffler (Platalea leucerodia L.) ist ihr europäischer Vertreter. Er hat sein nördlichstes Vorkommen in Holland, und von dort stammen auch die abgebildeten Exemplare. Sie sind als vorjährige Vögel leicht kenntlich daran, dass sie noch keinen Schopf von verlängerten Hinterkopffedern haben, und der Löffel noch hell gefärbt und ohne Querrillen ist. Später wird er schwarz, zwischen den Rillen schieferblau, und zugleich macht sich durch rötlichgelbe Farbe ein nackter Kehlsack bemerkbar. In den ungarischen Reihersümpfen der Donauniederungen brütet der Löffler zu Tausenden; im August zieht er südlich und sammelt sich zum Winter massenhaft in Aegypten am Nil.

Die beiden Vögel ganz links auf dem Bilde sind: vorne der kleine, weisse Kuhreiher (Ardea ibis L.), der vielfach dem afrikanischen Vieh und Wild das Ungeziefer vom Rücken abliest, und hinten am Gitter die grösste Rallenart, die Ipecaha-Ralle (Rallus ipecaha Vieill.) aus Südbrasilien.



MISCHLING ZWISCHEN CHINESISCHEM IBIS UND JAPANISCHEM LÖFFLER. Eine sonderbare Familie ist es, die unser wohlgelungenes, scharfes Bild darstellt. Ich glaube, sie straft wirklich Ben Akiba Lügen: So was ist noch nicht dagewesen! Der Vater ein chinesischer Ibis (Ibis melanocephala Lath.), die Mutter ein japanischer Löffler (Platalea minor Tem. und Schl.), und das Kind, das sich prächtig entwickelt und die Alten an Grösse bereits erreicht hat, ein Mischling zwischen den beiden so verschieden aussehenden Eltern und zugleich ohne Zweifel eine der kuriosesten Sehenswürdigkeiten, die wir zur Zeit hier im Garten bieten können. Man betrachtet und schildert mit Recht nicht ohne eine gewisse Bewunderung — um nicht zu sagen: Rührung — das treue, paarweise Zusammenhalten unserer Singvögel, die in Jahre lang, vielleicht lebenslang währender Einehe leben. Die Vogelwelt bietet aber auch Beispiele vom Gegenteil. So ist unter den kleinen, fremdländischen Stubenvögeln sehr oft bei selteneren, neu eingeführten Arten eher die Mischlingszucht mit bekannten, öfter eingeführten geglückt als die Reinzucht, und von den Ibissen wissen wir Tiergärtner alle es längst, dass sie in gewisser Beziehung recht „leichte Vögel" sind. Mischlinge zwischen verschiedenen Arten sind bei ihnen etwas ganz gewöhnliches; sie entstehen sogar, wenn beide Geschlechter von derselben Art in demselben Flugkäfig vorhanden sind. Diesen Fall haben wir hier mehrfach gehabt.

Dagegen lächelte ich doch etwas ungläubig, als mir der Wärter eines schönen Tages meldete, dass ein chinesischer Ibis sich mit dem japanischen Löffler gepaart habe und also ganz besonders interessante Zuchtergebnisse zu erwarten seien. Ich widmete aber dem ungleichen Paare sofort die entsprechende Aufmerksamkeit, und richtig: der Löffler legte, das Paar begann regelrecht zu brüten, und ein Junges kam aus. Bald hörte man täglich sein zitterndes Bettelgeschrei nach Futter. Die Alten atzten es aber beide sehr eifrig, und heute ist es so gross wie sie und längst selbständig. Es hat von der Löfflermutter das weisse Gefieder und den befiederten Hals und Kopf, vom Ibisvater den Schnabel, nur ist dieser etwas breitgedrückt.

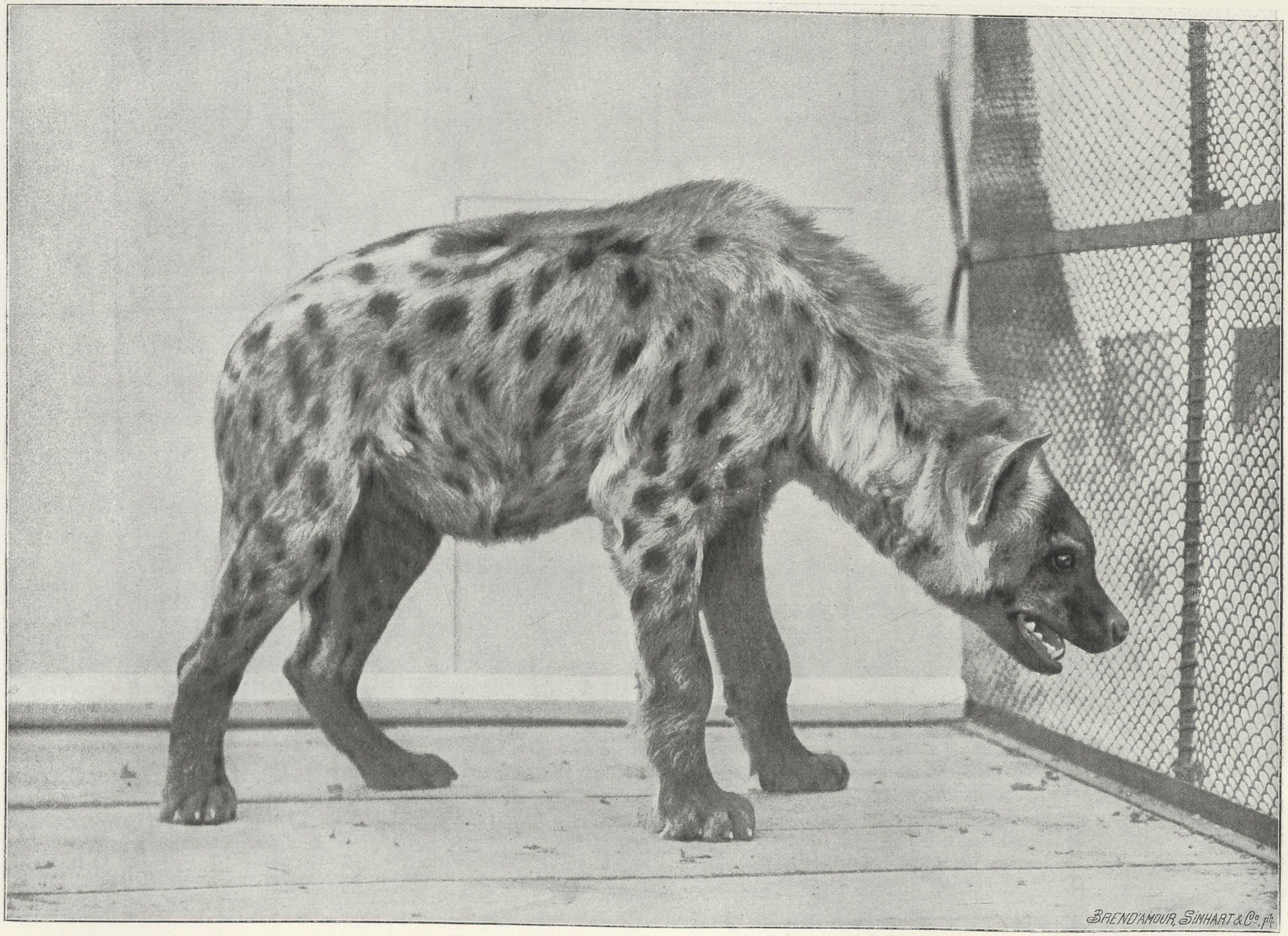


JUNGE FISCHADLER (Pandion haliaëtus L.). Ich war gerade mit dem Photographen bei der Arbeit, da kam unser Raubvogellieferant, der alte Waldläufer aus der Schorfheide, mit jungen Fischadlern an. Rasch waren an einem gut beleuchteten Platze eine Anzahl Aeste und belaubter Zweige zusammengebaut, die drei kaum flüggen Bürschchen hineingesetzt, und so kann ich einen „Horst mit jungen Fischadlern" vorführen. Mit um so besserem Gewissen, als ich ja offen gestehe, wie die Sache zusammenhängt. Die Vögel geben sich aber jedenfalls so besser, als wenn sie, wie „ein Häufchen Unglück", an der Erde oder auf einem Tische sässen. Auf einem Aste konnten sie sich noch nicht halten; dazu waren sie noch zu ungeschickte Nesthocker, die sich bis jetzt kaum einmal auf den Horstrand gewagt hatten. Dieser Zeitpunkt muss genau abgepasst werden, zu lange darf man mit dem Ausnehmen nicht warten; denn sind sie erst wirklich flügge, so hat der Fänger das Nachsehen und umsonst seine Knochen riskiert, wenn er auf Steigeisen glücklich oben beim Horste angelangt ist.

Von unseren dreien hatte so wie so schon einer versucht, „abzustreichen", und war mit gebrochenem Flügel zur Erde niedergekommen. Er ist dadurch sein Leben lang zu engerer Haft in unserer Raubvogelgallerie verurteilt; die anderen beiden dagegen fliegen längst flott umher in unserem grossen Flugkäfig für — Sumpf- und Strandvögel zwischen Tag- und Nachtreihern, Brachvögeln, Ufer- und Kampfschnepfen, Kiebitzen und Regenpfeifern, Wasserhühnern, Enten, Sägern u. s. w. „Wie ist das möglich," wird mancher erstaunt fragen, „ohne dass fortwährend der grösste Aufruhr, Angst und Schrecken vor dem Raubvogel herrscht?" Nichts von alledem! Auf Anregung eines feinen Kenners unseres heimischen Vogellebens, der leider all sein intimes Wissen auf diesem Gebiete schon mit in ein frühes Grab genommen hat, wagte ich den Versuch, und er gelang glänzend. Die ganzen Vögel kümmerten sich nicht im geringsten um die Fischadler; sie müssen instinktiv ganz genau wissen, dass sie von diesen ausschliesslichen Fischräubern nichts zu fürchten haben.

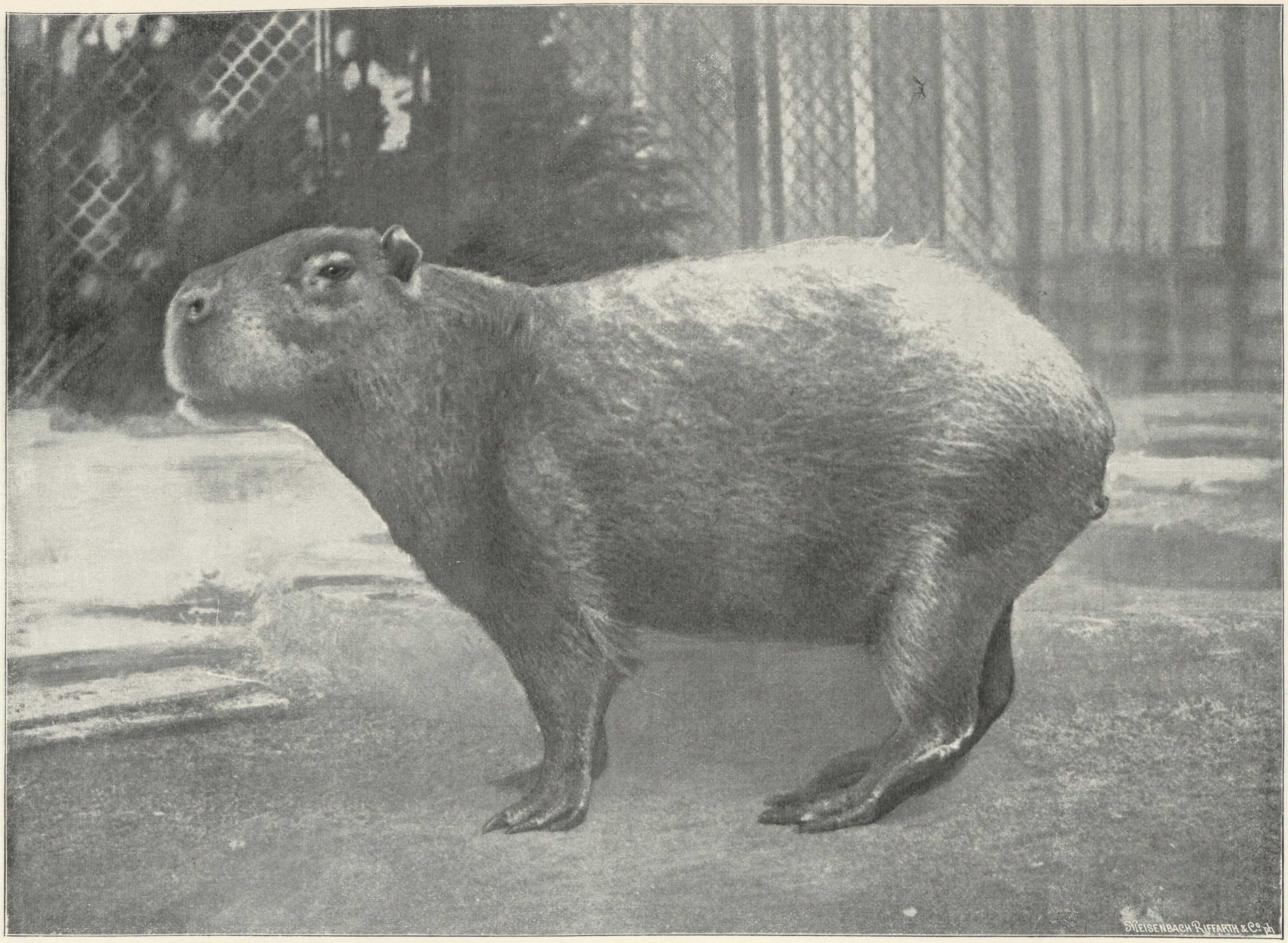


SCHAKALS AUS SIAM. Ich hatte unseren Freunden in Bangkok vielfach den Wunsch nach „Wildhunden“ ausgesprochen und meinte damit die Gattung Cuon, die Brehm „Urhund“ nennt. Da brachte uns Crüsemann dieses Schakalsgeheck mit, und je mehr ich mit meinen wissenschaftlichen Freunden darüber sprach, desto mehr Freude machten sie mir, und desto klarer wurde mir, was ich an diesen Tieren habe. Es mag kaum glaublich klingen bei einem so „gemeinen“ Tier, wie dem Schakal; aber soviel ich die Litteratur übersehen kann, scheinen bis jetzt Schakals aus Siam überhaupt noch nicht wissenschaftlich bekannt geworden zu sein. Dass der Schakal von Vorderindien über Burmah bis in das südliche Pegu geht, welches ja Siam westlich vorgelagert ist, findet sich in den englischen Werken angegeben; aber mit der englischen Herrschaft scheint auch die Kenntnis aufzuhören, und so muss ich wirklich annehmen, dass unser Nest von Siamschakals die ersten ihrer Art sind, die zur Anschauung und wissenschaftlichen Vergleichung kommen. Welcher Art gehören sie aber nun an? Ich muss gleich weiter fragen: Wer gibt darauf Antwort? Dieser Tage war noch Anderson hier, einer der besten Kenner derartiger Raubtiere, und meinem Gefühl nach ein Tierkenner ersten Ranges überhaupt. Er fand die Siamschakals „very interesting“ und „very curious“, schüttelte den Kopf und schwieg sich aus. Wenn man kurzen Prozess machen will, nennt man sie Canis aureus L. Dieser ist aber gar nicht nach indischen, sondern nach westasiatischen Exemplaren beschrieben, und aus Indien selbst habe ich einen Schakal —, Hagenbeck schenkte ihn mir einst, weil ich gar keinen asiatischen hatte — der nach Andersons Aussage durchaus nicht so aussieht, wie die gewöhnliche vorderindische Form. Unsere Siamschakals, die sehr klein ankamen, litten anfangs schlimm an der Rhachitis und „latschten“ mit durchgebogenen Vorderläufen jämmerlich einher. Bei bester Fütterung und sorgfältigster Pflege in grösserem, ungestörtem Laufraum haben sie das aber glücklich überwunden, und jetzt sind es schlanke, hochbeinige Tiere, an Kopf und Läufen blassbraun, am Körper von der gesprenkelten Schakalfarbe, am Schwanze schwärzlich, an den Lippen weisslich.



GEFLECKTE HYÄNE AUS TOGO. Abermals etwas „bekanntes Unbekanntes“! Die gefleckte Hyäne an sich ist ja freilich bekannt genug; aber aus Togo war sie nicht bekannt, und Matschie schrieb noch in seinem Werkchen über die Säugetiere des Togogebietes: „Von Kling erwähnt: Ueber die Färbung ist nichts bekannt.“ Infolge dessen liess ich keinen Brief nach Togo hinausgehen, in dem nicht der Hyäne gedacht wurde, und jeden „Togo-Mann“, der vor der Ausreise liebenswürdigerweise seine guten Absichten für den Zoologischen Garten durch einen Besuch bei mir kundgab, wies ich auf die Hyäne hin. Das hat jetzt den Erfolg gehabt, dass Oberleutnant Thierry bei der Rückkehr von seinem hochinteressanten Posten in Sansanne-Mangu uns eine mitgebracht hat. Anderson konnte sich gar nicht von ihr trennen und machte sich die eingehendsten Notizen.

Es ist aber auch überraschend, diese Westafrikanerin neben zwei ostafrikanischen Artgenossen aus der Gegend von Tabora im Nachbarkäfig hin und widerlaufen zu sehen! Die Ostafrikaner am Körper graubraun, die Flecken dunkler braun, das Gesicht nur wenig schwarz maskiert, und die Beine grau, ganz ohne Schwarz; die Westafrikanerin am Körper hellgrau, kaum gelblich schimmernd, die Flecken kohlschwarz, das Gesicht fast ganz schwarz, und die Beine von unten herauf bis zur Hälfte ebenfalls schwarz, auf der Vorderseite mit grau gemischt. Diese auffallenden Unterschiede können niemand entgehen, der die Tiere einigermaassen aufmerksam ansieht, und mich macht bei der ganzen Sache nur noch eins bedenklich. Ich habe während meiner Strassburger Studienzeit in der Menagerie Kauffmann ein ganz kleines, dort geborenes Nestjunges von der gefleckten Hyäne gesehen, das so dunkel gefärbt war, dass man kaum die Flecken sah; es könnte also sein, dass unser unausgewachsenes Togotier sich in der Farbe noch ändert. An den Ostafrikanern, die allerdings auch fast erwachsen ankamen, habe ich in dieser Beziehung hier nichts beobachten können, und ich bin nun natürlich um so neugieriger, ob und wie sich die westafrikanische mit ihrem weiteren Wachstum noch verändert.

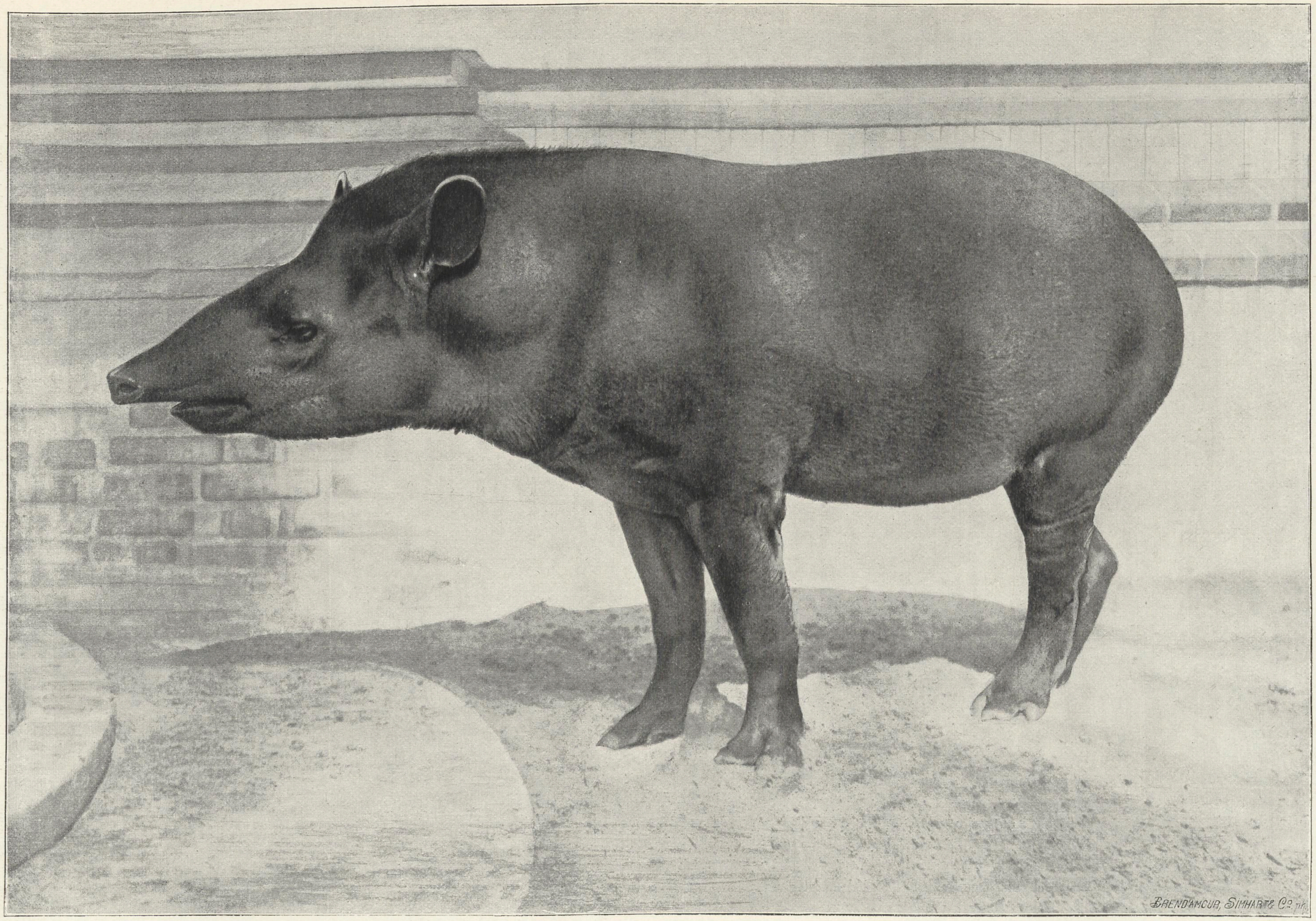


CAPYBARA (Hydrochoerus capybara Erxl.). Zu Deutsch „Wasserschwein"; „capivare" nennen es die Südamerikaner. Es wird allerdings fast so gross, wie ein kleines Schwein, hat aber seiner Natur nach mit den Schweinen gar nichts zu thun, sondern ist ein Nagetier. Wir können es naturgeschichtlich vielleicht am besten kennzeichnen, wenn wir sagen: es ist ein ins Riesenhafte vergrössertes Meerschweinchen. Mit diesem kleinen Nager, der ja wegen seines runden, fetten Aussehens ebenfalls mit dem Schweine verglichen worden ist, ist das Wasserschwein auch thatsächlich nahe verwandt; es gehört mit ihm zu der südamerikanischen Säugetiergruppe der sogenannten Hufpfötler, stummelschwänziger oder äusserlich ganz schwanzloser Nager, die ihren Namen insofern verdienen, als ihre breiten, platten Zehennägel eine mehr oder weniger hufartige Form annehmen, indem sie das letzte Zehenglied allseitig umhüllen. Innerhalb der Hufpfötler bildet das Wasserschwein wieder mit dem Meerschweinchen zusammen die Familie der Meerschweinchenartigen (Caviidae), steht also diesem, selbst naturgeschichtlich genau genommen, sehr nahe.

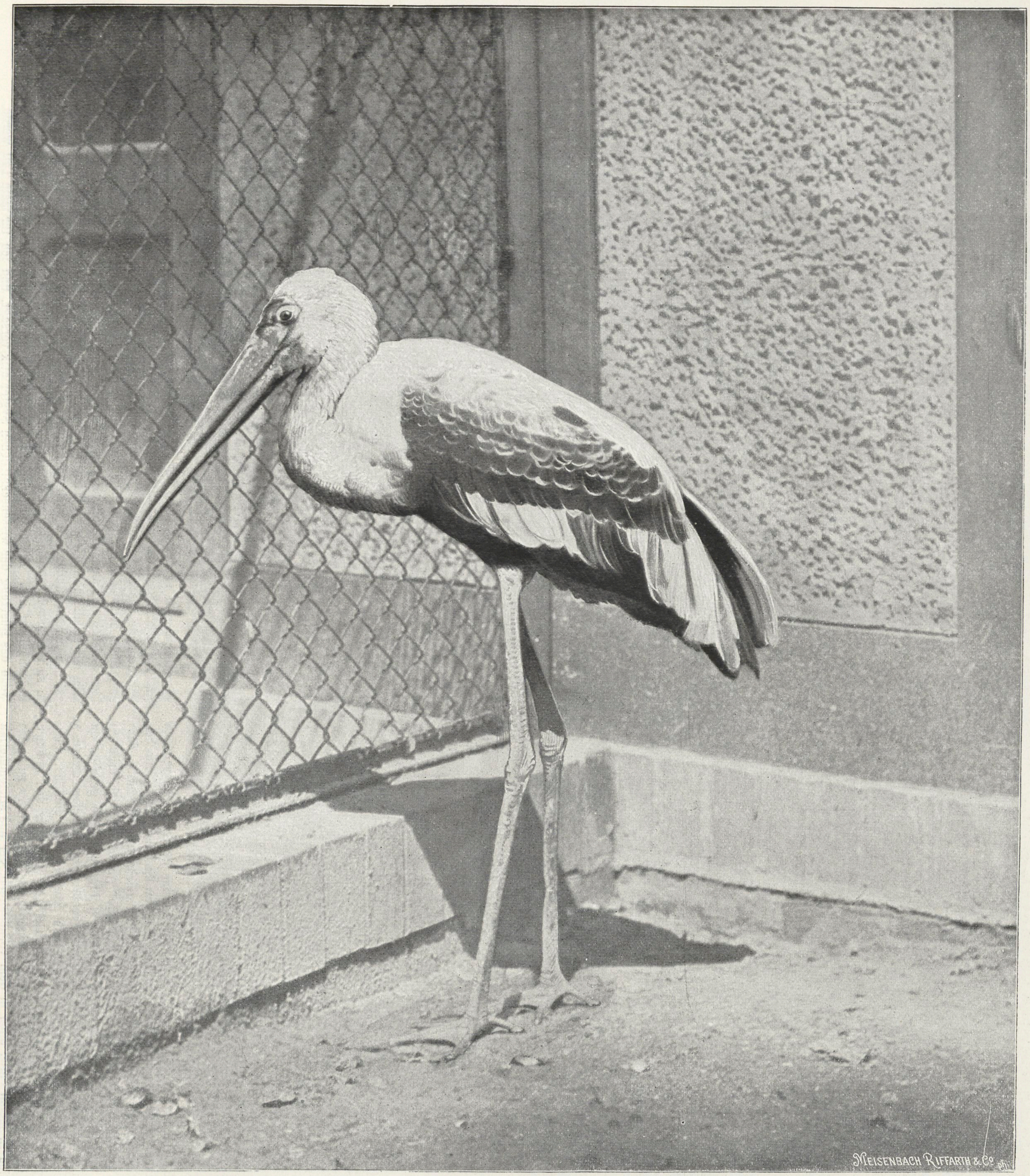
Ich habe diese Verhältnisse etwas ausführlicher dargelegt, weil das Wasserschwein wegen seiner Grösse und wasserliebenden Natur im zoologischen Garten oft nicht mit seinen Verwandten, den Nagetieren, zusammensitzt, sondern sonst irgendwo, wenn möglich, in einem Gehege mit Wasserbecken, untergebracht ist und dort zwischen andersartigen Nachbarn leicht Kopfzerbrechen verursacht, was für ein Tier es eigentlich sei. In seinem Benehmen ist es ein stumpfsinniger Faulpelz, der kaum etwas anderes thut, als sein Futter fressen, sein Bad nehmen und dabei seine hasenartige Losung in grossen Massen absetzen. Nur wenn man ein einzelnes Stück zu einem Paare ergänzen will, indem man das andere Geschlecht hinzubringt, dann erlebt man an dem harmlosen, langweiligen Phlegmatiker mitunter die unliebsame Ueberraschung, dass er sich urplötzlich in einen wütenden Draufgänger verwandelt und eine tolle Beisserei anfängt. In seiner Heimat lebt das Wasserschwein friedlich und gesellig an den grossen Strömen, und nur der Jaguar besorgt ihm einige aufregende Abwechlung.



ELEN-ANTILOPE, BULLE. „Eland" nannten die südafrikanischen Einwanderer seinerzeit diese kolossale Antilope, indem sie das grösste Tier Europas, den Elch oder Elentier, zum Vergleich heranholten, und „Bulle" nennt man unwillkürlich das männliche Geschlecht, indem man nicht vom Wild oder Kleinvieh, sondern vom Rindvieh den Ausdruck überträgt. Thatsächlich ist die Elenantilope bei weitem die grösste und schwerste Antilope, gegenüber den meisten anderen Antilopen ein wahres Riesentier. Unser abgebildeter Bock ist noch jung, in diesem Frühjahr erst eingeführt. Ganz alte, starke Bullen, wie ich sie allerdings noch nicht gesehen habe, sollen etwa 4 m Länge, 2 m Höhe und 20 Zentner Gewicht erreichen! Solch kolossales Wild war schon eine Hetze über die Steppe und einige Büchsenkugeln wert für die vom Kap immer weiter nach Norden „trekkenden" Buren und alles andere Volk, was Abenteuerlust und Goldgier ins Land lockte! In dem kultivierten, d. h. in seiner Natur vollkommen verödeten Südafrika war die Elenantilope daher bald ausgerottet, und die Zeiten sind lange, lange vorbei, wo man dort das trockenere Wildpret der kleinen Duckerantilopen mit „Feist" vom Eland oder Flusspferd zu spicken pflegte, und aus Elandshaut ebenso weiche als haltbare Riemen und anderes Lederzeug anfertigte. Zunächst war es aber natürlich, dass die Elenantilope um die Mitte dieses Jahrhunderts auch in den Tierparks und zoologischen Gärten eine gewöhnliche Erscheinung wurde. Es wird zwar behauptet, dass die meisten unserer früheren Elenantilopen von einem Paar des Lord Derby aus der Knowsley Menagerie herstammten. Warum soll das Tier aber nicht öfter eingeführt worden sein, solange es am Kap noch häufig war? Der Letzte, der Elenantilopen im Betschuanenlande südlich des Wendekreises sah und jagte, war schon im Jahre 1865 Gustav Fritsch, glücklicherweise noch ein lebender wissenschaftlicher Augenzeuge des alten, längst entschwundenen Südafrika der Kaffern und Hottentotten. Später starb dann das mächtige Schaustück in den zoologischen Gärten allmählich aus, und es dauerte bis zum Jahre 1890, ehe wir durch Reiche-Alfeld frische Zufuhr aus nördlicheren Gebieten bekamen, in denen die Elenantilope glücklicherweise ebenfalls vorkommt.



BRAUNER TAPIR (Elasmognathus Dowi Gray). So möchte ich ihn deutsch nennen; denn die ausgesprochen braune, gegen den schwärzlichen Ton der gewöhnlichen amerikanischen Tapire auffallend helle Farbe ist es, die ihn hauptsächlich kennzeichnet. Ich glaube, dass dieser Tapir schon in manchem zoologischen Garten „incognito“ gelebt hat; ich erinnere mich wenigstens aus früheren Zeiten, mehrfach solche helle, braune Tapire gesehen zu haben. Deshalb nahm ich auch gerne die Gelegenheit wahr, mehrere verschiedene amerikanische Tapire zusammenzukaufen. Seit ich nun neben dem gewöhnlichen dunklen, dünn behaarten Tieflandstapir und dem dichtbehaarten, weissbäckigen Bergtapir den braunen täglich vor Augen sehe, bin ich überzeugt, dass noch eine dritte, braune Art zu Recht besteht. Ob das freilich in jedem Falle, auch in dem vorliegenden, der aus Mittelamerika beschriebene Elasmognathus Dowi ist, muss ich im Zweifel lassen, weil ich nichts über die genauere Heimat meines braunen Tapirs weiss und nach seinem Tode erst festgestellt werden kann, ob an seinem Schädel die knöcherne Nasenscheidewand bis zwischen die Nasenbeine sich ausdehnt, wie das für die deshalb eben neuerdings abgetrennte Tapirgattung Elasmognathus charakteristisch ist. Wir haben hier wieder den nicht ganz seltenen, für uns Tiergärtner aber wenig erbaulichen Fall, dass einem die schönste wissenschaftliche Art- oder gar Gattungsbeschreibung noch lange nicht ohne weiteres zu einem sicher richtigen Namenschilde verhilft. Ein Blick auf den Schädel würde sofort endgiltig Klarheit schaffen; das lebende Tier lässt im Zweifel, wenn es nicht gelingt, solche Kennzeichen herauszufinden, die auch an ihm zu sehen sind, oder seine ganze Erscheinung so in sich aufzunehmen, dass man es auf den ersten Blick „kennt,“ nachdem man es einmal kennengelernt hat. Dieser praktische Kennerblick muss uns Tiergärtnern ja so oft helfen, wenn das Rüstzeug der wissenschaftlichen Systematik versagt, und ich für mein Teil werde immer schon einigermassen bedenklich, wenn ich ein Tier, zumal ein Säugetier, nicht gleich „kenne“, sondern erst „bestimmen“ muss: dann ist es gewöhnlich eine „zweifelhafte Grösse“, der schwer beizukommen ist.

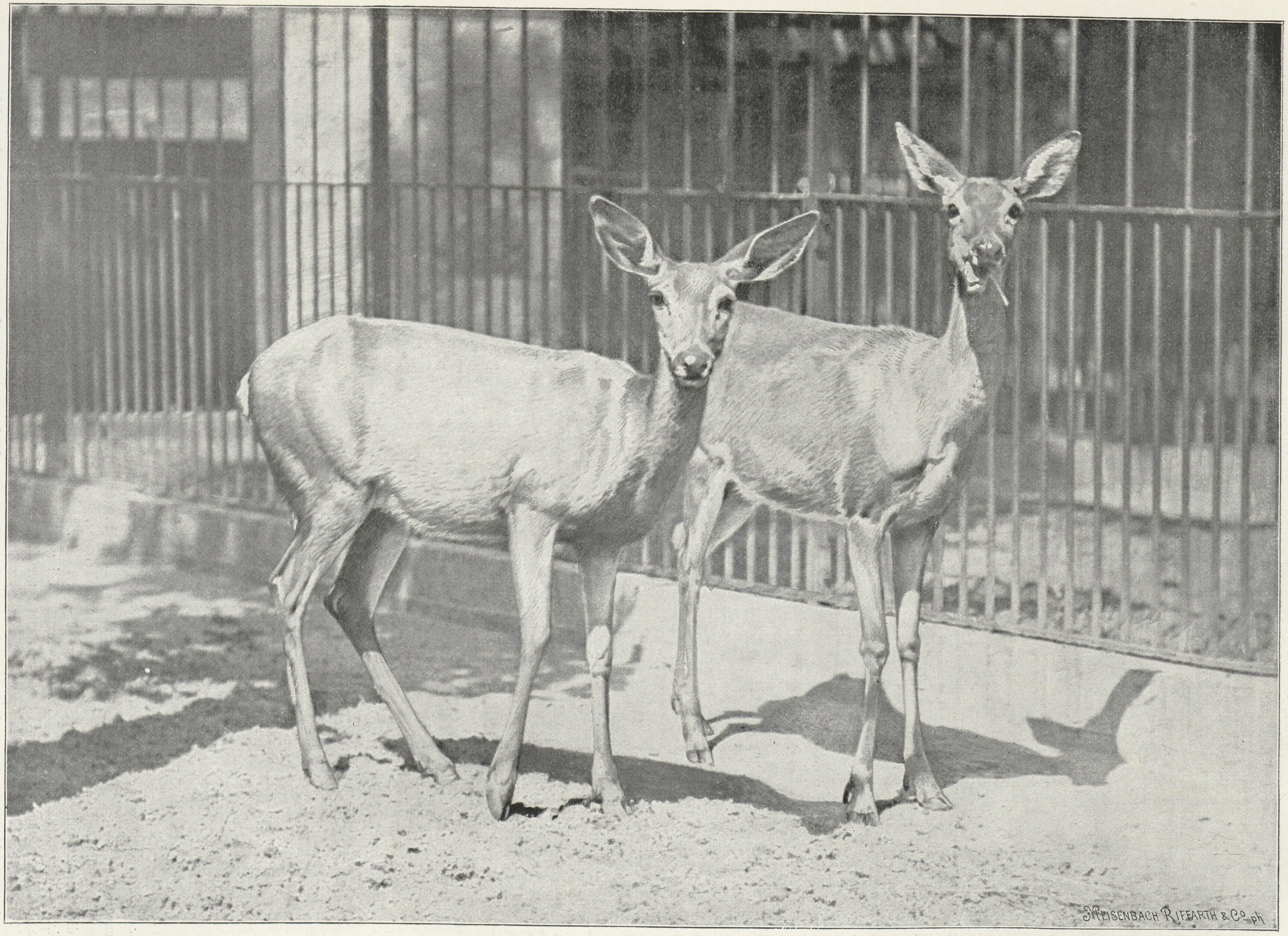


INDISCHER NIMMERSATT (Tantalus leucocephalus Gm.). Wie diese eigentümlichen Storchvögel zu ihrem Namen kommen, der ganz besondere Vorstellungen von ungestilltem Heisshunger erweckt, weiss ich nicht zu sagen. Jedenfalls ist aber die deutsche Bezeichnung nur eine Uebertragung des lateinischen Gattungsnamens, und als Tierpfleger kann ich versichern, dass die Nimmersatte nicht unersättlicher sind bei der täglichen Fischfütterung, als die anderen Störche auch. Sie unterscheiden sich aber von diesen durch die ganze äussere Erscheinung, obwohl das Gefieder im allgemeinen „gestorcht", d. h. schwarz geschwingt ist. Der Schnabel ist zwar nicht biegsam, wie der Ibisschnabel, sondern hart, wie beim Storch, und die drei Vorderzehen sind durch sogenannte Hefthäute, d. h. halb ausgebildete Schwimmhäute, verbunden, die auf unserem Bilde sehr deutlich zu sehen sind. Aber der Schnabel lässt durch seine firstenlose, gerundete Form und eine deutliche, wenn auch schwache Abwärtsbiegung einen gewissen Anklang an den Ibisschnabel nicht verkennen, und thatsächlich werden ja auch die Nimmersatte als eine Art Uebergang von den Störchen zu den Ibissen angesehen; ja, die amerikanische nacktköpfige Art erscheint mir immer geradezu wie ein grosser, hellschnäbliger Ibis.

Unsere abgebildete asiatische, die sich durch Indien und Süd-China verbreitet, ist wohl die schönste der kleinen, wenig artenreichen Gruppe, weil bei ihr neben zartem Rosenrot in grösserem Umfange an Schwingen, Schwanz und einer breiten Querbinde auf der Unterseite ein prächtiges, grünschillerndes Schwarz auftritt. Schnabel und nacktes Gesicht gelb, Füsse rot.



PFAUENKRANICH (Balearica pavonina L.) In der Gattung Balearica vereinigt man jetzt zwei ebenso schöne als eigentümliche Kranicharten aus Süd- und Westafrika, ausgezeichnet durch eine „Krone" gelblicher, dunkler geringelter Borstenfedern, die vom Hinterkopfe nach allen Seiten ausstrahlen. Der Vorderkopf ist schwarz, sammtartig befiedert. Der Name Grus balearica ist aber, wie Blaauw in seinem Kranichwerk beklagt, von Vieillot seinerzeit recht unglücklich für den Pfauenkranich gewählt worden; denn mit den Baleareninseln hat das Tier nicht das Geringste zu thun; Blaauw konnte keinerlei Anzeichen dafür finden, dass der Pfauenkranich, wenn auch nur als Irrling, jemals auf den Baleareninseln vorgekommen wäre, und so muss man sich daran gewöhnen, auch in diesem wissenschaftlichen Namen, wie in so vielen andern, nur ein verabredetes Wort mit verabredeter Bedeutung zu sehen. Im übrigen kennzeichnet den westafrikanischen Pfauenkranich vor seinem nahen Verwandten und südafrikanischen Vertreter, dem Kronenkranich, die dunklere, mehr schwärzliche Grundfärbung. Schultern und Flügeldecken sind weiss, die Armschwingen, die bei geschlossenen Flügeln über dem Schwanze liegen, rotbraun, und die zerschlissenen, über sie hängenden Armdecken strohgelb. Alles beides Farben, die im Lichtbilde sich kaum von einander abheben. Ebenso tritt es auf diesem wenig hervor, dass die obere Hälfte der nackten Wange weiss, die untere rot ist, ein weiterer Unterschied von dem Südafrikaner. Durch die hochgereckte Stellung, die er sofort einnimmt, wenn irgend etwas Ungewohntes in seinem Gesichtskreis geschieht, quittiert unser Pfauenkranich über das Erscheinen des Photographen in seinem Gehege.

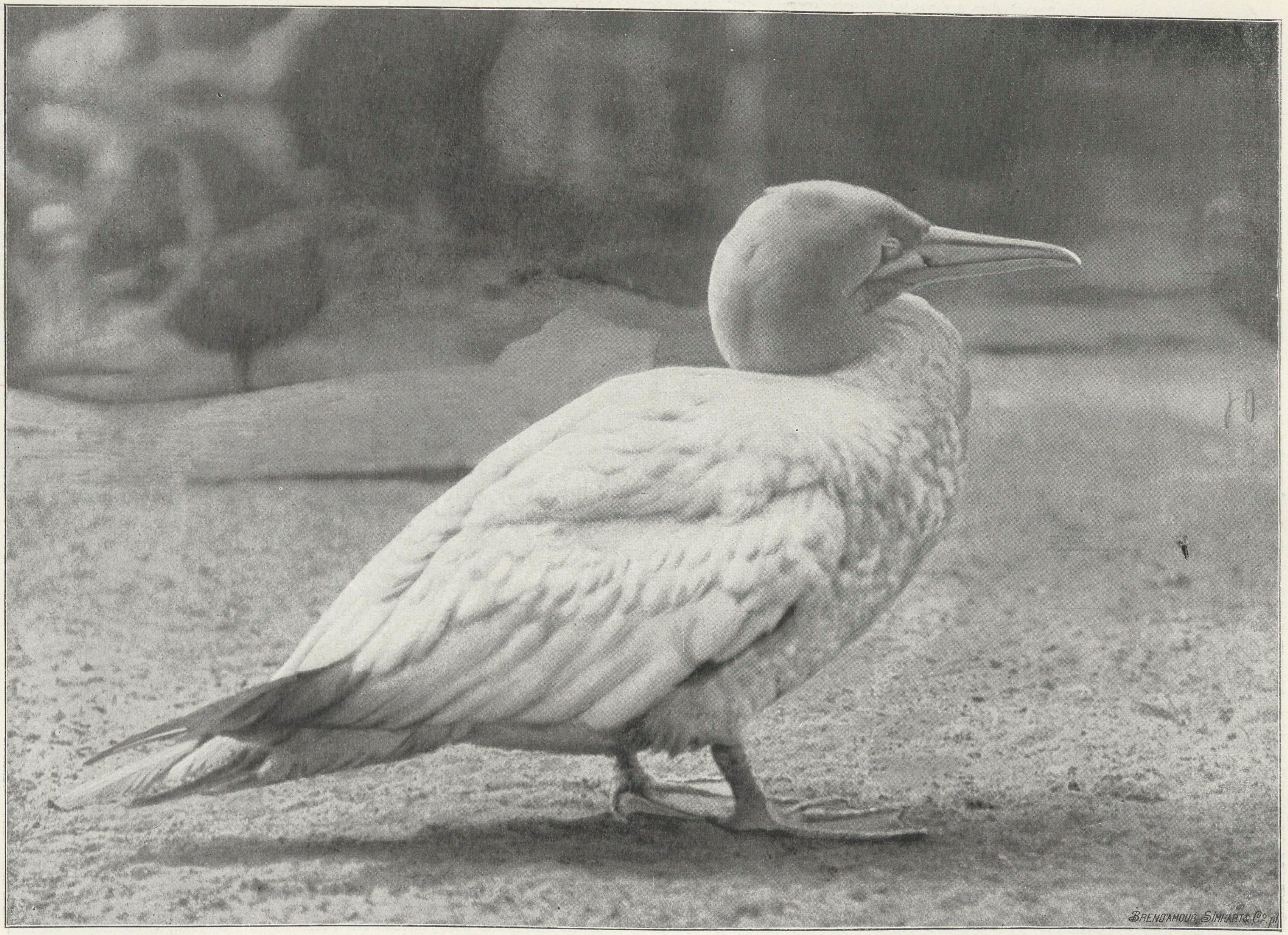


WEISSSCHWANZ-HIRSCHKÜHE. Ich erhielt sie zusammen mit einem Langohrhirsch (Cariacus macrotis); es sollten die Kühe dazu sein. Sie waren es aber nicht; das bewies mir auf den ersten Blick der Schwanz, der ein platter, am Rande breiter, weissbehaarter „Virginier-Wedel" ist, aber durchaus nicht kurz und rundlich, mit der schwarzen Querbinde vor der Spitze, wie ihn der Langohrhirsch hat, der ja überhaupt ganz für sich und abseits von den übrigen nordamerikanischen Mazamahirschen steht. Was konnte es aber schliesslich sein? Vielleicht Mischlinge aus einem amerikanischen Wildpark? Mit dem Verkäufer, einem ausländischen Tierhändler, war darüber nicht zu reden; er schwor Stein und Bein, dass er mir echte mule deer females (Langohrhirschkühe) geliefert habe, und ist heute noch gekränkt, dass ich ihm nur die Hälfte des geforderten Preises für die Tiere gutschrieb. Im Zoologischen Garten muss aber jedes Tier eiligst benamst werden, sonst machen die Stammgäste ihrem gerechten Unwillen darüber Luft, dass „solche Kleinigkeit" nicht sofort erledigt wird, und so habe ich denn die beiden zweifelhaften Grössen einstweilen „Weissschwanzhirsch" genannt (Cariacus leucurus Dougl., mit dem älteren Namen C. macrurus Rafinesque). Dieser Mazamahirsch kommt nämlich als Vertreter des eigentlichen östlichen „Virginiers" zusammen mit dem Langohrhirsch im nordamerikanischen Westen vor, westlich vom Missouri in den Staaten Dakota, Nebraska, Wyoming, Montana bis Washington, Oregon und Nordkalifornien. Er heisst dort „white tail deer" zum Unterschied vom Langohr, dem „black tail" oder „mule deer", und diese Bezeichnungen gründen sich auf sehr richtige Beobachtungen der Jäger. Der Weissschwanz streckt nämlich als echter „Virginier" auf der Flucht den grossen breiten Wedel senkrecht hoch und zeigt sich wirklich als white tail, weil dabei die weisse Seiten- und Unterbehaarung des Schwanzes auffallend in die Erscheinung tritt. Der Langohr dagegen lüftet seinen viel unbedeutenderen Wedel auch auf der Flucht nur wenig und bleibt daher unter allen Umständen „black tail". Die Beschreibung des Weissschwanzhirsches passt auch soweit ganz gut auf meine beiden Tiere, nur sind sie gewiss nicht kleiner als östliche Virginierhirsche.

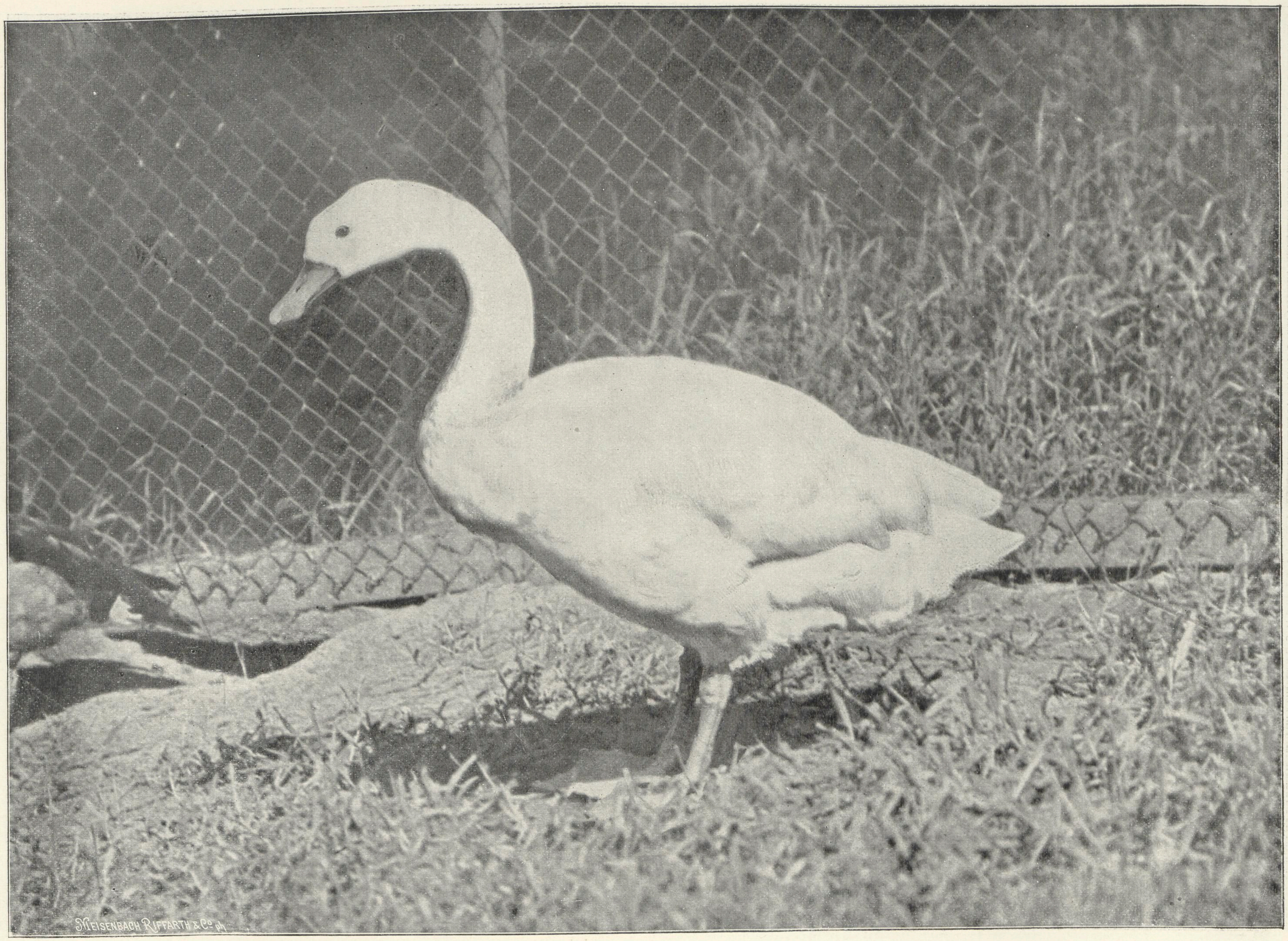
Ratsbibliothek
Groß-Berlin



MEXIKANISCHER HIRSCH (Cariacus mexicanus Gm.). Er war leicht zu bestimmen; denn ich weiss genau, woher er stammt. Er ist in den Vorbergen des Popokatepetl gefangen, und ein sehr thätiger Gönner und Pflanzungsbesitzer, Teilhaber eines bekannten Hauses in Puebla, hat ihn mir von dort zugeschickt. Darin liegt ja eben die grosse Förderung im idealen, wissenschaftlichen Sinne, die uns zu Teil wird, sobald sich Landsleute in überseeischen Ländern für unsere Bestrebungen interessieren: wir erhalten dann die Tiere unmittelbar aus ihrer engeren Heimat, nicht erst, nachdem sie durch soundsoviele Hände gegangen sind, und da der weiteren systematischen Forschung ihr einziges Heil nur in engster Verbindung mit der Geographie blüht, so haben solche Sendungen aus erster Hand unter allen Umständen ihren besonderen Wert. Wir sind jetzt auf dem Gebiete der Artkenntnis der Säugetiere wohl gerade so weit gekommen, um einzusehen, dass wir nichts wissen, und können deshalb garnicht uneigennützige Helfer genug haben, um uns unzweifelhaftes Material zu schaffen, mittelst dessen wir weiter kommen. Das beweist auch unser Mexikanerhirsch. Das erste, was mir an ihm auffiel, waren seine mächtigen „dickgestielten" Ohren, die mich geradezu an den Langohrhirsch erinnerten. Von diesem unterscheidet unseren Mexikaner andererseits wieder sofort der Schwanz, der ein langer, platter, am Ende spitz zulaufender Virginierwedel ist. Aber auch über diesen Körperteil fehlt in den Beschreibungen die Angabe, dass er oberseits dunkler gefärbt als irgend ein anderer, fast schwarz ist. Ebenso scheint übersehen zu sein, dass beim Mexikanerhirsch die weisse, in den Fusspalt nach oben sich fortsetzende Ränderung über den Hufen schon ebenso vorhanden ist, wie bei den mittel- und südamerikanischen Mazamahirschen. Was mich übrigens am meisten fesselt, das ist schliesslich die ganze Gestalt und Behaarung. Der Mexikanerhirsch ist ganz unverkennbar nicht so feinköpfig, nicht so leicht und zierlich gebaut, wie der eigentliche Virginier, und sein langes, braunes, am Körper etwas gesprenkeltes Haarkleid hat garnichts von dem Sammtcharakter, der jenen so sehr schmückt. Ob dies mit dem Leben im Gebirge zusammenhängt?



BASS-TÖLPEL (Sula bassana L.). Einer von jenen Seefliegern, die naturgemäss im Zoologischen Garten seltene Gäste sind: Nicht, dass sie überhaupt selten wären, im Gegenteil, sie sammeln sich zu Hunderttausenden an ihren Brutplätzen; aber es denkt selten jemand daran, sie lebend zu fangen, und noch seltener halten sie auch nur so lange in der Gefangenschaft aus, dass sie überhaupt auf den Tiermarkt kommen. Ich wunderte mich daher einigermaassen, als mir dieses Frühjahr von einem Seemann aus Bremerhaven ein Tölpel vorgestellt wurde, nahm ihn aber gegen ein mässiges Gebot, weil ich einmal sehen wollte, ob er in unserem grossen Flugkäfig für Sumpf- und Strandvögel nicht wenigstens einige Monate ausdauern würde, diese Hoffnung hat sich ja nun erfüllt; er hat bis vor kurzem gelebt. Zu fliegen hat er allerdings kaum gewagt; wenigstens erhob er sich nicht ein einziges Mal unter die Drahtdecke des hochgewölbten Mittelteiles, in dem unsere Möven doch so vergnüglich kreisen, und auch die Reiher gern hin und wieder streichen. Dieser Raum, der immerhin mindestens die Höhe und Tiefe eines dreistöckigen Hauses hat, muss ihm also doch noch zu klein gewesen sein, um seine langen Schwingen zu entfalten. Das wundert mich einigermaassen, denn Brehm beschreibt den Flug als „nicht in ruhiger Weise schwebend, sondern unter Annahme der verschiedensten Stellungen eilfertig dahin schiessend, plötzlich schwenkend“ u. s. w., und man sollte meinen, gerade mit solchem gewandten Wechselfluge hätte er sich in dem gebotenen Luftraume wohl zurechthelfen können. Auch unten auf der Erde machte er anfangs seinem Namen Ehre, d. h. er benahm sich wirklich recht tölpelhaft; bald lernte er aber die besten Ruheplätze auf den Felsenwänden und den Wärter mit den Fischen ganz gut kennen, und ich möchte ihn doch nicht geradezu für dumm verschreien. Wenn er auf seinem Lieblingsplatze, einem steil ins Wasserbecken abfallenden Felsen sass, gewährte der grosse, weisse Vogel mit den langen, schwarzspitzigen Flügeln und dem merkwürdigen, graublauen, wie in drei Längsfelder geteilten Schnabel einen eigenartig hübschen Anblick. Bass-Tölpel heisst er von einem berühmten Brutplatze, der schottischen Insel Bass.



COSCOROBA-SCHWAN (Pseudolor chionis Ill.). Dieser kleine, gänseartige Schwan hat im Gegensatz zu seinem Gegenüber seinen Namen wirklich von der Stimme, nur muss man ihn dann Coscóroba sprechen, so ähnlich klingt sein Trompeterruf im Rhythmus und Tonfall. Die Ornithologen haben für ihn die Gattung der Halbschwäne (Pseudolor, eigentlich Trugschwan) gebildet. Der Coscoroba-Schwan hat auch thatsächlich viel von der Gans. Vor allen Dingen ist er kaum grösser als eine solche, und dann macht er selten einen krummen „Schwanenhals", sondern trägt diesen meist aufrecht. Der breite, platte, ebenso wie die Füsse, rosenrote Schnabel ist aber ein Schwanenschnabel, und die Füsse sind ebenfalls grosse, breite Schwanenfüsse. Nur die hohen Beine sind wieder gänseartig, und mit ihnen hängt auch ein mehr gänseartiges Leben zusammen. Der Coscoroba-Schwan kann offenbar viel besser laufen, als die echten Schwäne; den unseren sehe ich fast immer auf dem Lande, und er hat sich am Gitter entlang eine ganz glatte Strasse getreten. Aehnlich treibt er es in seiner Heimat, dem ganzen südlichen Südamerika von Argentinien und Paraguay bis Chile. Sclater giebt in seiner argentinischen Ornithologie an, dass der Coscoroba-Schwan sich oft weit vom Wasser äst und von den Kolonisten „ganso" genannt wird, eben wegen seines gänseartigen Aeusseren und Benehmens. Gewöhnlich geht er in kleinen Trupps zu 5—6; im Winter vereinigen sich aber Flüge von 2—300. Diese streichen unregelmässig umher; wo sie in diesem Jahre massenhaft waren, erscheint im nächsten Jahr vielleicht kein einziger. Nach Sclater erhebt sich der Coscoroba-Schwan auch leichter in die Luft und hat einen weniger geräuschvollen Flug als die eigentlichen Schwäne. Ich glaube, dass er unmittelbar vom Wasser auffliegen kann; natürlich lassen sich aber darüber im Zoologischen Garten keine Beobachtungen anstellen, weil wir hier unseren Schwimmvögeln einen Flügel schneiden müssen. Deshalb erscheinen bei unserem Coscoroba-Schwan auch die schwarzspitzigen Schwingen nur auf einer Seite. Trotzdem bietet er mit dem rein weissen Gefieder und dem rosenroten Schnabel und Fuss in den Farben wenigstens eine ansprechende Vogelerscheinung.



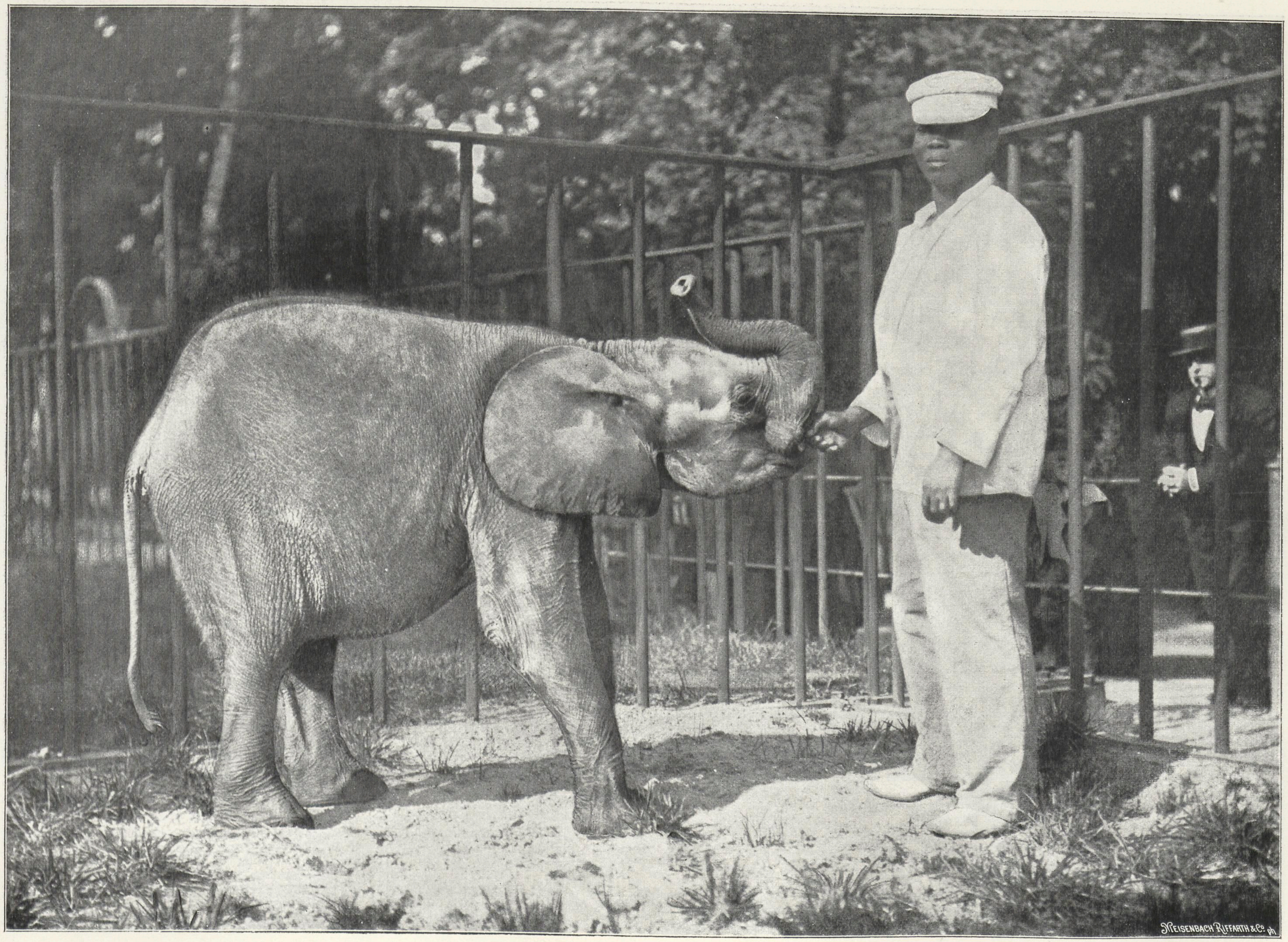
EISBÄR. In der Gefangenschaft ist er ein sträflich langweiliger Geselle: wie ein aufgezogenes Kinderspielzeug vor- und rückwärtsgehend, genau an derselben Stelle immer den Kopf aufwerfend und genau in derselben Weise sich hin- und herwiegend und mit dem einen Vorderfusse über den anderen übertretend.

Und in der Freiheit treibt er es auch nicht viel klüger, bloss dass er nach Herzenslust über meilenweite Schneefelder und Eishänge „bummelt" und auf den Eisschollen nach Belieben sich treiben lassen kann. Aber eine unerwartete Lebenslage mit Verstand übersehen und sich ihr geistig gewachsen zeigen, das darf man nicht von ihm verlangen. Damit soll nicht gesagt sein, dass er ganz ungefährlich, und die Jagd auf ihn ein Kinderspiel wäre: ein Raubtier von der Grösse und Stärke des Eisbären kann jederzeit im Nu einen Menschen umbringen, sobald diesen seine Feuerwaffen im Stich lassen. Indess beweisen auch die neuesten Eisbärengeschichten, die von der Lernerschen Nordpolexpedition, dass selbst das waghalsigste Vorgehen oft völlig ungestraft bleibt. An dieser nahm u. A. neben Meister Friese noch ein zweiter kerniger Littauer teil, der Zoologe Schaudinn, der sich als Bakterienforscher schon einen Ruf erworben hat. Als man auf der Jena-Insel angekommen war, da gab es anscheinend kein Halten mehr, sondern jeder zog mit seiner Büchse los, um alle Eisbären totzuschiessen, die ihm begegnen würden. Das haben sie denn auch alle redlich gethan, Schaudinn aber unter den schwierigsten Umständen. Er wollte gerade vom Landungsbote aufbrechen, da sieht er zwischen sich und dem eigentlichen Lande auf dem Eise eine Bärin mit einem schon ziemlich herangewachsenen Jungen. Sofort erhält sie eine Kugel, die aber beide trifft, weil das Junge im Augenblick des Schusses vor die Alte vorgelaufen war. Nun machte diese natürlich Miene, ungemütlich zu werden, und in demselben Augenblick bricht auch noch das Eis unter unserem kühnen Bärenjäger: er selbst kommt zwar glücklich wieder heraus, nicht aber seine Büchse. Wäre nun die Bärin nicht doch schwer krank geschossen gewesen, so hätten wir unsern Schaudinn vielleicht nicht wiedergesehen!



RENNTIER (Rangifor tarandus L.). Es ist die einzige Hirschart, die der Mensch zum Haustier gemacht hat, und es vereinigt die Nutzeigenschaften aller behuften Haustiere in sich: es ist Fleisch-, Milch-, Pelz-, Leder- und Arbeitstier, und wir dürfen uns nicht verhehlen, dass in einem grossen Teile der Polarzone der alten Welt, von Lappland angefangen, das Dasein des Menschen wesentlich auf dem Renntier beruht. Allerdings ist es — die gewöhnliche Schwäche der Vielseitigkeit — in seinen einzelnen Leistungen sehr unvollkommen, und wie Hahn in seinem gedankenreichen Haustierbuche sehr treffend hervorhebt: der Kulturmensch hat es daher nicht für der Mühe wert gehalten, sich seiner zu bemächtigen; er überlässt es dem Wilden, der die Zeit und die Geduld hat, sich mit dem immer noch halbwilden, störrischen und unsteten Vieh abzuquälen. Deshalb glaube ich auch nicht, dass Versuche, das Renntier in unseren armen Gebirgsgegenden einzubürgern, wo seine gewöhnliche Nahrung, das sogenannte Renntiermoos, in Wirklichkeit eine Flechte, massenhaft wächst, bei der Bevölkerung selbst auf die Dauer die nötige Unterstützung finden würden. Selbst die kümmerlichste Ziege ist immer noch zehnmal besser als das beste Renntier obwohl dieses im Freien lebt und sich selbst ernährt, während jene gefüttert werden und ihren Stall haben muss, und unser sesshafter Erz- oder Riesengebirgler, der durch Arbeit für sich und seine Familie den Lebensunterhalt verdienen muss, ist eben kein nomadischer Lappe, Samojede oder Tunguse, der seiner wandernden Renntierherde mehr oder weniger folgt und nebenbei nicht viel anderes thut, als fischen und Fallen stellen. Und selbst für ihn hat, genau betrachtet, das Renntier seinen Hauptwert als Transportmittel, indem es ihn, seine Familie und seine wenigen Habseligkeiten in der denkbar primitivsten Weise mitschleppt; in dieser Beziehung kann es ja aber natürlich in einem Kulturlande durchaus gar keine Rolle spielen.

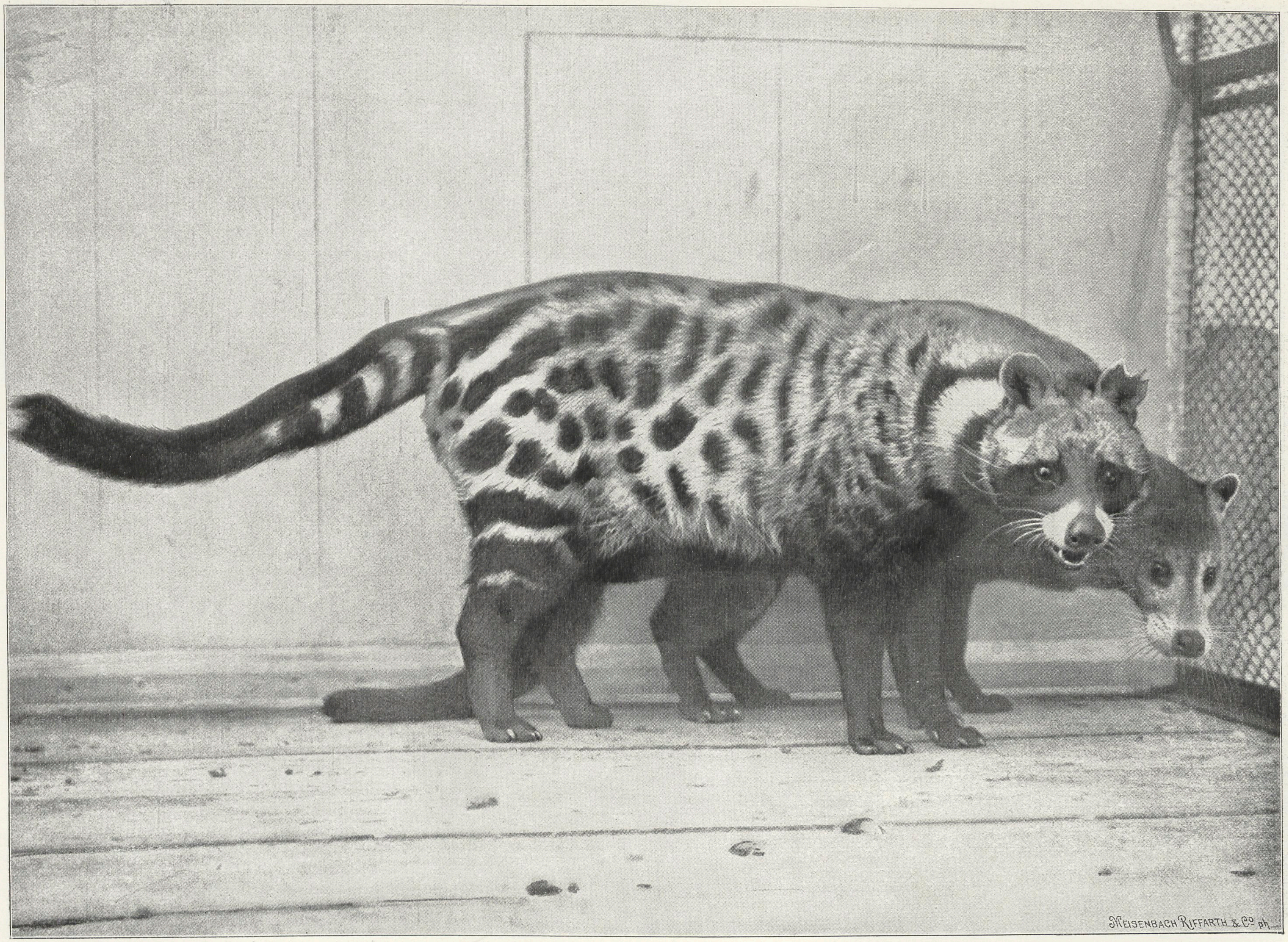
Merkwürdig ist es, dass unsere frisch aus Lappland eingeführten Renntiere stets hell, oft fast weiss aussehen, nach der ersten Härung bei uns aber ganz dunkelgrau werden und in unserem Klima auch niemals wieder ihre ursprüngliche Farbe annehmen.



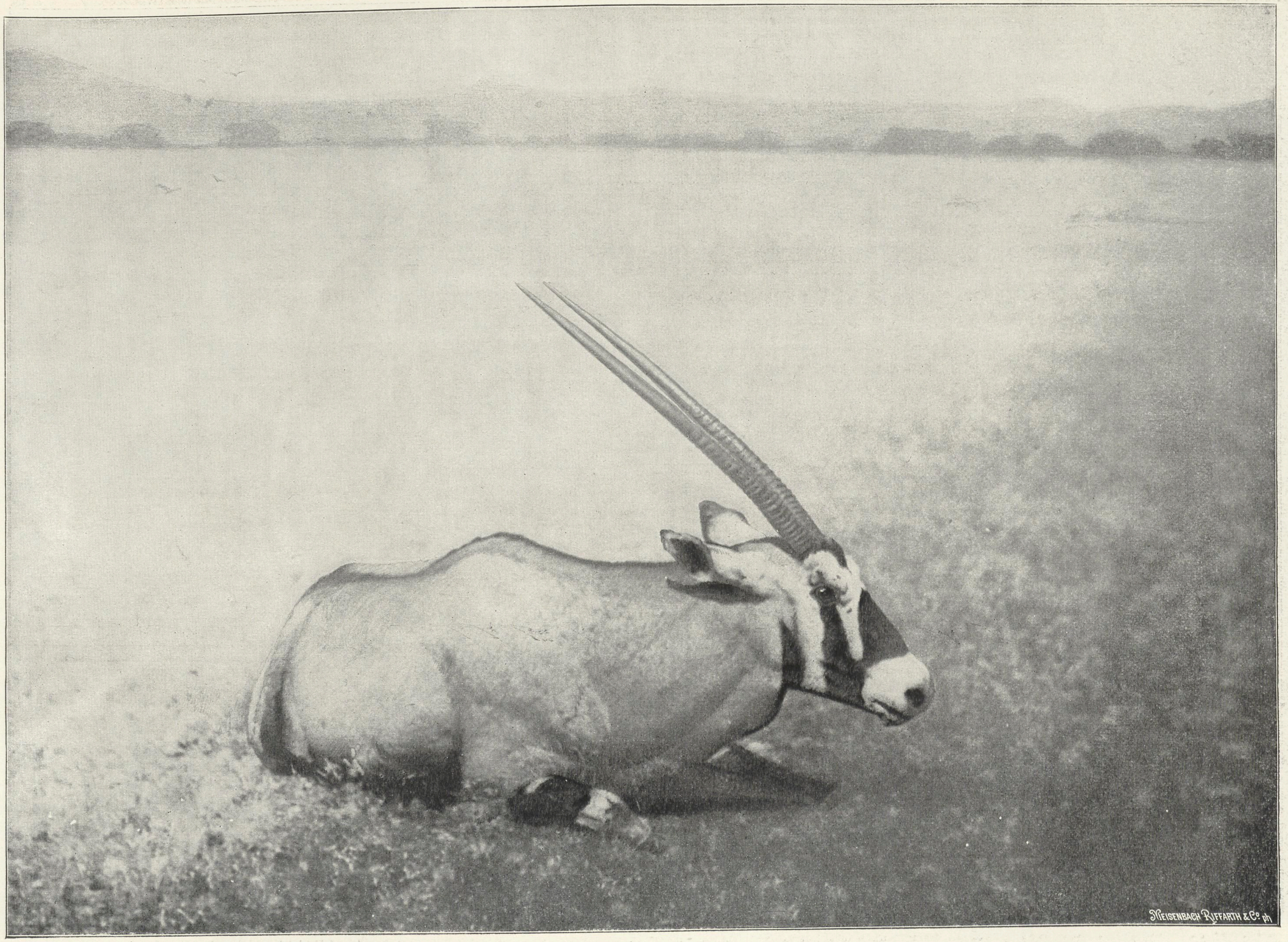
JUNGER ELEFANT AUS KAMERUN. Das Beste, was die deutschen Kolonien bis jetzt in unseren „Zoologischen" geliefert haben! Wie oft hatte ich das Wort „Elefant" genannt im Gespräch und Briefwechsel mit „Afrikanern", seit es mir gelungen ist, mit diesen Kreisen freundschaftliche Fühlung zu gewinnen! Ist doch meines Wissens aus Westafrika früher nur ein einziger Elefant eingeführt worden: ein schief verwachsenes Tier, das mehrere Jahre im Hamburger Garten lebte und mich stets wegen seines ausnehmend kleinen, flachen Schädels und seiner hellgrauen, glatten, in kleine Vielecke gerissenen Haut interessirte! Obwohl mit einem Sudanelefanten versehen, einem der letzten aus den Zeiten, da noch Kassala der Tierausfuhr geöffnet war — es ist unsere bekannte, auch hier mehrfach abgebildete Mary — bemühte ich mich deshalb doch eifrigst um einen Westafrikaner, und besonders auf Oberleutnant Dominik, den unerschrockenen Elefantenjäger und schneidigen Vorkämpfer im Kameruner Hinterlande, setzte ich meine Hoffnung. Er hat sie nicht getäuscht. Am 14. Oktober 1898 schrieb er mir von seiner Jaunde-Station: „Zu meiner grössten Freude kann ich Ihnen mitteilen, dass ich drei junge männliche Elefanten gefangen habe" u. s. w. Ich möchte wissen, wer darüber wohl die grösste Freude gehabt hat, er oder ich! Ich liess mir diese Freude auch nicht gross trüben dadurch, dass noch zwei der Tiere eingingen: denn der dritte ist seit Ende August glücklich hier und bildet den interessantesten Schmuck unseres Elefantenhauses. Ein niedliches drolliges Elefantenkücken von 1,20 m Rückenhöhe, das mit Leidenschaft die Menschenhand belutscht und bei dieser Gelegenheit zeigt, wie vortrefflich sich seine Lippen mit der dicken, stempelartigen Zunge zu einem Saugapparat zusammenlegen können. Es trinkt aber mit seinem kleinen Rüssel auch schon Kuhmilch aus dem Napf und nimmt auch bereits allerlei Futter, so dass wir hoffen dürfen, es zu gesunder Entwickelung zu bringen. Auf diese sind wir äusserst gespannt, denn an unserem Kameruner soll sich dann zeigen, ob der westafrikanische Elefant sich unterscheidet von dem ostafrikanischen. Das Elfenbein unterscheiden die Händler und Fachleute schon lange.



JUNGER ELEFANT AUS DEM SUDAN. Wenn östliches und westliches Elfenbein sich unterscheiden lassen, so sollte man meinen, dass dies auch bei westlichen und östlichen Elefanten nicht unmöglich sein dürfte, und ich begrüsste es deshalb mit doppelter Freude, als mir unverhofft die Möglichkeit geboten wurde, unserem kleinen Kameruner im Bilde einen ungefähr gleichgrossen ostafrikanischen Elefanten gegenüberzustellen. Freund Goldmann stellte mir bereitwilligst das Bild seines Bobby zur Verfügung, der 14 Tagereisen von Kassala gefangen und mit einem sudanesischen Begleiter glücklich in den Wiener Tiergarten gelangt ist. Ich glaube, wer die wohlgetroffenen und durch besonders glücklichen Zufall auch in ganz ähnlicher Stellung aufgenommenen Bildnisse der beiden Elefantenkinder neben einander sieht, wird Unterschiede finden, auch wenn er nicht Säugetiersystematiker ist, der von vornherein mit der Absicht herantritt, sozusagen: von Amtswegen solche zu suchen. Vor allem sind bei unserem kleinen Kameruner die Ohren so riesig nicht, wie wir sie vom Sudanesen gewöhnt sind, dessen Bild allein bis jetzt unserer Vorstellung vom lebenden afrikanischen Elefanten zu Grunde liegt; denn westafrikanische Exemplare sind bis jetzt kaum eingeführt worden. Die Ohren haben auch eine andere Form: sie bilden nach vorn und unten nicht den spitz auslaufenden Lappen, der sich dem Ostafrikaner bei gewöhnlicher Kopfhaltung mehr oder weniger vor die Kinnbacken legt. Die Ohren unseres Kameruners endigen dort rundlich und springen nicht so weit vor, und ich glaube auch nicht, dass sich dies mit dem allgemeinen Wachstum noch ändern wird; denn in der Regel hat doch das junge Tier eher verhältnismässig grössere Ohren wie das alte, als umgekehrt. Dasselbe gilt für den Schädel, der ja überhaupt beim afrikanischen Elefanten flach und klein ist gegenüber dem indischen. Bei unserem Kameruner erscheint er aber selbst für einen Afrikaner ganz ausnehmend flach und klein, obwohl er ein Männchen ist, dem man doch gewöhnlich den dickeren Kopf zuschreibt: jedenfalls im Verhältnis zum Körper kleiner als bei dem gleichaltrigen Ostafrikaner. Vorläufig fehlt auch der spitze Höcker mitten auf der Stirn, den unser grosser Ostafrikaner hat.



ZIBETKATZEN. Ich kann die beiden hauptsächlichsten Arten zusammen vorführen: die vordere ist die afrikanische, und zwar eine geschenkte Deutsch-Ostafrikanerin, die hintere ist die indische, aus Siam, und ebenfalls ein Geschenk. Obwohl man von der letzteren nur den Kopf sieht, so tritt daran doch schon ein auffallender Unterschied hervor: die schwarz-weisse Augen- und Schnauzenzeichnung, die den ganzen Kopf der Afrikanerin sehr heraushebt, während das einfarbig graue Gesicht die indische Art unansehnlicher erscheinen lässt. Die afrikanische hat auch überhaupt am ganzen Körper lebhaftere, schwarz und gelbweisse Färbung und Zeichnung und ist ein gut Stück grösser als unser Fuchs, mit anderen Worten die grösste nicht nur innerhalb ihrer Gattung, sondern in der ganzen Familie der Schleichkatzen überhaupt, zu der die Zibetkatzen gehören. Das abgebildete siamesische Exemplar giebt aber den viel häufigeren afrikanischen an Grösse kaum etwas nach. Blanford unterscheidet ja nun allerdings in seiner Tierwelt Britisch-Indiens die Viverra zibetha L. als „large Indian Civet" von der Malabar und der Burmese Civet, giebt in der Beschreibung diese dann aber als ebenso gross oder noch grösser an. Schwer glaublich klingen auch die Heimatsangaben: „Bengal, Assam, Burma, the Malay Peninsula, Siam und Southern China", dann wieder „Burma, Malay Peninsula, Cochin-China und Sumatra" und schliesslich „Java, Sumatra, Borneo, the Philippines". Es ist ganz und gar unwahrscheinlich, dass nächstverwandte Arten, die sich doch erfahrungsgemäss als Nachbarn ersetzen, in denselben Gegenden so durcheinander laufen! Am wenigsten vermag ich mich aber mit Blanfords Abbildung der grossen indischen Zibetkatze befriedigend abzufinden, die er nach Hodgson giebt: ehe ich dieses am Rumpfe ganz einfarbige, nur über Schultern und Keulen mit 6—8 dunklen Querstrichen gezeichnete Tier nicht gesehen habe, bin ich nicht überzeugt, dass es existiert. Unser siamesisches Exemplar hat am Hals und Schwanz dieselbe, am Rumpf eine ähnliche, nur weniger in schwarze Flecken auf hellem Grunde getrennte, sondern mehr in helle und dunkle Schlangenlinien zusammenfliessende Zeichnung, wie die afrikanische Art. Auch noch ein Feld für strebsame Systematiker!



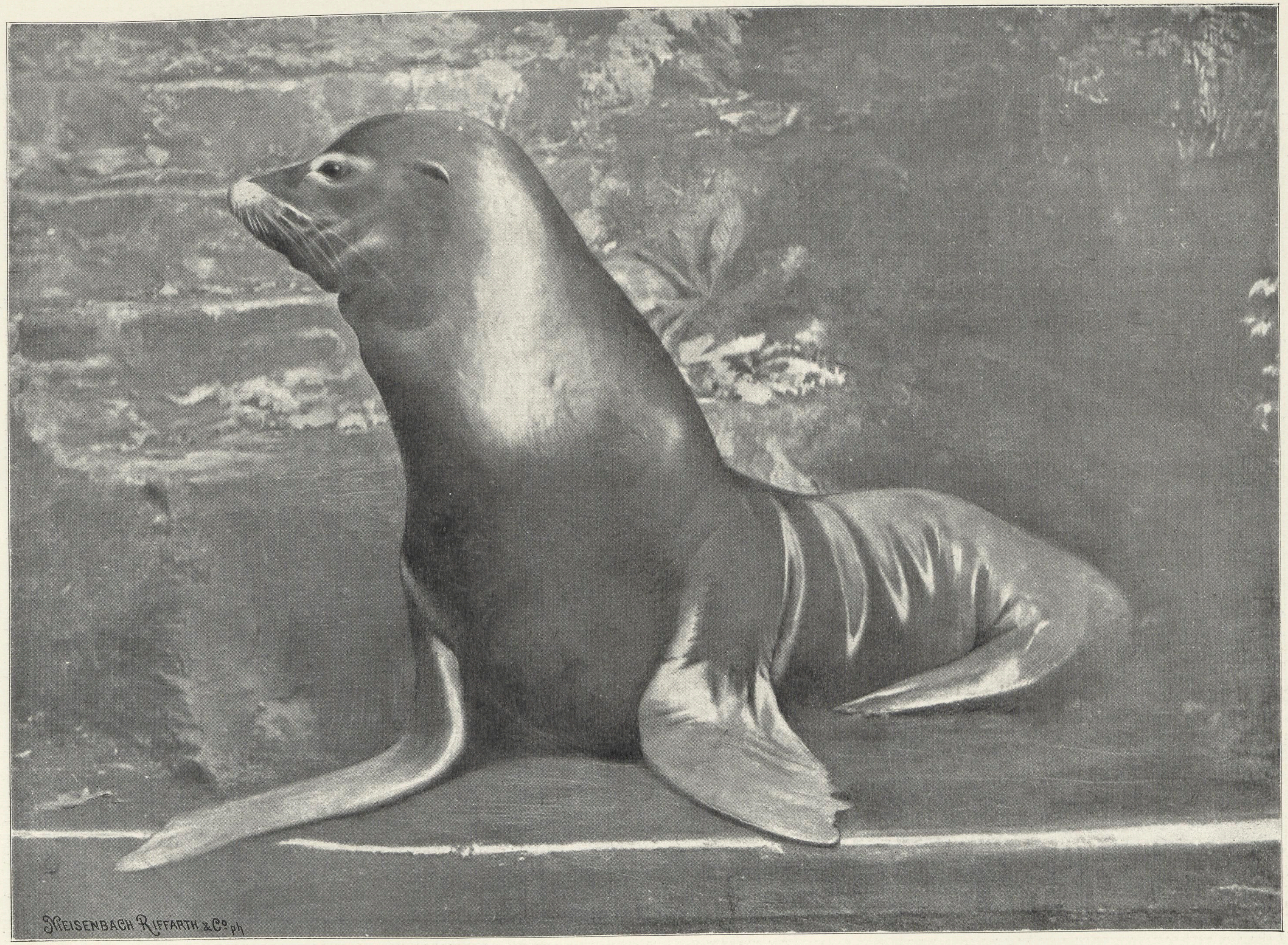
„GEMSBOCK“ IN DEUTSCH-SÜDWESTAFRIKA. Ich bitte zu beachten, dass ich sage: „in“, nicht „aus“. Denn ich bin in der seltenen Lage, diese grosse, schöne und seltene Antilope nach einer Augenblicksaufnahme aus ihrer Heimat vorführen zu können: sie ist von Oberleutnant Volckmann in der deutsch-südwestafrikanischen Steppe bei Keetmannshoop aufgenommen und zwar vollkommen gesund, in voller Freiheit, nicht etwa krank geschossen oder zahm. Ich glaube, das ist noch nicht dagewesen, und ich las mit Staunen und Freude, wie es möglich war. Nach Volckmanns anschaulicher Schilderung bedecken sich, wenn die Regenzeit vorbei ist, in der Gegend seiner Station die langgestreckten Thäler zwischen den roten, dünenartigen Sandhügelreihen mit üppigem Graswuchs und wandeln sich so in in herrliche Weide für allerlei Wild, das sich alsbald auch zahlreich einfindet. Namentlich ist es der „Gemsbock“, wie ihn die Buren getauft, naturgeschichtlich die grosse südafrikanische Beisaantilope oder der Passan (Oryx gazella Gray). die dann in grossen Herden hier es sich wohl sein lässt und so massenhaft sich ansammelt, dass man an einem Tage mehrere Tausend sehen kann. Die ältesten und stärksten Männchen sondern sich, wie bei allem Wild, ab, gehen einsiedlerisch für sich und sind leichter zu berücken, als das grosse Rudel, bei dem viele Nasen, Ohren und Augen Wache halten. Vor allem in der heissen Tageszeit, wenn unter dem Druck der Sonne solch „alter Herr zum Mittagsschläfchen“ sich niedergethan hat, kann ein gewandter und geübter Jäger, wie Freund Volckmann es ist, ihn bis auf 100 m anbirschen, und so ist auch der abgebildete im photographischen „Feuer“ glücklich „erlegt“. Auch ein schönes Weidmannsheil, ein schöneres fast als das, was Pulver und Blei beschert, in den Augen aller derjenigen, die nicht nur Jäger, sondern auch Tier- und Naturfreunde sind! Ein solcher ist Volckmann mit ganzer Seele, und er hat auch die afrikanische Tierkunde durch Sendungen an unseren Garten, Sammlungen und Beobachtungen mehrfach kräftig gefördert. Möge es ihm bald gelingen, einen jungen Gemsbock lebend herüber zu bringen! Es wäre der erste seiner Art.



SCHABRACKEN-TAPIR (Tapirus indicus Desm.). Ist unbedingt neben dem Zebra das auffallendste, in der Färbung am wenigsten „natürlich" aussehende Säugetier, mit dem schwarzen Vorder- und Hinter- und dem scharf herausgeschnittenen weissen Mittelteil! Deshalb ist er aber auch ein grosses Schaustück und kostet viel Geld; im letzten Jahrzehnt ist er allerdings auf dem Tiermarkte häufiger und damit auch billiger geworden, als er früher war. Als Vaterland gilt Hinterindien, Sumatra und Borneo, und dementsprechend kommen alle lebend eingeführten Schabracken-Tapire aus Singapore. Im Breslauer Garten hat sich ein Paar auch fortgepflanzt, das Junge ist aber halbwüchsig gestorben.

Es ist ganz ähnlich, wie bei der gewöhnlichen amerikanischen Art, d. h. ähnlich, wie der Frischling unseres Wildschweins, gefleckt und gestreift, während andererseits wieder alle Anzeichen, auch aus meiner persönlichen Erfahrung, dafür sprechen, dass bei den amerikanischen Arten, die sich doch so nahe stehen, dass sie schwer auseinanderzuhalten sind, das Ferkel durchaus nicht immer das besondere bunte Jugendkleid hat. Dabei unterscheidet sich der indische Schabracken-Tapir nicht bloss durch die Farbe, sondern auch durch den schlankeren Kopf, den längeren Rüssel und das Fehlen des sehnigen Fettkammes auf Hals und Kopf, der sich bei den Amerikanern oft bis zur Höhe der Ohren erhebt. Alle diese Verhältnisse, zumal in Verbindung mit der „zerrissenen" geographischen Verbreitung (einerseits Hinterindien, andererseits Mittel- und Südamerika), deuten schon darauf hin, dass wir es in den Tapiren mit den überlebenden Resten einer früher artenreicheren und weiter verbreiteten Tiergruppe zu thun haben. Thatsächlich war die Gattung Tapirus, nach den erhaltenen Resten mit Sicherheit bestimmbar, schon in der europäischen Miocänperiode vorhanden, und der heutige Tapir erscheint der wissenschaftlichen Betrachtung als der wenig veränderte Nachkomme der ältesten Anfangsformen unpaarhufiger Pflanzenfresser, die sich im älteren Tertiärzeitalter über die ganze Erde verbreiteten.: „ein lebendes Fossil aus dem Oligocän", wie ihn Neumayr nennt.

Das wenig bekannte Freileben ist wohl ein einsiedlerisches Urwaldsumpfdasein, in das nur der Tiger hin und wieder vielleicht einige Aufregung bringt.



KALIFORNISCHER SEELÖWE (Otaria californiana Less.). Bildet, seit den siebziger Jahren öfter eingeführt, ein neueres Hauptstück der zoologischen Gärten, das sich unseren altbewährten „Sternen“ ebenbürtig anreiht. Nicht nur sehr viel grösser, sondern auch sehr viel lebhafter und beweglicher, als die gewöhnlichen Seehunde, ist solcher Seelöwe allerdings auch imstande, selbst weniger tierfreundliche Beschauer zu fesseln. Niemand wird im Zweifel sein, dass er einen Verwandten des Seehundes vor sich hat: derselbe walzige Leib, derselbe rundliche Kopf, dieselben kurzen, platten, ruderartigen Vorderglieder und dieselbe rückwärts gestreckte Lage der ebenso kurzen und platten Hinterglieder, die sich zu beiden Seiten des stummelhaften Schwanzes zu einer Art Schwanzflosse zusammenlegen. Dieser Eindruck der Aehnlichkeit dauert aber nur so lange, als der Seelöwe unthätig im Wasser liegt, den Kopf mit den auffällig dicken, weissen, stachelborstenartigen Schnurrhaaren emporgetaucht, so dass man die winzig kleinen, schmalen und spitzen äusseren Ohren sieht, die die Gruppe der Seelöwen oder Ohrenrobben auszeichnen, und beim alten Männchen unserer kalifornischen Art auch den vorspringenden Stirnbuckel, eines ihrer Artkennzeichen. Ein ganz anderes Bild aber bietet das Tier, sobald es ans Land steigt; dann erscheint es durch seine Bewegungsweise oder vielmehr dank seiner erstaunlichen Beweglichkeit und Gewandtheit so verschieden vom Seehund, wie zwei an sich ähnliche Tiere nur sein können. Der Seehund ist auf dem Trockenen ein ganz komisch unbehilflicher Geselle, er kann hier nur, indem er sich mit den Vorderflossen etwas aufstützt und mit dem ganzen Körper wippt, wie ein prall mit Wasser gefüllter Schlauch, eigentümlich rutschend, zuckend und kullernd sich fortbewegen, weil er eben nicht imstande ist, seinen Hintergliedern eine andere, als die fischschwanzartig ausgestreckte Lage zu geben. Der Seelöwe dagegen spreizt auf dem Lande sofort seine Hinterflossen nach beiden Seiten aus, schlägt sie auch nach Belieben unter den Bauch unter und der unsere „rennt“ so bei der Fütterung mit einer Fixigkeit die Treppe aus dem Wasserbecken empor, die jedesmal das Erstaunen und die Heiterkeit der Zuschauer erregt.



SUNDA-MARABU (Leptoptilus javanicus Horsf). Die dritte und kleinste Art dieser grossen hässlichen Kropfstörche, die auf den Sundainseln, insbesondere Java, lebt und im Anschluss an die indische Festlandsform, den Adjutanten, auch javanischer Adjutant heisst. Ihr Hauptkennzeichen ist eine glatte, knochige Schädelplatte, die den Oberkopf zwar etwas „reinlicher" und weniger unappetitlich erscheinen lässt als bei den anderen Arten, zugleich aber auch den Gedanken an ein Menschenzerrbild noch näher legt, zumal auf dem Hinterkopf noch ein Besatz langer weicher Daunenfedern wirr umherweht, wie wenn ein alter Herr sich etwas unvorsichtig den „Sardellenbelag" von der „Platte" heruntergewischt hat. Dagegen fehlt dem Sunda-Marabu der weisse Kragen: die Daunen am Grunde des nackten Halses sind schiefergrau, wie das Kielgefieder des Rückens. — Der Sundamarabu muss bis zu Ende der achtziger Jahre kaum lebend eingeführt gewesen sein; denn Reichenows Vögel der Zoologischen Gärten enthalten ihn nur im Nachtrag. Inzwischen ist er aber im Tierhandel recht häufig und in allen zoologischen Gärten eine gewöhnliche Erscheinung geworden. Er darf auch, entsprechend seiner geringeren Grösse, immerhin für einen nicht ganz so gefährlichen Mitbewohner einer „Stelzvogelwiese" gelten, als die beiden grossen Marabuarten, für die unbedingt Einzelhaft anzuraten ist.

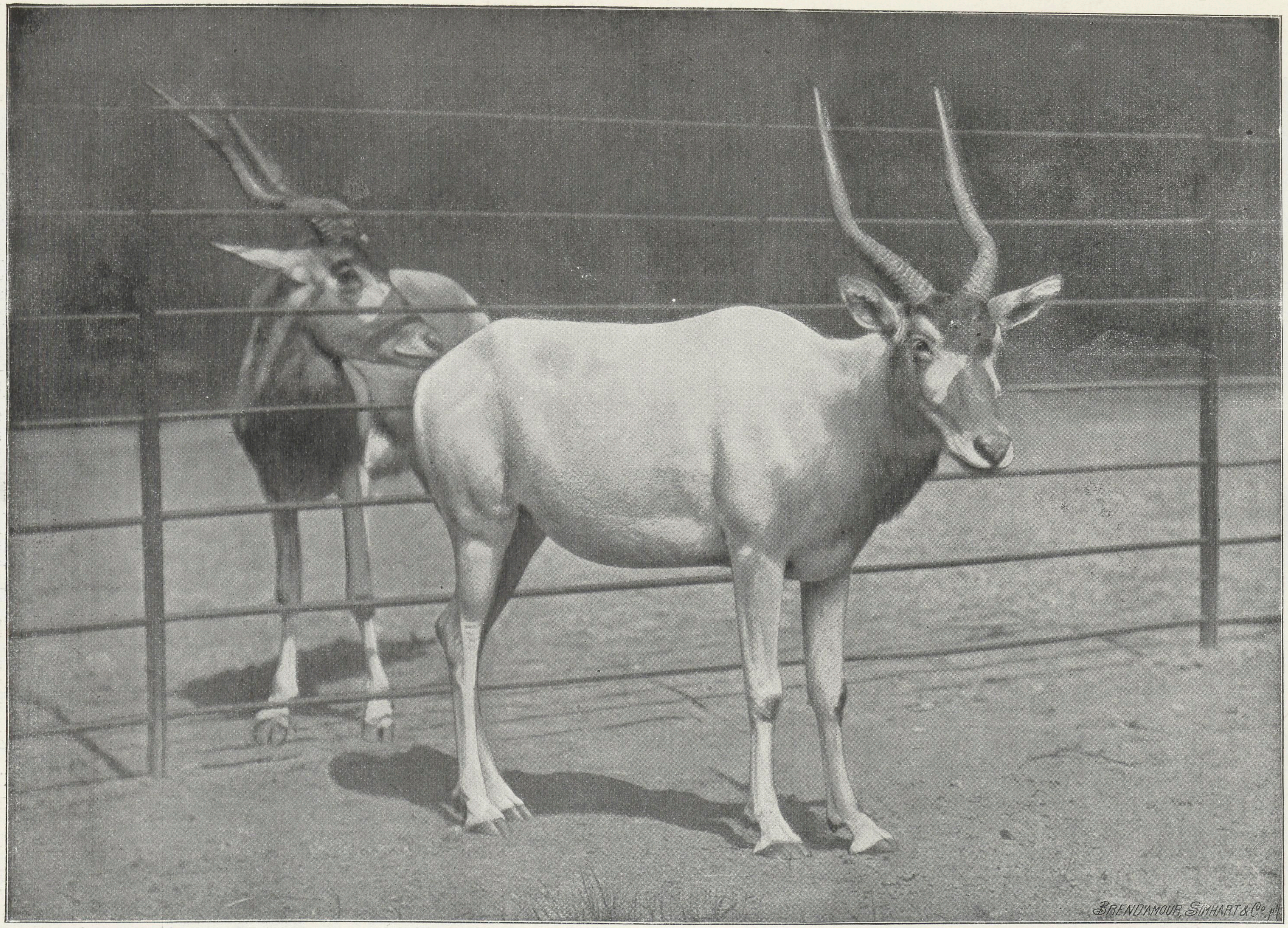
Ueber das Freileben sind wohl kaum ausführlichere Mitteilungen gemacht; man wird aber annehmen dürfen, dass der Sundamarabu auf Java als Abdecker und Strassenreiniger ebenso hervorragendes leistet, wie der Adjutant auf dem indischen Festlande.



KANADISCHER KRANICH (Grus canadensis Tem.). Verbreitet sich durch ganz Nordamerika südlich bis Mexiko. In den Fachwerken scheint lange Streit und Unklarheit geherrscht zn haben über eine kleine, nördliche, und eine grössere, südliche Form des kanadischen Kranichs. Blaauw will sie nicht als verschiedene Arten gelten lassen, weil er durch zahlreiche genaue Messungen den allmählichen Uebergang nachgewiesen zu haben glaubt. Soviel scheint aber festzustehen, dass der Kanadische Kranich desto grösser, je weiter nach Süden er Brutvogel ist. Bei den Exemplaren, die ich selbst gehabt und in anderen zoologischen Gärten gesehen habe, sind mir nie besondere Grössenunterschiede aufgefallen: es mag ja aber sein, dass wir alle unsere kanadischen Kraniche — es liefert sie gewöhnlich der Tierhändler Cross — aus derselben Gegend, vielleicht aus Kanada selbst erhalten.

Der kanadische Kranich ist am ganzen Körper eintönig grau gefärbt. Die Schmuckfedern haben denselben Ton und scheinen mir weniger auffallend ausgebildet, weniger zerschlissen und hochgewölbt, als bei unserem Kranich. Auch der nackte, rotwarzige Hinterkopf sieht anders aus; es fehlt das schwarze Vorderteil, die hellrote Kappe geht bis an die Schnabelwurzel und ist hinten mit schwarzen Haardaunen eingefasst, die auch auf dem Scheitel selbst zwischen den Hautwarzen einzeln hervorsprossen. Auf Backen und Kehle nimmt das Grau des Gefieders eine andere, weissliche Schattierung an.

Im Herbst wandern die kanadischen Kraniche nach Süden in grossen Schaaren, die so gut „Vordermann halten", dass sie die Beobachter mit riesigen Luftschlangen vergleichen.

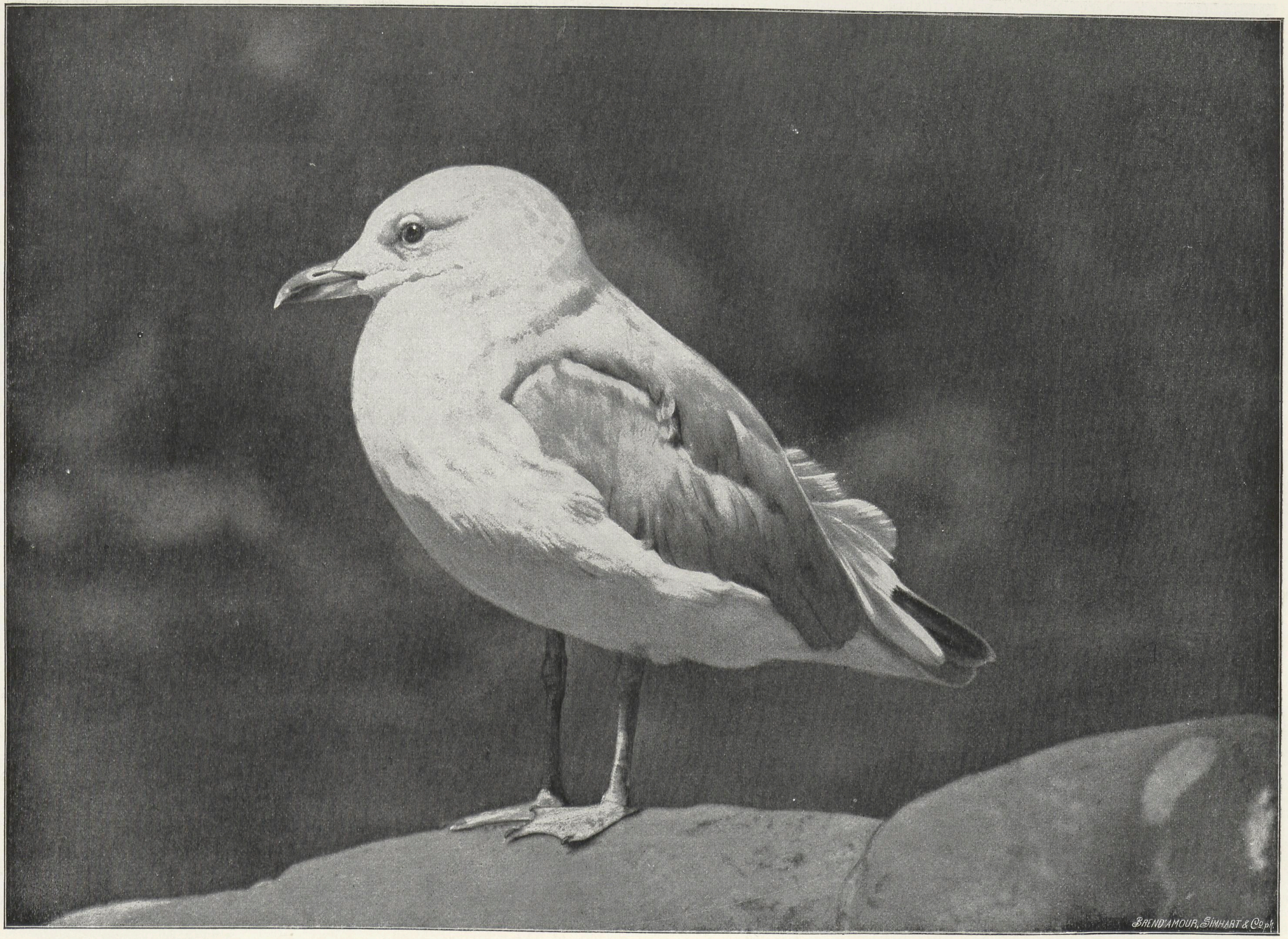


MENDES-ANTILOPE (Addax nasomaculatus Blainv.). Sie heisst so, weil in der altäpyptischen Tempelstadt Mendes viele Götter- und Königsbilder als Kopfschmuck ihre mit schmalen Querwülsten geringelten und korkzieherförmig gedrehten Hörner trugen. Deutsch nennt man sie nach dem Gehörn auch Schraubenhorn-Antilope. Dies kann aber zu Verwechslungen mit dem Kudu führen, der ebenfalls ein schrauben- oder korkzieherartig gewundenes, aber viel grösseres und dickeres, längskantiges Gehörn trägt. Die alten Aegypter hielten die Mendesantilope, ebenso wie die Säbelantilope, als Haustier in Herden, wahrscheinlich halb zahm, wie das Renntier.

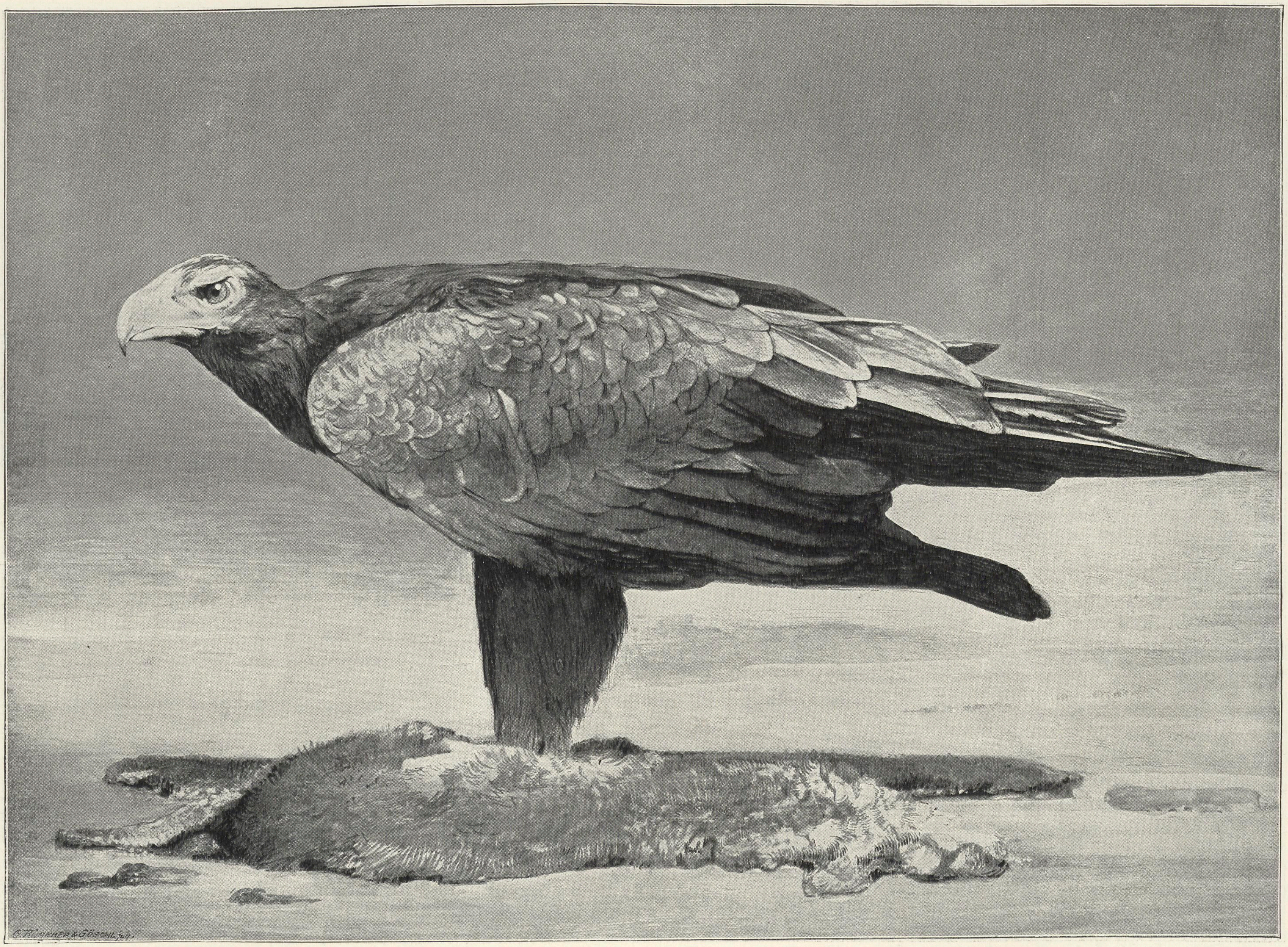
Die Mendes-Antilope, die sich anscheinend durch das ganze nördliche Afrika von den Nilländern bis zum Tschadsee und Senegal verbreitet, ist eine echte Wüstenantilope. Dies bestätigte mir gestern noch Paul Spatz, ein in Tunis eingebürgerter Landsmann, der in den letzten Jahren mehrere Mendes-Antilopen eingeführt hat, darunter auch unser Paar, und das erklärt auch einigermaassen die abweichende Gestalt der Hufe, die sich nur mit denen des Renntiers vergleichen lassen: so breit und platt sind sie. Sie wollen für eine Antilope garnicht passend erscheinen und lassen sich nur als Anpassungserscheinung an die Bewegung im Flugsande verstehen. Auch sonst ist die Mendes-Antilope, die etwa die Höhe des Damhirschs erreicht, verhältnismässig lang und niedrig gebaut, schwer im Rumpf; von der sprichwörtlichen Eleganz ihres Geschlechts hat sie wenig an sich. Dagegen ist sie recht ansprechend gefärbt: in der Hauptsache weiss, der mehr oder weniger bemähnte Hals bräunlichgrau, ebenso eine Kopfzeichnung. Eine dick aufliegende, wie ein Toupet vom Perrückenmacher um einen mittleren Wirbel geordnete Stirnbehaarung ist ganz dunkel, fast schwarz. Bei unseren Mendes-Antilopen hat sich jetzt der ganze Rücken gefärbt, wie der Hals, als wenn sie eine Decke aufliegen hätten. Ich weiss nicht, ob das etwa zum Winterkleid gehört; Spatz behauptet aufs bestimmteste, dass die Mendes-Antilope in der Freiheit das ganze Jahr über weiss sei. Dann müsste die Rückenfärbung also eine Folgeerscheinung des Klimawechsels sein.



ZWERGZEBU-STIER. An dem Wärter, der das Tier festhält, sieht man, wie klein es ist, und doch ist es ein alter, ausgewachsener Bulle! Unwirtliches Klima und schlechte Ernährung lassen ja auch unser europäisches Rindvieh, z. B. in manchen Gegenden Russlands, zwerghaft verkümmern; aber solche Schwankungen in der Grösse ohne erkennbare äussere Ursachen, wie beim Zebu, kommen doch nicht vor. Man kann nämlich durchaus nicht sagen, dass die Zwergzebus verkümmerte Tiere wären, im Gegenteil: wer die Hagenbeckschen Singhalesen mit ihnen im leichten zweirädrigen Wagen hat Trabwettfahrten machen sehen, wird überzeugt sein, dass es ebenso mutige und feurige, als brauchbare und leistungsfähige Rassetiere sind. Solch kleiner, eilfertig trippelnder Fahrstier wetteifert vor dem leichten Zweiradwagen, auf dem eine oder zwei Personen sitzen, mit jedem Pony und macht weite Strecken in unvermindert scharfer Gangart. Deshalb ist auch der Zebuwagen auf Ceylon ein sehr gebräuchliches und beliebtes Beförderungsmittel. Der Europäer freilich darf, wie ich höre, nicht mit Zebus fahren; er würde sich damit was vergeben und muss deshalb Sundaponys oder, wenn er ganz fein sein will, schlechte australische Pferde haben. Aber dies schliesst eben nicht aus, dass die Zwergzebus in den ärmeren, hochgelegenen Gegenden Indiens, wie in Malabar und am Himalaya, eigentlich zu Hause sind, wo sich für kleines Vieh eher genügende Weide findet, und in solchen Ländern sich eingebürgert haben, wo, wie in Japan, dichte Bevölkerung auf ähnliche Sparsamkeit hindrängt. Zu gut darf es ihnen jedenfalls nicht gehen, sonst schlagen sie aus der Art. Bei uns in den zoologischen Gärten mästen sich gewöhnlich schon die importierten Exemplare bald einen mächtigen Tonnenbauch an und entstellen dadurch schmählich ihre hübsche, zierliche Figur, indem sie in Ermangelung eines Besseren selbst ihr Lagerstroh auffressen, wenn man versucht, sie knapp zu halten. Und die Nachzucht solcher in faulem Wohlleben schwelgenden Eltern wächst diesen oft derart über den Kopf, dass man sie kaum mehr mit gutem Gewissen als Zwergzebus zum Verkaufe ausbieten kann. Mein jetziges Pärchen macht darin glücklicherweise eine Ausnahme.



STURM-MÖVE (Larus canus L.). Sie hat angeblich ihren Namen davon, dass sie den Sturm flieht, bei hohem Wellengange das Meer verlässt und so durch ihr Erscheinen am Lande Sturm auf See anzeigt. Trotzdem ist sie ausschliesslicher Meeresmöve, als die andere bei uns heimische Art, die Lachmöve, die ja bekanntlich auch in Deutschland an mehreren grossen Binnengewässern massenhaft besetzte Brutplätze hat. Die Sturmmöve verbreitet sich von unseren norddeutschen Küsten an bis in die Polargegenden Europas und Asiens und nistet hier in grossen Schaaren, oft zu Tausenden, am Strande oder auf kleinen Inseln. Eine solche Brutkolonie befindet sich auch auf Sylt. Im Hamburger Hafen sieht man sie das ganze Jahr hindurch neben der Lachmöve schaukelnden Fluges nach allerlei Abfällen umherfahnden und, plötzlich im Bogen aufs Wasser niederstossend, mit weit geöffnetem Schnabel irgend einen grossen Bissen hinabschlingen. Zeitweise schwimmt sie auch. in schlanker Haltung, mit hochgerecktem Halse und sieht dann sehr anmutig aus. — Im Winter folgt sie den Flüssen aufwärts ins Land hinein und kommt so auf der Spree auch bis ins Herz von Berlin. An der Schlossbrücke treibt sich dann Monate lang eine grosse Schaar Sturmmöven herum und lässt sich von dem vielen gutmütigen Volk, was da vorüberkommt, füttern mit Semmelbrocken, Wursthäuten und anderen Frühstücksresten und Küchenabfällen verschiedenster Art: dem ewig heisshungrigen Mövenmagen ist alles nur irgend Verdauliche stets hochwillkommen. — Im Aeusseren ist die Sturmmöve das verkleinerte Abbild der Silbermöve, d. h. nur wenig stärker als die Lachmöve. Die Färbung des Gefieders ist genau dieselbe: weiss mit silbergrauen Flügeln, die vorderen Schwingen mit schwarzer Endfahne und weissen Spitzenflecken. Der Schnabel ist grünlichgelblich, die Füsse schmutzig fleischfarben, und diese beiden Körperteile wechseln je nach der Jahreszeit in der Farbe etwas. Das Jugendkleid ist bräunlich, hell gesprenkelt; mit dunklem Schnabel und Füssen. In der Gefangenschaft hält sich die Sturmmöve ebensogut wie die Lachmöve und macht mit dieser gewöhnlich den Grundstock des Mövenbestandes in den grösseren Gesellschaftskäfigen der zoologischen Gärten aus.



KEILSCHWANZ-ADLER (Aquila audax Lath.). Ein echter Edeladler, dem der lange, keilförmige Stoss noch ein besonders elegantes Ansehen giebt. Mir gefällt er mit seiner schlanken Gestalt und seinem lebhaften Wesen entschieden besser als unsere europäischen Adler, die im Käfig doch meist recht traurig und aufgeplustert dasitzen und wenig aus sich zu machen wissen. Unser Keilschwanz dagegen ist immer munter und auf dem Posten. Kaum betritt sein Wärter zum Reinmachen den Raum, gleich sitzt er ihm auf dem Rücken und zupft ihn neckend am Rockkragen, nimmt ihm auch wohl die Mütze vom Kopf, wenn er es sich gefallen lässt. Das alles geht in der grössten Freundschaft und Liebenswürdigkeit vor sich, aber nur, wenn es sich um den bekannten und als Futterbringer offenbar gut angeschriebenen Pfleger handelt. Als sich einst in einem unbewachten Augenblick auch unser Photograph zu dem „netten", nach seiner Ueberzeugung „ganz zahmen Vogel" hineinwagte, wurde er sofort mit Schnabel und Flügeln gebührend in Arbeit genommen und musste froh sein, mit seinem Kasten einigermaassen heil wieder herauszukommen. Seitdem hat er sich im Verkehr mit unseren Tieren eine sehr löbliche und mich sehr beruhigende Vorsicht angewöhnt.

Auch aus der Freiheit wird viel von der Schlauheit und Kühnheit des Keilschwanzadlers erzählt, der anscheinend durch seine Thaten seinen lateinischen Namen vollkommen rechtfertigt. Den Schafzüchtern seiner Heimat Australien soll er eine böse Plage sein, und nach Gould ist er der schlimmste Feind der kleinen Känguruharten; ja, es ist sogar beobachtet worden, dass er auch den Weibchen der grossen Känguruhs so lange zusetzt, bis diese blöden Tiere, erschöpft und verwirrt, nach ihrer unbarmherzigen Gewohnheit das Junge aus dem Beutel herauswerfen und ihm als Beute überlassen. Beim Aas ist er ebenfalls alsbald zur Hand in Ermangelung der Geier, die es in Australien nicht giebt, und stets ist er der erste, wenn wir in unseren grossen Raubvogelflugkäfig eine Katze hineinwerfen, die wildernd im Garten betroffen und durch einen Schrotschuss unschädlich gemacht worden ist.

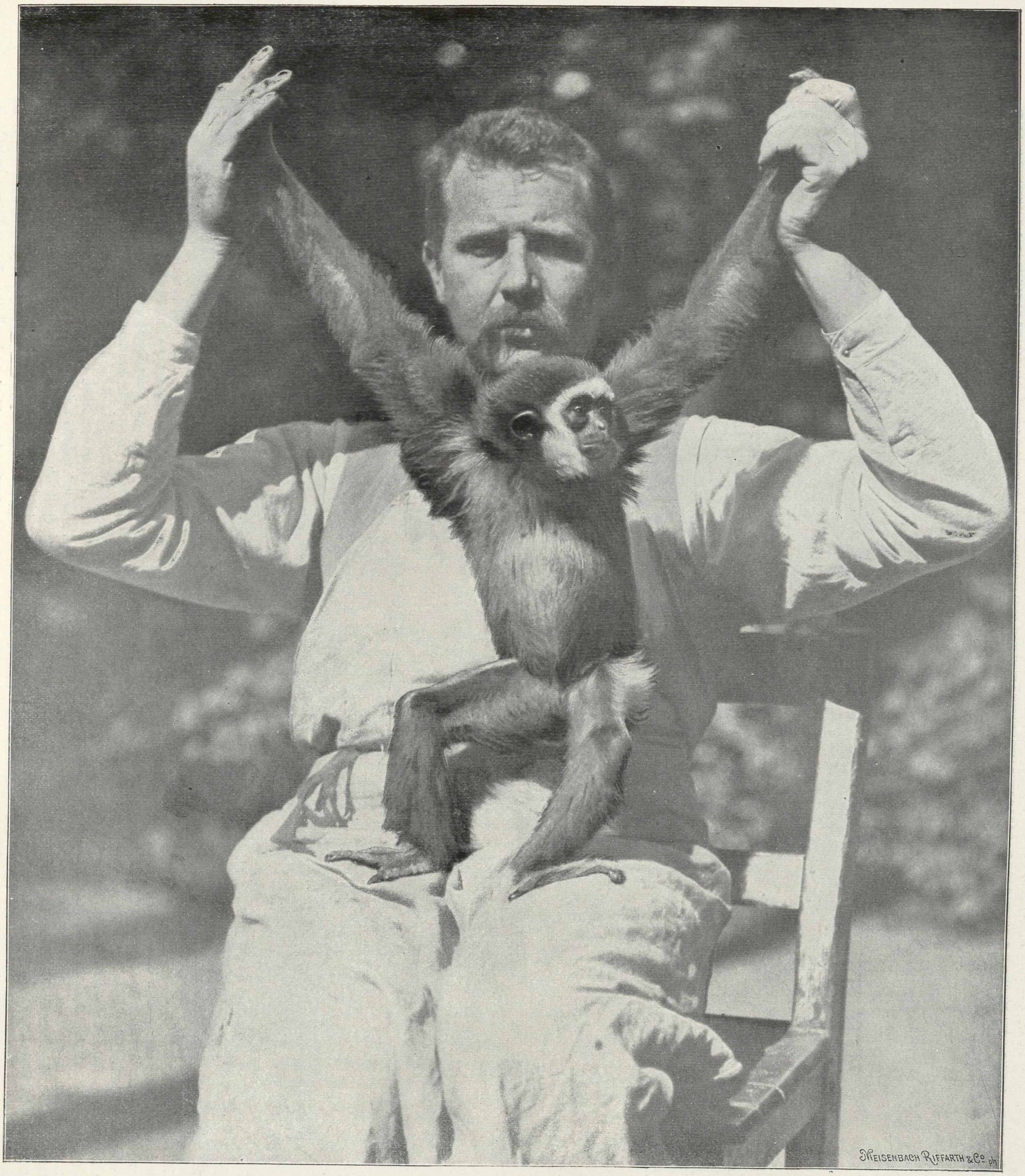


NYLGHAU-ANTILOPE, BOCK. Heute ist Afrika das Antilopenland, die übrigen Erdteile beherbergen nur wenige ihnen eigentümliche Gattungen. Eine von diesen ist der nordindische Nylghau, eine ebenso stattliche als eigenartige Tiererscheinung. Was der Name bedeutet, darüber kann ich nichts finden; jedenfalls stammt er aus der Sprache der eingeborenen Hindus, die nach Blanford das Männchen mit Nil oder Nilgao bezeichnen, das Weibchen mit Nilgai, dem Namen, den die Engländer übernommen haben. Dass beide Geschlechter schon im Wort unterschieden werden, ist nicht weiter zu verwundern, denn sie sehen sehr verschieden aus, noch nicht so sehr in der Gestalt als vielmehr in der Farbe. Beim Bock ist zwar der hohe Widerrist, das Giraffenähnliche des ganzen Körperbaues mehr ausgebildet, als bei der Kuh, und er hat vor dieser die kurzen, im Bogen wieder nach vorne strebenden Hörner voraus; aber hauptsächlich unterscheidet ihn doch die Farbe: der Körper blaugrau gesprenkelt, die Beine schwarz, über den Hufen weiss gezeichnet. Daher heisst der Nylghau auch in der älteren Naturgeschichte deutsch der „blaue Ochse", lateinisch Antilope picta; später, als man einsah, dass die ganze vielgestaltige Gruppe der Antilopen nicht in einer Gattung vereinigt bleiben könne: Portax pictus. In der neuesten Zeit ist nun durch Sclater der einigermaassen zungenverbrecherische Name Boselaphus tragocamelus eingeführt worden. Das Weibchen ist bis auf die weisse Fusszeichnung ganz einfarbig, graugelblich bis rötlich; es ändert sehr merklich ab, wenn ich meinen Erinnerungen trauen darf.

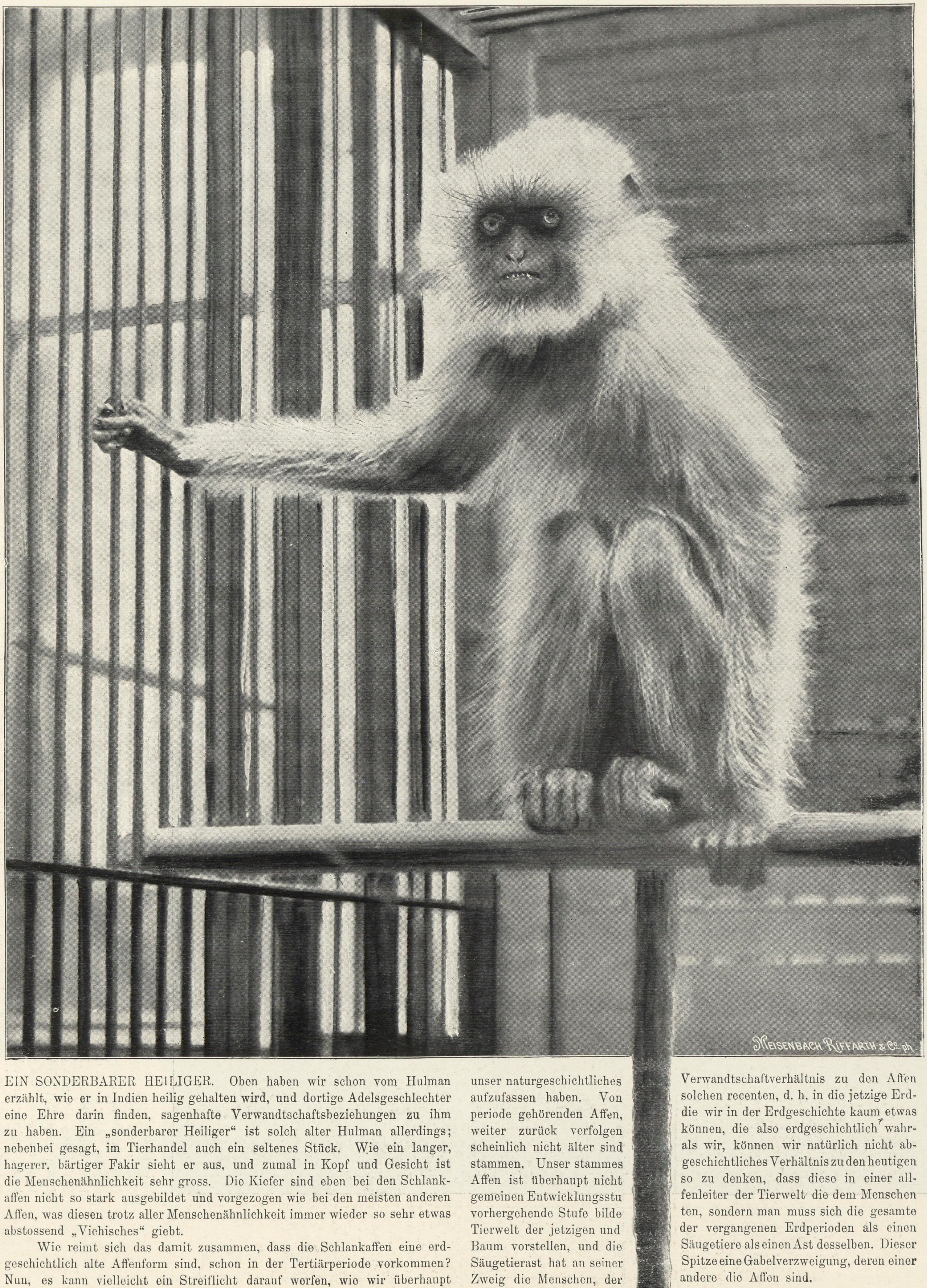
Das erste Paar kam 1767 nach England. Heute ist der Nylghau eine ganz gewöhnliche Tierhandelsware und in jedem zoologischen Garten zu sehen. Als aber Giebel seine Naturgeschichte der Säugetiere schrieb, wusste er nicht, ob das Weibchen auch gehörnt sei, und in der neuesten Auflage von Brehms Tierleben steht unbegreiflicherweise, sogar dick gedruckt, dass beim Nylghau die Hörner „beiden Geschlechtern zukommen". Ich möchte wissen, wer schon einmal ein gehörntes Nylghauweibchen gesehen hat. In der Gefangenschaft pflanzt sich der Nylghau leicht fort und bringt sogar meistens Zwillinge.



LICHTENSTEINS HARTEBEEST (Bubalis lichtensteini Ptrs.). Einmal eine andere Kuhantilopenart, die man nicht in jedem zoologischen Garten sieht, wie die gewöhnliche, gelbe, nordafrikanische Kuhantilope und die rotbraune, schwarz gezeichnete südafrikanische Kaama die zuerst von den holländischen Einwanderern Hartebeest genannt wurde. Ich glaube, dass unsere Lichtensteins Kuhantilope die erste ist, die lebend eingeführt wurde; Reiche brachte sie im Jahre 1895 aus dem Zambesigebiet, und ich kaufte sie um so lieber, als sie für uns Deutsche und Berliner noch ein ganz besonderes Interesse hat. Das Konzi, wie sie in der Suahelisprache heisst, ist nämlich die Kuhantilope unseres südlichen Deutsch-Ostafrika, wo sie ihre nördliche Verbreitungsgrenze erreicht; ferner: sie wurde entdeckt und beschrieben von dem verstorbenen Berliner Zoologen und verdienten Säugetierforscher Peters und von ihm benannt seinem Vorgänger Lichtenstein zu Ehren, dem ja auch unser Zoologischer Garten in letzter Linie seine Entstehung verdankt. Dass Lichtensteins Hartebeest eine „gute Art“ ist, daran wird niemand mehr zweifeln, der einmal ihr ganz abweichendes und eigenartiges Gehörn gesehen hat. Die charakteristische Auswärts- und Einwärtsbiegung des Wurzel- und Mittelteils und die Rückwärtsknickung der Spitze, die das Kuhantilopengehörn meist kennzeichnet, kehrt zwar auch hier wieder; aber der Wurzelteil ist derart verbreitert und abgeplattet, wie dies nur bei den Gnus ähnlich wieder vorkommt. An unserem Exemplar, einem Weibchen, tritt dies noch lange nicht so stark hervor, als am Gehörn des alten, starken Bockes, wie ich es z. B. in meiner Privatsammlung besitze. Auch in der Farbe unterscheidet sich die Lichtensteinsche Kuhantilope auf den ersten Blick von der gewöhnlichen südafrikanischen; sie hat zwar schwarze Beinzeichnung, aber gar keine Kopfzeichnung und einen dunkelroten Rücken, der sich gegen die hellen, weisslichen Keulen scharf absetzt, als wenn das Tier eine rundlich geschnittene, unterm Schwanz befestigte Decke aufliegen hätte. Matschie hat das Konzi der südlichen deutsch-ostafrikanischen Küste von der B. lichtensteini des Zambesigebietes als B. leucoprymnus unterschieden, gestützt auf ein Schädelmerkmal, eine wulstige, dicke Auftreibung auf der Stirn.

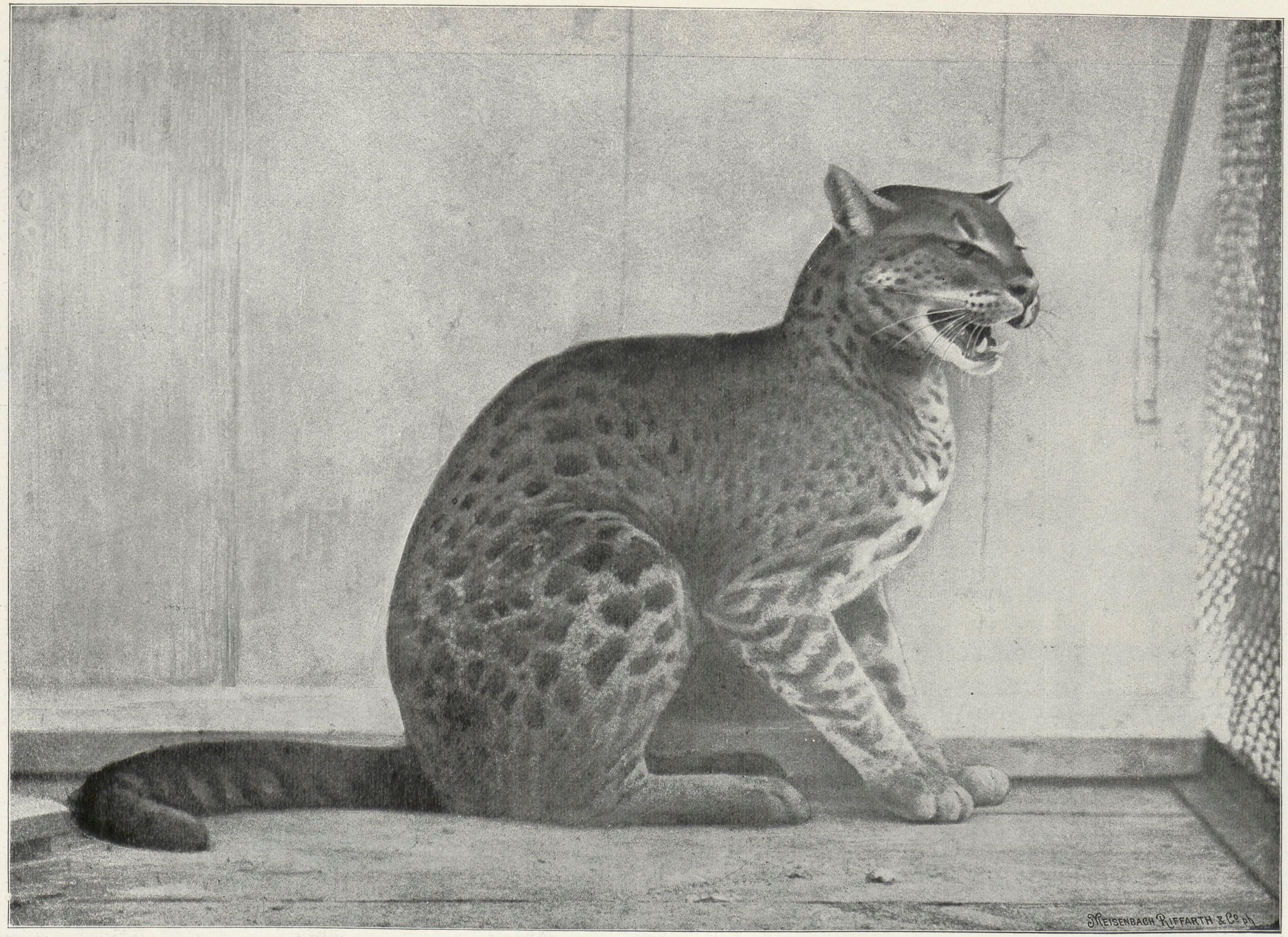


WEISSHAND-GIBBON (Hylobates lar L.). An Gibbons wagt man sich im Tiergeschäft nicht gern heran, weil sie meistens schon den Todeskeim in sich tragen, wenn sie überhaupt noch lebend nach Europa kommen. Unserem Tier darf ich in dieser Beziehung etwas mehr zutrauen, weil es nicht durch so und so viele Hände gewandert, sondern aus seiner Heimat, dem westlichen Hinterindien (Tenasserim und Pegu) ohne Aufenthalt bis hierher mitgenommen worden ist von einem früheren Hamburger Schiffskapitän, der jetzt auf den Mergui-Inseln die Perlenfischerei betreibt. Derselbe hat auch die reizenden Siamesenzwerge nach Europa gebracht, und ein einzigartiger Anblick war es, wenn der winzige Zwergenjüngling mit dem Gibbon Arm in Arm in der Stube unseres Inspektors umherspazierte, wohin wir sie zunächst brachten, weil gerade der Affenwärter krank war. Jetzt bewohnt er in dem warmen Mittelraum unseres neuen Affenhauses einen Käfig zusammen mit der Elefantenschildkröte, die die Chunsche Tiefsee-expedition von den Seychellen mitgebracht, und Se. Majestät der Kaiser dem Garten kürzlich überwiesen hat. In dieser wenig anregenden Gesellschaft fühlt sich der Gibbon aber anscheinend recht wohl, d. h. er kümmert sich nicht im geringsten um das stumpfsinnig am Boden liegende Riesenkriechtier, sondern betreibt lustig seine eigenartigen Kletterkünste, indem er an den langen Armen „hangelnd“ sich von einer Stange zur anderen schwingt. Zuweilen lässt er auch schon als Zeichen guter Laune leise seine melodische Stimme in der aufsteigenden Tonleiter erschallen, und am behaglichsten fühlt er sich, wenn er, wie ein kleines Kind, dem Wärter auf dem Arm sitzen kann.

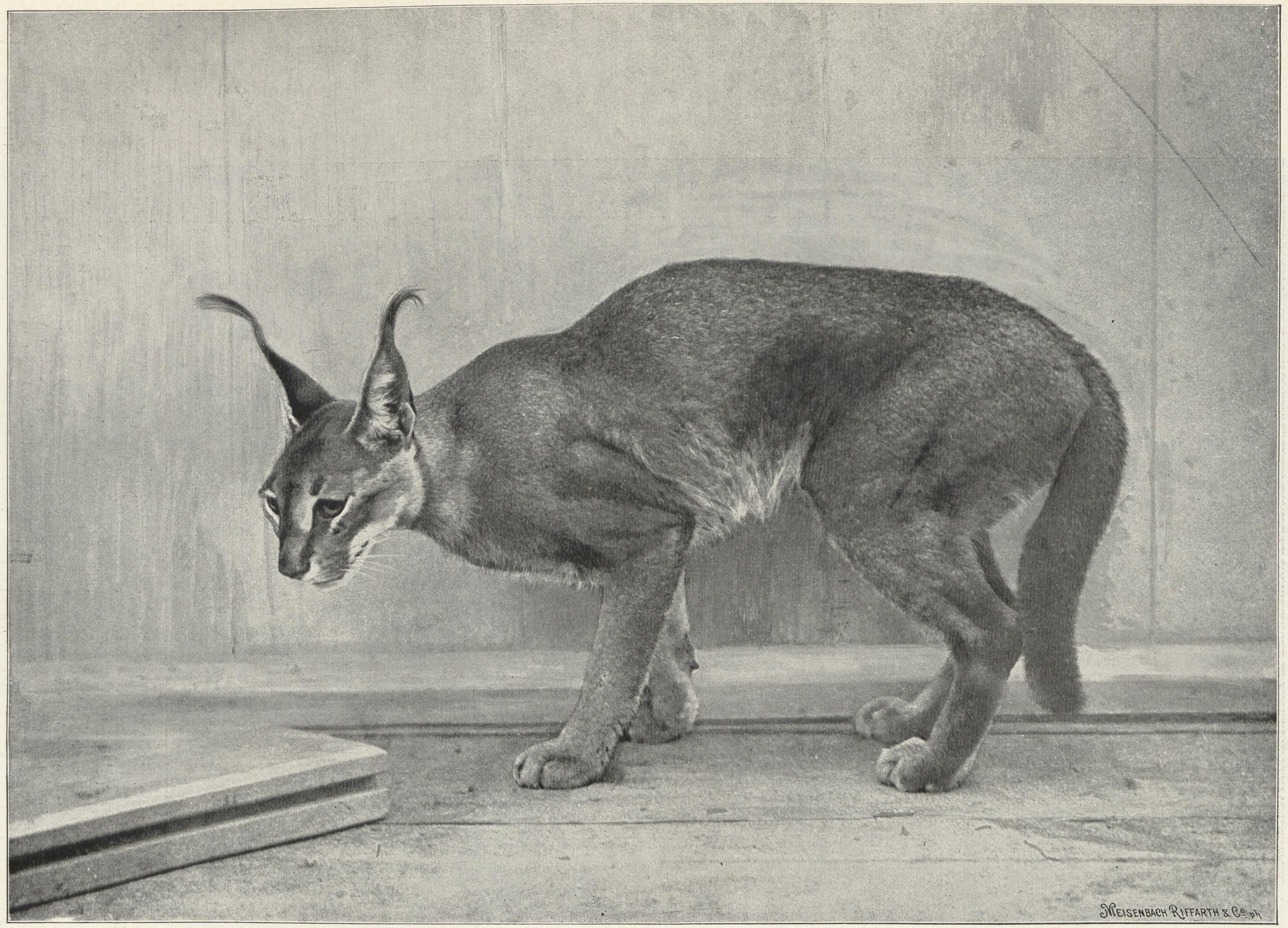


EIN SONDERBARER HEILIGER. Oben haben wir schon vom Hulman erzählt, wie er in Indien heilig gehalten wird, und dortige Adelsgeschlechter eine Ehre darin finden, sagenhafte Verwandtschaftsbeziehungen zu ihm zu haben. Ein „sonderbarer Heiliger“ ist solch alter Hulman allerdings; nebenbei gesagt, im Tierhandel auch ein seltenes Stück. Wie ein langer, hagerer, bärtiger Fakir sieht er aus, und zumal in Kopf und Gesicht ist die Menschenähnlichkeit sehr gross. Die Kiefer sind eben bei den Schlankaffen nicht so stark ausgebildet und vorgezogen wie bei den meisten anderen Affen, was diesen trotz aller Menschenähnlichkeit immer wieder so sehr etwas abstossend „Viehisches“ giebt.

Wie reimt sich das damit zusammen, dass die Schlankaffen eine erdgeschichtlich alte Affenform sind, schon in der Tertiärperiode vorkommen? Nun, es kann vielleicht ein Streiflicht darauf werfen, wie wir überhaupt unser naturgeschichtliches Verwandtschaftverhältnis zu den Affen aufzufassen haben. Von solchen recenten, d. h. in die jetzige Erdperiode gehörenden Affen, die wir in der Erdgeschichte kaum etwas weiter zurück verfolgen können, die also erdgeschichtlich wahrscheinlich nicht älter sind als wir, können wir natürlich nicht abstammen. Unser stammesgeschichtliches Verhältnis zu den heutigen Affen ist überhaupt nicht so zu denken, dass diese in einer allgemeinen Entwicklungsstufenleiter der Tierwelt die dem Menschen vorhergehende Stufe bildeten, sondern man muss sich die gesamte Tierwelt der jetzigen und der vergangenen Erdperioden als einen Baum vorstellen, und die Säugetiere als einen Ast desselben. Dieser Säugetierast hat an seiner Spitze eine Gabelverzweigung, deren einer Zweig die Menschen, der andere die Affen sind.

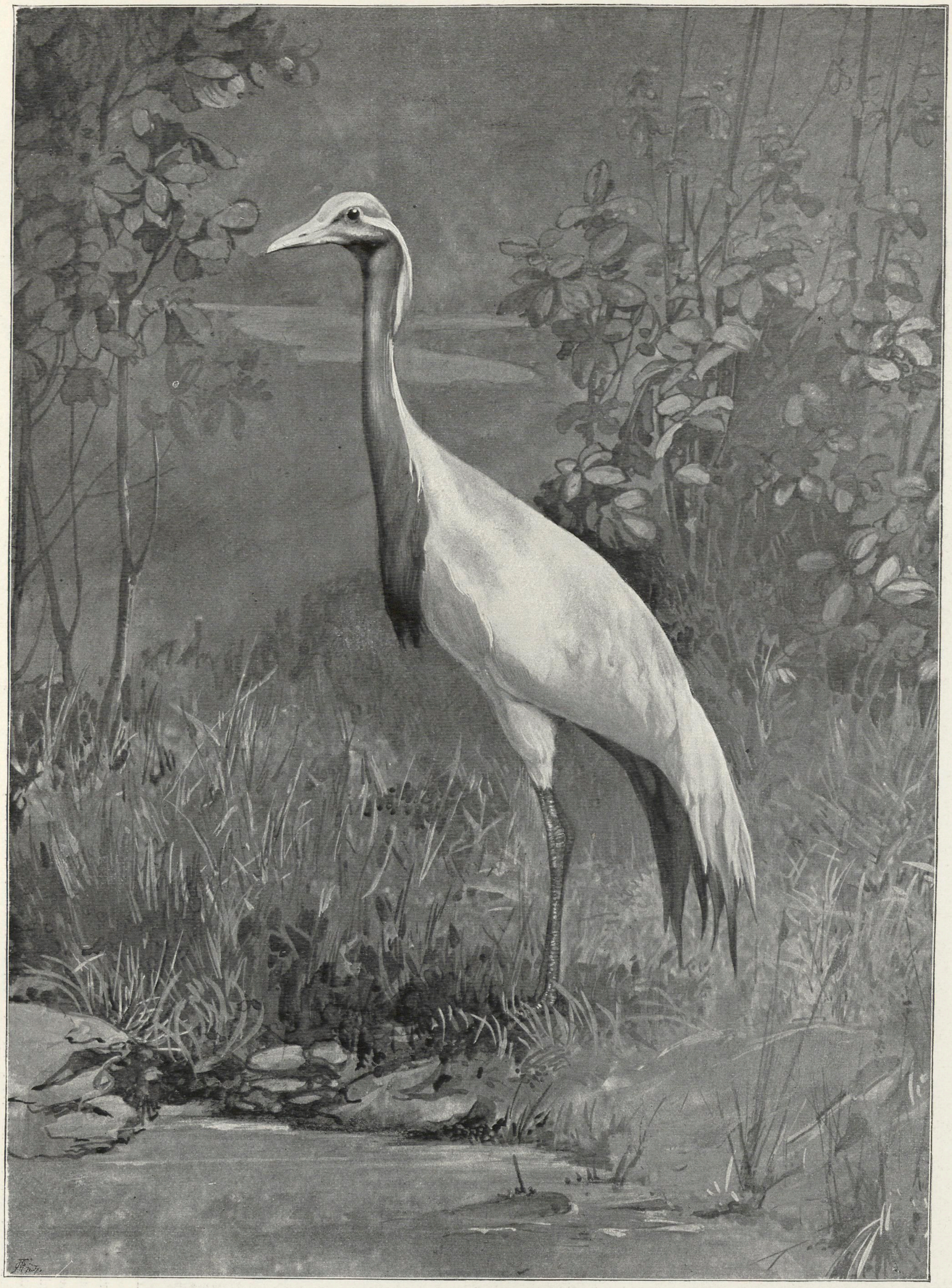


SILBERKATZE (Felis celidogaster Tem.). Das eigentliche Land der Tigerkatzen ist Mittel- und Südamerika mit seinen verschiedenen Ozelots, die eigentlich Panter- oder Leopardenkatzen heissen sollten; denn um gefleckte Katzen handelt es sich, nicht um gestreifte. Aber Asien und Afrika haben ebenfalls getüpfelte Kleinkatzen, wenngleich das vielleicht weniger bekannt ist, und eine der wenigstbekannten unter diesen ist wohl die abgebildete Silberkatze, die ganz gewiss hier zum erstenmal in einer Augenblicksaufnahme nach dem Leben vorgeführt wird. Sie hat auch der Systematik viel Schwierigkeiten gemacht, und wenn man sieht, wie Giebel unsere Westafrikanerin einerseits mit der indischen Tüpfelkatze, andererseits mit dem Wüstenluchs zusammenstopft, bekommt man einen Begriff, welche Irrgänge die Wissenschaft manchmal wandelt. Die Silberkatze bildet nämlich zwei sehr verschieden aussehende Farbenspielarten, die anscheinend ganz unabhängig von der geographischen Verbreitung, der engeren Heimat, regellos durcheinanderlaufen: eine graue und eine rote, ganz ähnlich, wie dies neuerdings Matschie für Yaguarundi und Eyra nachgewiesen hat, die heute noch im System als zwei verschiedene einfarbige Kleinkatzen Südamerikas geführt werden, und das machte die Verwirrung noch schlimmer, brachte noch mehr Verwechslungen mit sich, zumal jede dieser Farbenspielarten wieder anderen Kleinkatzenarten aus anderen Weltteilen oberflächlich ähnlich sieht, und die ältere Systematik der genaueren Heimatsbezeichnung jedes einzelnen Stückes zu ihrem eigenen Schaden noch nicht die grundlegende Bedeutung zuerkannte, die ihr jetzt kein wirklich auf der Höhe stehender Forscher mehr streitig macht. Als Elliot nun sein — dem Format nach — riesenhaftes Katzenprachtwerk schrieb, das man nur mit Hilfe eines kräftigen Dieners einigermaassen bequem handhaben kann, wählte er den einzigen Weg, der zur Lösung des heillosen Wirrwarrs führen konnte: er holte sich die typischen Exemplare zusammen, nach denen die Urbeschreibungen entworfen waren, in erster Linie den Temminckschen Typus aus Leiden, verglich sie miteinander und stellte so die Sache klar. F. celidogaster Tem. ist die graue, dunkel gefleckte, F. chrysothrix die rote, oberseits ungefleckte Spielart, und es giebt noch eine dritte, graurote, die „glücklicherweise" nicht besonders benannt worden ist. Heimat Ober-Guinea, also auch unser Togogebiet.



KARAKAL (Lynx caracal Güld.). Er heisst auch Wüstenluchs; es ist aber schliesslich nur der kleine, kurzhaarige Tropenluchs, durch die Pinselohren und den kurzen Schwanz als echter Luchs gekennzeichnet. Er ist durchaus nicht etwa an die Wüste gebunden, wie z. B. der Wüstenfuchs, der zu ihren eigentümlichen Tieren gehört, sondern mehr ein Tier der Steppe Afrikas und Asiens, auf der er ja auch eher seine Beute, kleine Säugetiere und Vögel, findet. Sein gewöhnliches Wild werden wohl Perlhühner, Frankoline, Steppenhühner und Fasanen sein; aber ein gewandtes und kühnes Raubtier, wie er ohne Zweifel ist, fällt er sogar auch kleine Antilopen an, wenn er sie irgend bewältigen zu können glaubt.

Auf unserem Bilde steht er leider ziemlich unglücklich da; es war ihm offenbar sehr unbehaglich zu Mute in dem ungewohnten Photographierkäfig, und wir konnten auch nicht warten, bis er sich soweit eingelebt haben würde, dass er sich so zeigte, wie er eigentlich ist: neben der Ginsterkatze eines der elegantesten kleinen Raubtiere, die es überhaupt giebt. Viele Katzengestalten stecken ja sozusagen zu lose in ihrer Haut drin, und das Niedrige, dickhalsig Muskulöse schadet dem allgemeinen Ansehen ihrer Erscheinung. Dem Karakal hängt aber nichts von alledem an. Gestreckt und hochgereckt schreitet er auf leichten Gliedmaassen geradezu graziös dahin, und auf dem schlanken Halse sitzt der denkbar feinste Katzenkopf, der gar nichts mehr vom dickbackigen Schnurrkater an sich hat, sondern mit seinen langen Pinselohren dem ganzen Tiere einen eigenartig schönen Abschluss giebt. Die Farbe ist ja bei unserem aus dem nordwestlichen Vorderindien stammenden Exemplar, wenn man will, eine gelbe Wüstenfarbe; sie ist aber in der ziemlich langen Reihe von Jahren, seit das Tier hier ist, entschieden dunkler geworden: ein Hinweis, dass Bälge aus zoologischen Gärten für systematische Forschungen mitunter nur mit Vorsicht zu verwenden sind. Der südafrikanische Karakal, wie wir ihn mit den Reichechschen Antilopen- und Zebratransporten nebenbei erhalten, ist noch wesentlich dunkler, rot, auch kleiner; der Nordafrikaner dagegen grau überlaufen und sehr gross.

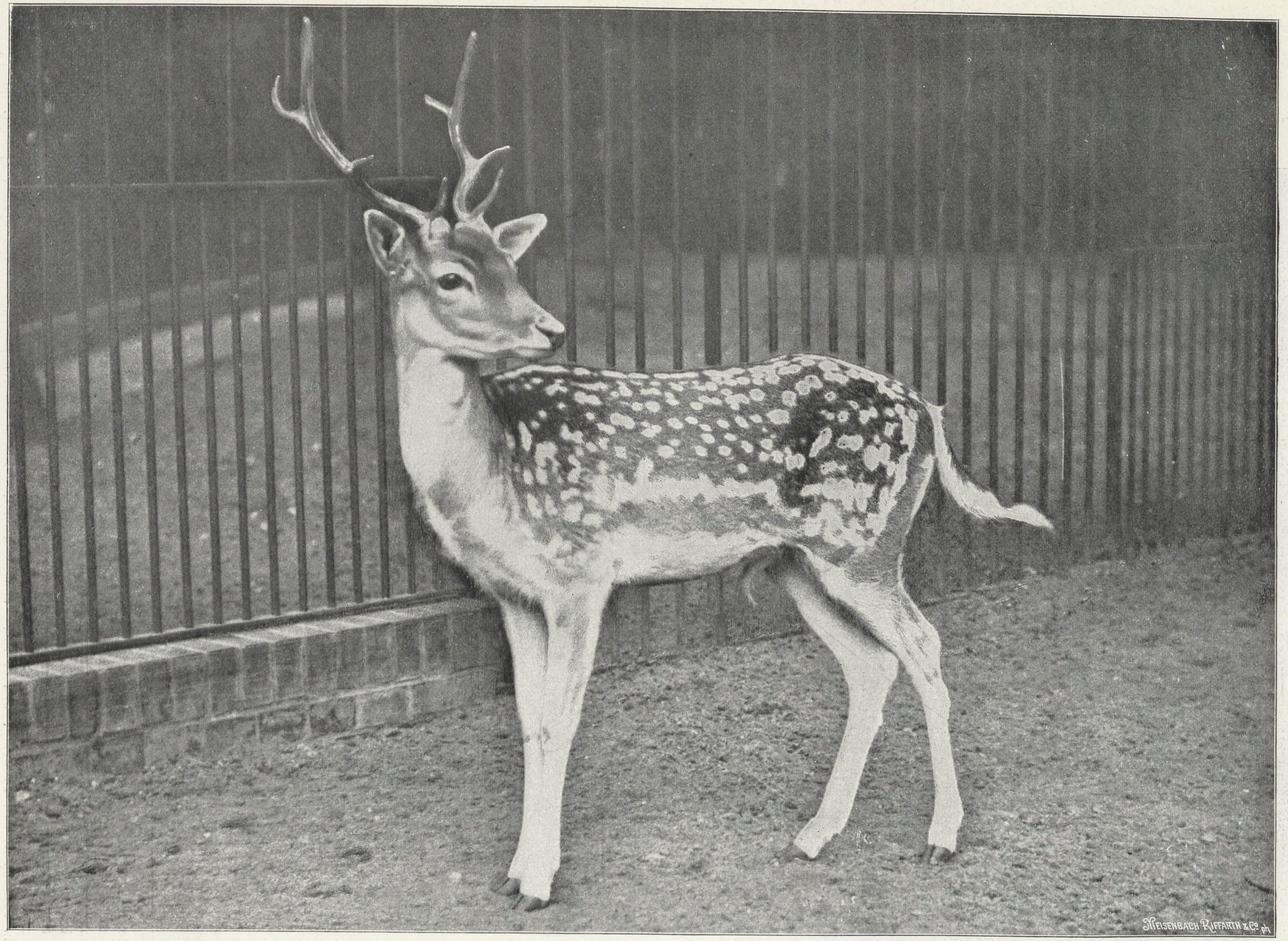


JUNGFERN-KRANICH (Anthropoides virgo Pall.). Die kleinste und zierlichste Kranichart, die wirklich etwas vom „gnädigen Fräulein“ an sich hat. Der Name knüpft auch in allen Sprachen daran an; im französischen heisst er seit alten Zeiten schon geradezu „demoiselle de Numidie“, das Fräulein aus Numidien, und es wirkt jedesmal komisch auf mich, wenn ich ihn in der Antwerpener Tierversteigerung so ausbieten höre.

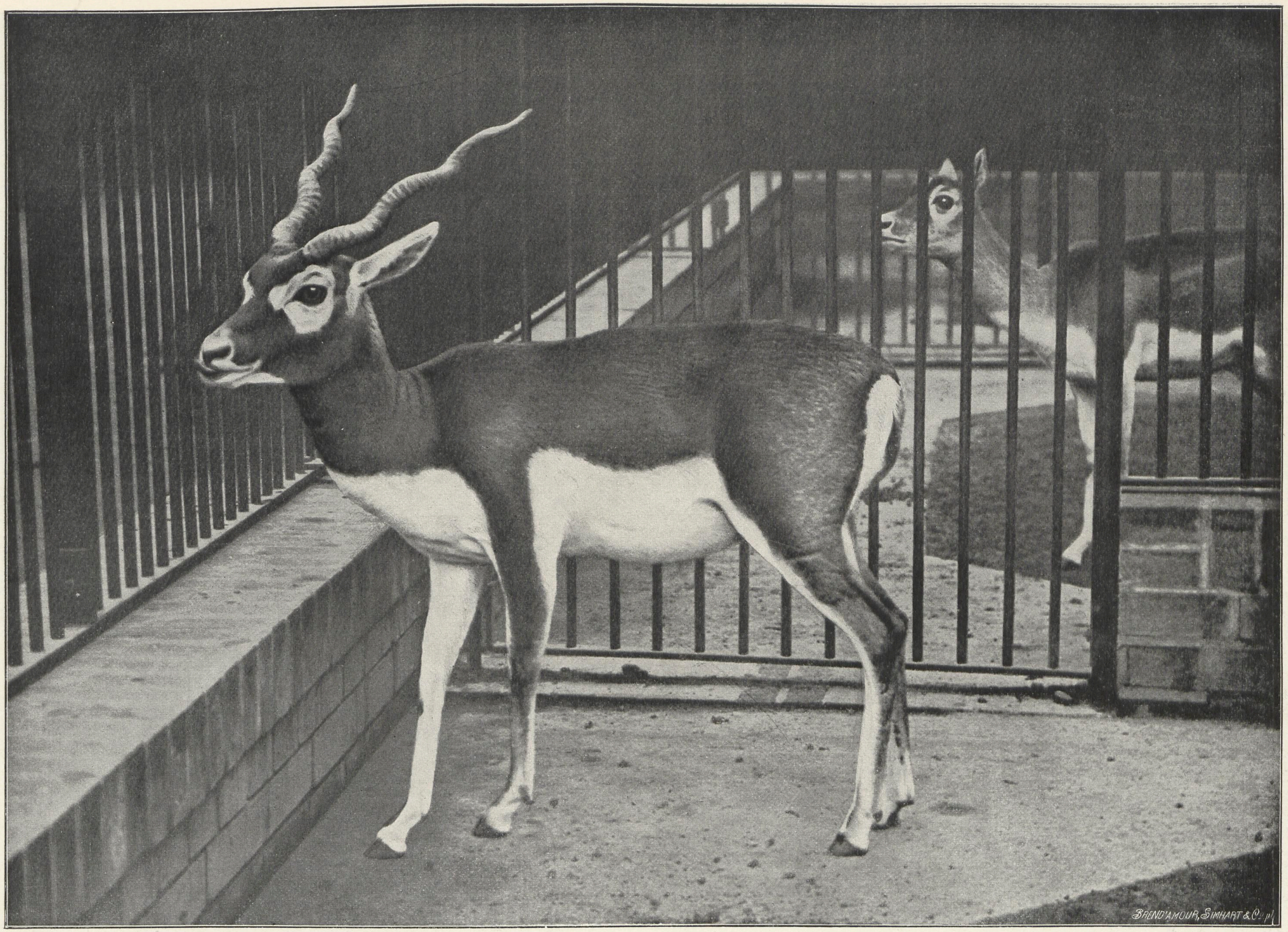
Wer unser Bild ansieht, wird mir zugeben, dass sich „Jungfer Kranich“ recht nett herausgeputzt hat. Die Photographie giebt auch die einfache, aber ansprechende Färbung und Zeichnung sehr deutlich wieder. Der Körper ist grau, auf den Schmuckfedern bis ins schwärzliche gehend; der Hals schwarz mit langen, schmalen, über die Brust herabhängenden Federn; zwei Ohrbüschel von ähnlichen weichen Federn sind weiss, ebenso der Oberkopf; Schnabel grüngelblich, Fuss dunkel, schwärzlich. — In „Numidien“ ist nun unser „Fräulein“ allerdings nicht zu Hause; es sammelt sich nur massenhaft an den grossen afrikanischen Flüssen und Seeen zur Winterherberge, wie so viele Zugvögel. Die Heimat des Jungfern-Kranichs ist Südosteuropa und ganz Mittelasien bis in die Mongolei. In der Krim ist er sehr häufig, und von dort hat eine unternehmende Russin aus Sinferopol Jahre lang regelmässige Sendungen auf den Markt gebracht. Wir halten ihn Sommer und Winter im Freien und lassen ihn gewöhnlich mit geschnittenem Flügel an einem grossen Teiche oder auf einer grossen Wiese frei laufen, wo er sehr nett zur Belebung beiträgt, ohne, friedfertig und verträglich, wie er ist, anderem Geflügel irgendwie zu nahe zu treten.



SCHWARZER STORCH (Ciconia nigra L.) Gar mancher — er braucht deshalb nicht ungebildet zu sein — wird nicht wissen, dass es so etwas giebt, oder, wenn er von einem schwarzen Storche hört, glauben, es handle sich um eine Ausartung des bekannten weissen Kinderbringers. Das ist nicht der Fall; der schwarze Storch ist eine sehr gute, wissenschaftlich beglaubigte Art, wie schon der beigesetzte lateinische Name beweist, und man kennt ihn nur deshalb in weiteren Kreisen so wenig, weil er sich nicht an den Menschen angeschlossen hat, wie sein weisser Verwandter, sondern ganz im Gegensatz zu diesem möglichst fern von menschlichen Wohnstätten auf alten, hohen Bäumen nistet und auch in seinem ganzen Leben und Treiben sich mehr verborgen zu halten sucht. Trotzdem kommt er noch in unmittelbarer Nähe Berlins vor, und ich habe selbst bei einem Sonntagsausflug mit der Ornithologischen Gesellschaft die Freude gehabt, vom Dampfer aus ein Paar der prächtigen Vögel auf einer kleinen Waldblösse an der Havel umherstolzieren zu sehen. Der schwarze Storch gehört immer noch zu den Brutvögeln der Mark Brandenburg, und er hat überhaupt dasselbe ausgedehnte Verbreitungsgebiet wie der weisse: durch ganz Mittel- und Südeuropa und Mittelasien. Er ist nur vermöge seiner abweichenden Lebensweise als Waldstorch sehr viel weniger bekannt, im Westen und Süden unseres Vaterlandes und Europas überhaupt auch thatsächlich sehr selten. Eigentlich schwarz ist er übrigens nicht, sondern dunkelbraun, in der Jugend stumpf, im Alter prachtvoll grün schillernd mit weissem Bauch; Schnabel und Beine, wie beim weissen Storch, siegellackrot.

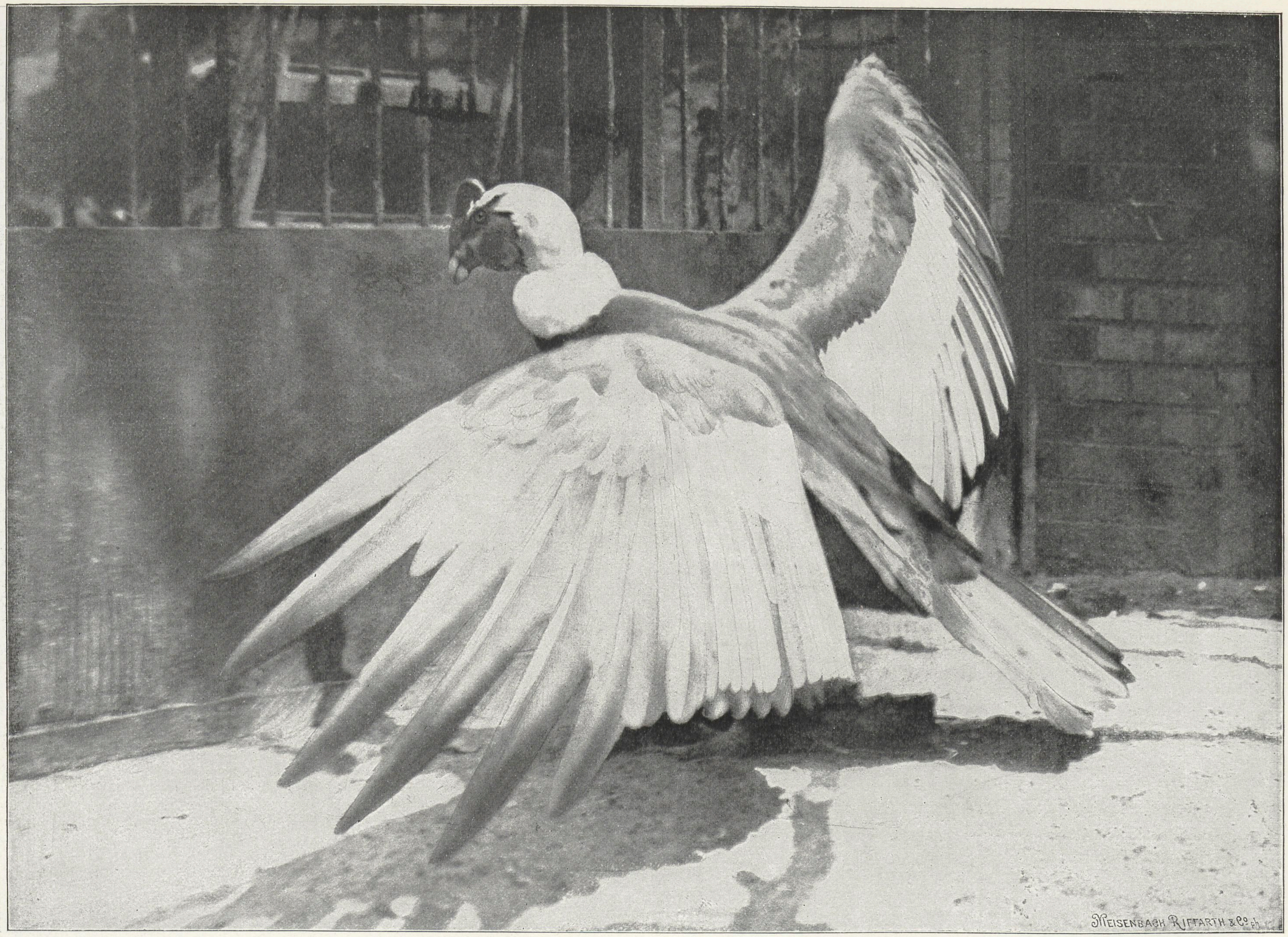


PORZELLAN-DAMHIRSCH. Eine eigenartige Farbenabänderung des Damwildes, die in der Mitte steht zwischen der regelrechten roten Farbe und dem vollständigen Weissling. Bei uns sieht man wenig Damwild von dieser Farbe; im Westen ist anscheinend mehr Liebhaberei dafür: im Antwerpener Garten wurde wenigstens lange Jahre ein ganzes Rudel Porzellan-Damhirsche gehalten, deren Nachzucht auf den jährlichen Tierversteigerungen zu sehr guten Preisen abging. Das Kalb ist übrigens dunkler gefärbt, so dass ich zweifelte, als ich das unsere aus dem Frankfurter Garten erhielt, ob es ein richtiger Porzellanhirsch werden würde; inzwischen ist er aber längst zu einem solchen verblasst. Der Damhirsch ist, wie der Fasan, eines derjenigen Tiere, welche ursprünglich bei uns nicht zu Hause, aber längst überall eingebürgert sind. Mit dieser künstlichen Verbreitung und vielfach halbzahmen Haltung hängt aber doch wohl die auffallende Neigung zu abweichenden Farbenspielarten zusammen, die in der freien Natur bekanntlich viel mehr ausgemerzt werden. Man sieht ja in manchem Wildpark fast keinen Trupp Damhirsche mehr ohne ein weisses oder schwarzes Stück, und in England, z. B. im Epping-Forst, ist auch ein einfarbig dunkelbraunes Damwild herausgezüchtet worden, das Lydekker in seinem grossen Hirschwerk sogar als die Urform des Damhirsches hinstellen möchte wegen der Aehnlichkeit, die sie in der geringen Schaufelbildung des Geweihes mit dem kleinasiatischen Exemplar des Britischen Museums hat. Er fügt aber gleich hinzu, dass in England gefundene fossile Damhirschgeweihe aus der Steinzeit schon ebenso breitschauflig sind, wie die heutigen. Darin liegt zugleich das Hauptsächlichste über die frühere und jetzige Verbreitung des Damhirsches ausgesprochen und über seine Geweihbildung, die unser Porzellanhirsch noch nicht in der Vollkommenheit vorzeigen kann, weil er noch zu jung ist. Den Damhirsch kennzeichnet der schaufelförmig verbreiterte Oberteil der Geweihstange, und er hat sich mit Hilfe des Menschen heute seine alten Verbreitungsbezirke wiedererobert, aus denen er durch die Eiszeit nach den Mittelmeerländern zurückgedrängt worden war.



HIRSCHZIEGEN-ANTILOPE (Antilope cervicapra L.). Ihr ist der Gattungsname geblieben, der früher alle Antilopen unter sich vereinigte, und für den Tierhandel ist sie in der That auch sozusagen die Antilope an sich; in jedem zoologischen Garten, auch jedem nur sogenannten, mit Sicherheit anzutreffen und selbst für den kleinsten Menageristen bequem erschwingbar. Junge Böcke haben sogar mitunter schon im Stillen abgeschlachtet und verfüttert werden müssen, weil sie selbst zu den jämmerlichsten Schleuderpreisen nicht los zu werden waren, wohl aber im engen Raum tagtäglich in Gefahr schwebten, beim Kämpfen unter sich oder mit dem Vaterbock zu Schaden zu kommen. Dazu noch die Dummscheu dieser kolossalen Springer, denen, wenn sie wollen, kein Gitter zu hoch ist!

Unter diesen Umständen läuft man als Tiergärtner Gefahr, ganz das Gefühl dafür zu verlieren, welch ein hübsches Tier die Hirschziegenantilope eigentlich ist. Der Name, der nun einmal eingebürgert und nicht mehr zu ändern ist, scheint mir allerdings nichts weniger als glücklich gewählt. Die Hirschziegenantilope hat in Gestalt und Farbe weder mit dem Hirsch noch mit der Ziege irgend etwas zu thun, und man sollte sie einfach indische Antilope nennen, da sie ja doch wie der Nylghau eine Vorderindien eigentümliche Antilopengattung ist, oder Sassi, wie sie in ihrer Heimat heisst. Auch der englische Name black buck, d. h. Schwarzbock, ist nicht übel; denn er knüpft an die glänzend schwarze Oberseite des alten, starken Männchens an, das ja mit seinem prächtigen Schraubengehörn der eigentliche, vollgiltige Vertreter der Art ist. Das ungehörnte Weibchen und der junge Bock sind oberseits gelb, an der scharfen Grenzlinie gegen den weissen Bauch am dunkelsten. In Grösse und Schwere oder vielmehr Zierlichkeit des Körperbaues steht die Hirschziegenantilope ungefähr in der Mitte zwischen der Gazelle und dem Damwild. In ihrer Heimat wird sie natürlich viel gejagt; von den eingeborenen Radjahs mit dem sogenannten Jagdleoparden, dem abgerichteten Gepard, und von den Europäern mit der Büchse. Wissmann erzählte mir mit Stolz von einem glücklichen Doppelschuss auf zwei kämpfende Böcke.



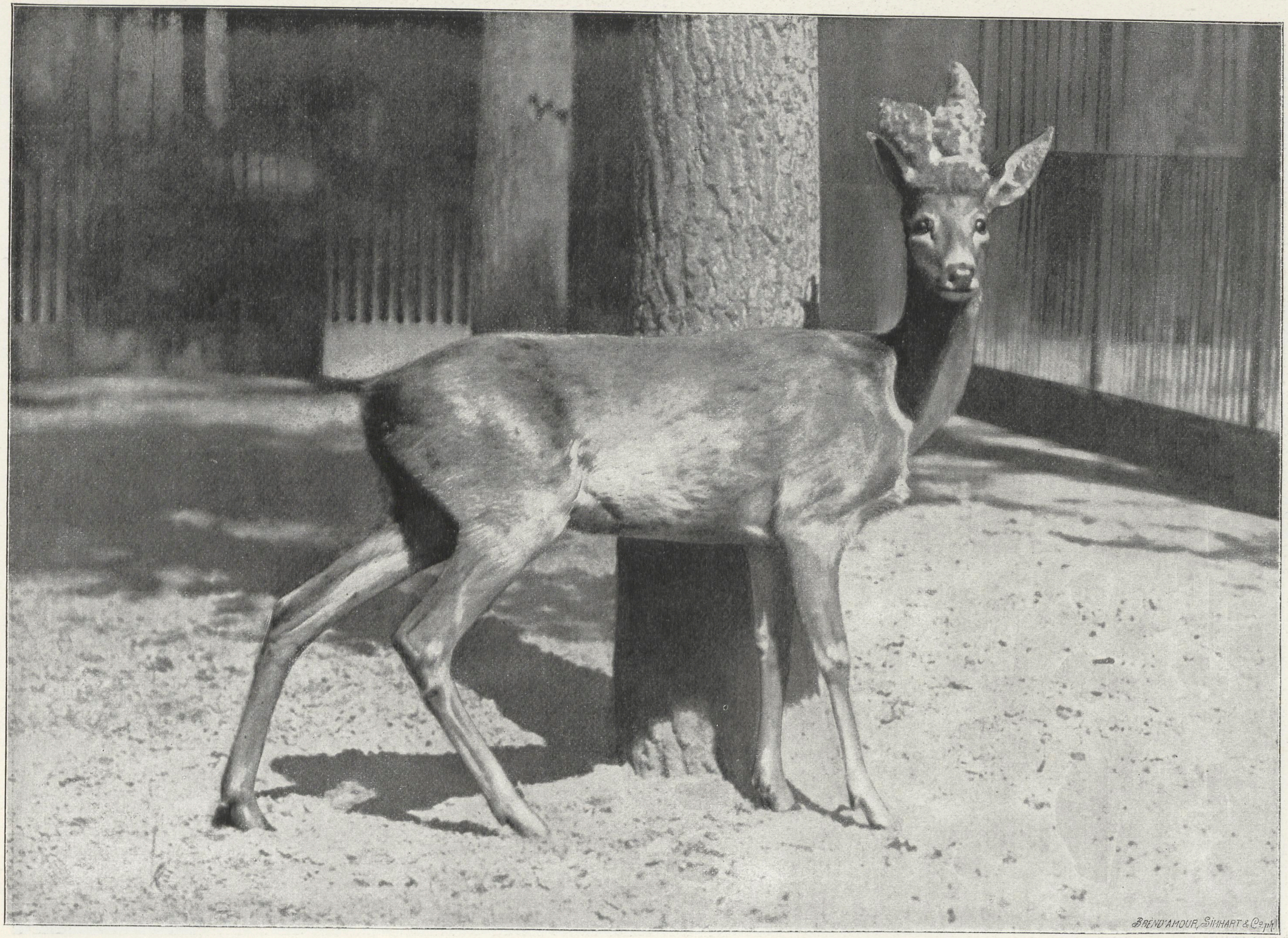
KONDOR (Sarcorhamphus gryphus L.) Männchen. Unterscheidet sich von dem Weibchen durch einen Kopfschmuck, der dem Hahnenkamm sehr ähnlich, aber doch viel dicker und fleischiger ist. Damit steht der Kondor ganz einzig unter den Raubvögeln da. Hautauswüchse am nackten Kopfe kommen bei diesen sonst selten vor und sind dann nicht auf das Männchen beschränkt. Bloss der Kondor hat einen wirklichen Hahnenkamm und ist auch grösser als sein Weibchen, während bei den meisten anderen Raubvögeln, insbesondere bei allen unseren einheimischen, bekanntlich das umgekehrte Verhältnis statthat. Der Kondor ist zwar der grösste Raubvogel, er spannt mit ausgebreiteten Flügeln nicht viel weniger als 3 m; aber Fänge und Schnabel sind verhältnismässig sehr schwach und verraten ihn als unedlen Aasfresser, als echten Geier, und Tschudi, der ihn in seiner Heimat, auf dem Andengebirge Südamerikas, beobachtet hat, sagt darüber mit der ihm eigenen dichterischen Schilderungsgabe: „Der Kondor ist ein stolzer, majestätischer Vogel, wenn er mit ausgebreiteten, fast bewegungslosen Schwingen sich in den Lüften wiegt oder, auf einer hervorragenden Felsenspitze sich reckend, scharf in das Land hinein nach Beute späht. Wenn er aber mit unsäglicher Gier seine Beute kröpft, grosse Fetzen von Aas herunterwürgt und dann, vollgefressen, kaum noch einer Bewegung fähig, neben den Resten seines die Umgebung verpestenden Mahles zusammengekauert dasitzt, ist er doch nur ein ekelhafter Aasgeier".

Diese geierhafte Gier wird auch sein Verderben. Um ihn zu fangen, braucht man nur in einer engen, tiefen Schlucht ein gefallenes Stück Vieh auszulegen und kann dann aus dem Hinterhalt die sich sammelnden Kondore zu Dutzenden greifen, ehe sie den nötigen Anlauf gewinnen, um vom Luderplatze aufzufliegen. Gefährlich werden sie einem kräftigen, beherzten Menschen auch nicht, dazu sind sie zu feige und, ohne natürliche Waffen, zu schwach. Ein deutscher in Argentinien angesessener Landsmann hat auf diese Weise heuer nicht weniger als 40 Kondore auf einmal mitgebracht, die jetzt bei Hagenbeck in einem Drahtgehege wie die Puten umhersitzen.

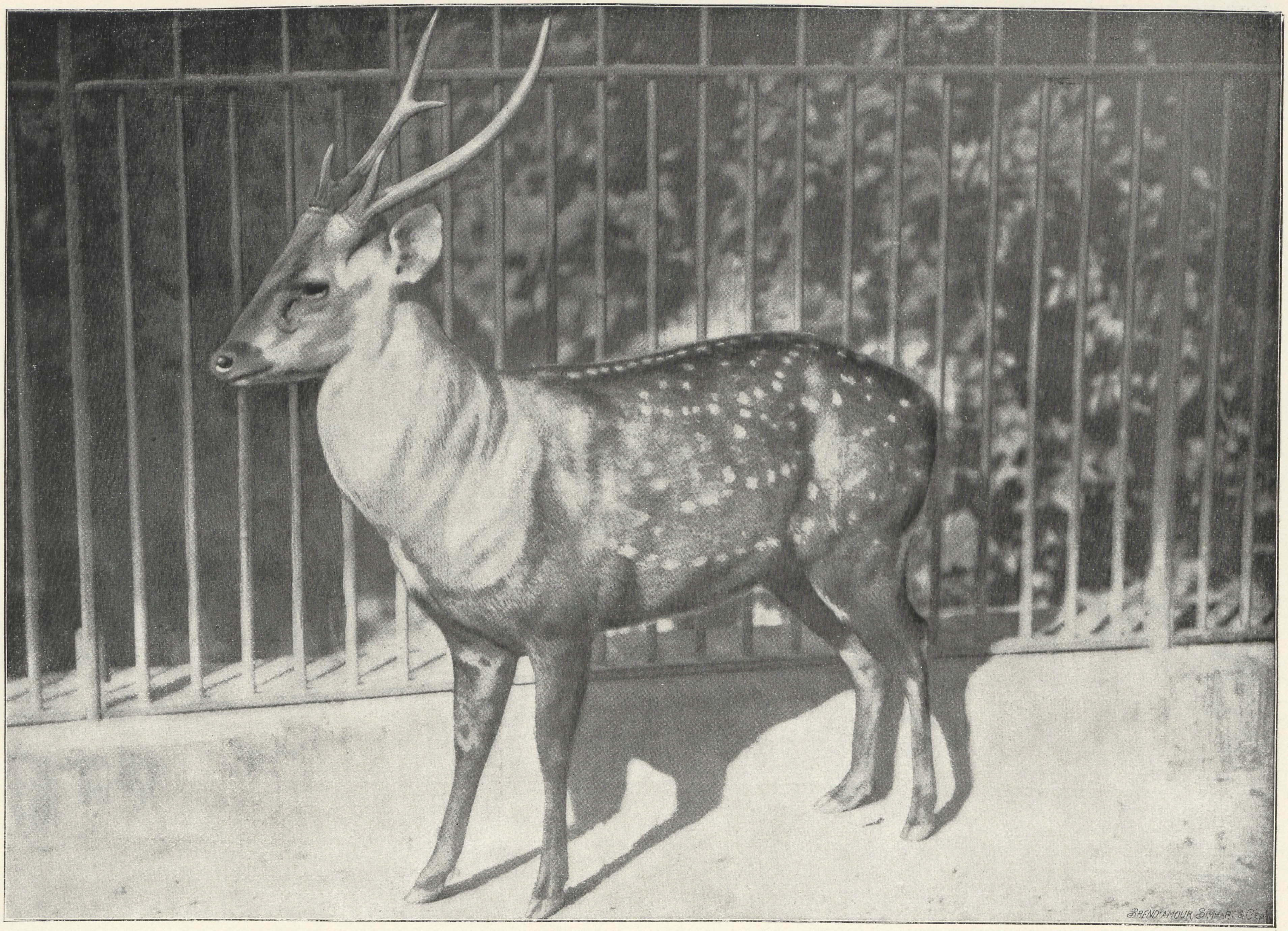


HÜHNERGANS (Cereopsis novae hollandiae Lath.). Bezeichnet in gewisser Hinsicht einen Höhepunkt unter den Gänsen. Einmal ist deren geringere Neigung zum Wasser bei ihr bis zur Wasserscheu ausgeartet. Die Hühnergans wird man im Zoologischen Garten niemals im Wasser sehen, wenn man sie nicht hineintreibt. Dagegen bewegt sie sich sehr rasch und gewandt auf dem Lande, und ihre hohen, starkläufigen Beine, deren kurze Zehen zwar starke, krumme Krallen tragen, aber mit ihren ausgerandeten Schwimmhäuten nur eine kleine Fläche bilden, erscheinen auch viel mehr zum Laufen als zum Schwimmen geeignet. Insofern macht die Hühnergans ihrem Namen alle Ehre, zumal auch der kurze, hochgewölbte, fast bis zur Spitze mit einer grüngelblichen Wachshaut überzogene Schnabel kaum mehr was vom Gänseschnabel an sich hat.

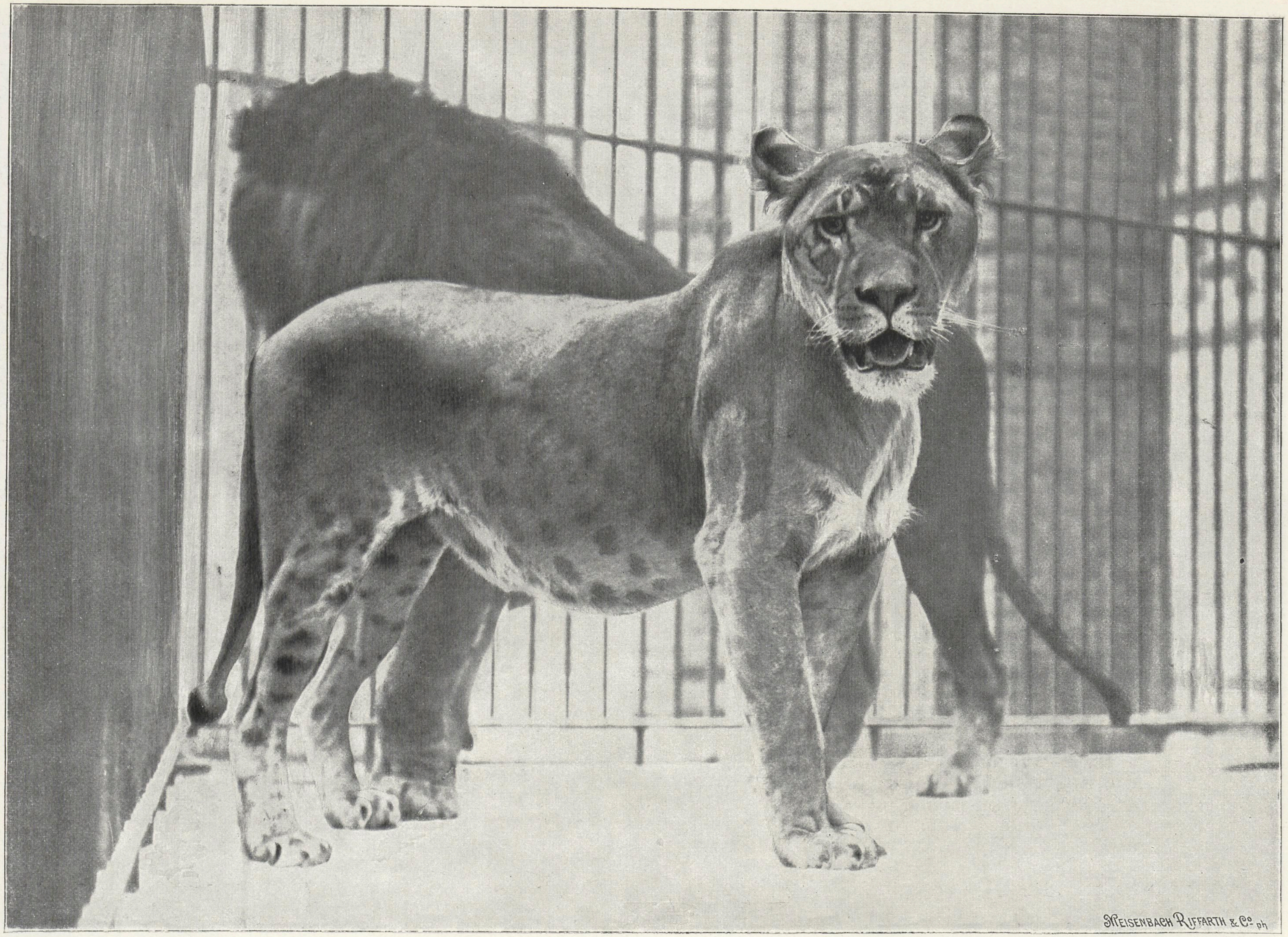
Wohl aber ist die Hühnergans in ihrem geistigen Wesen die Zank- und Streitgans auf der höchsten Höhe: vor ihr müssen selbst die ärgsten Raufbolde aus ihrer Sippe die Segel streichen, und an jedem Teich, wo man sie laufen lässt, herrscht sie auch. Der Gänserich eines Brutpaares vollends wird zu einer lebensgefährlichen Bestie für Mensch und Tier. Der leider längst verstorbene Baron v. Cornely, einer unserer verständnisvollsten und opferfreudigsten Tierliebhaber, der seine prächtige Besitzung bei Tours zu einer einzigartigen Heimstätte für allerlei seltenes Getier gestaltet hatte, erzählt, dass bei ihm ein Hühnergänserich einen grossen Kranich umbrachte, ehe man nur aus Sehweite diesem zu Hilfe springen konnte. Sehr oft wird übrigens bei uns die Hühnergans noch nicht zur Fortpflanzung geschritten sein; denn sie ist an der südaustralischen Küste und auf den kleinen Inseln der Bassstrasse zu Hause, und ihr Sommer, ihre Brutzeit, ist also unser Winter. Sie ist auch im Tierhandel garnicht so sehr häufig und kann das nicht wohl sein, wenn es sich bewahrheitet, dass sie in ihrer Heimat nirgends mehr zahlreich vorkommt, an vielen Fundstellen sogar ganz ausgerottet ist, weil sie, wie alle Tiere auf kleinen, unbewohnten Inseln, des Menschen völlig ungewohnt, sich mit den Händen greifen und todtschlagen liess.



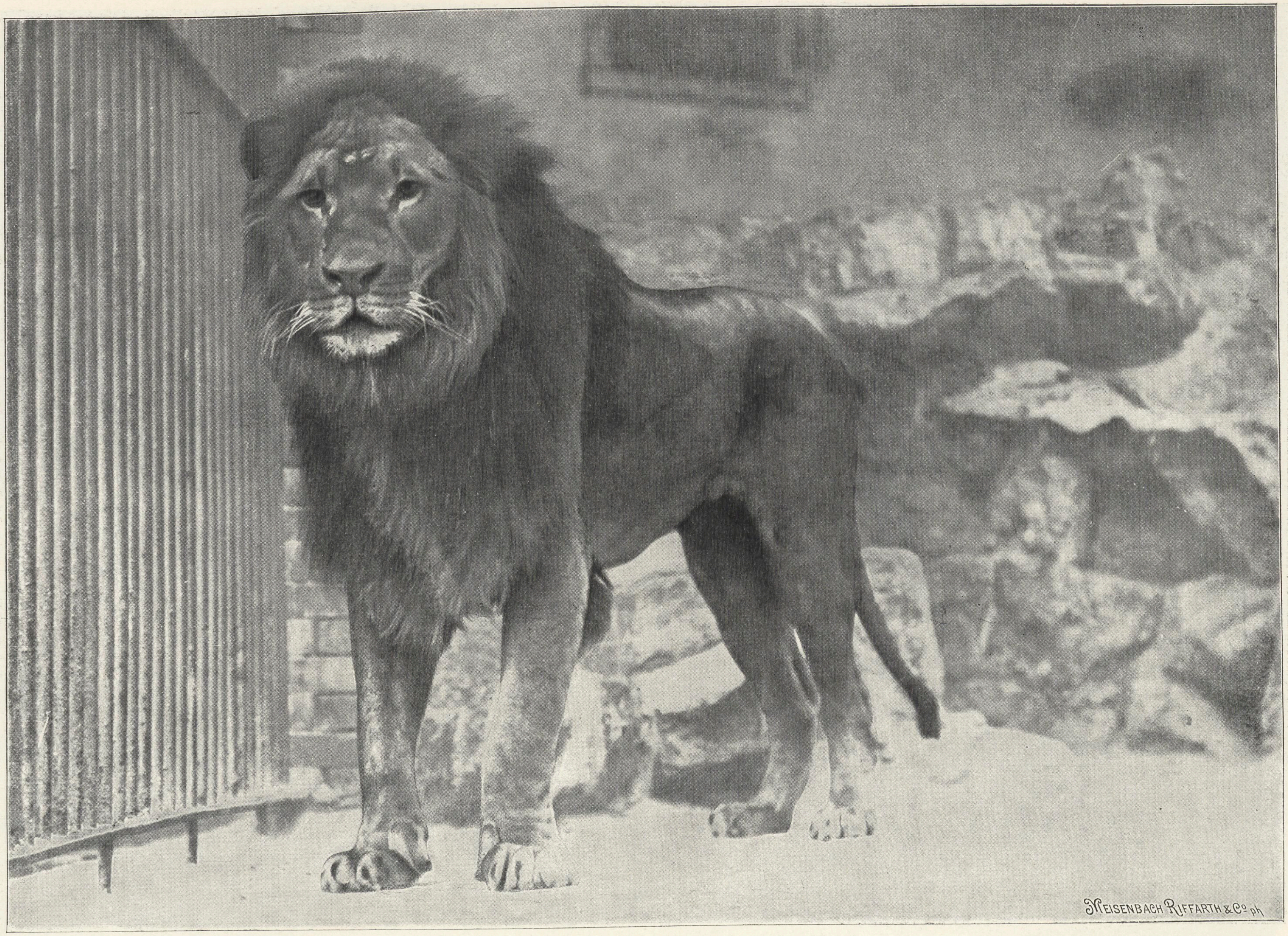
PERRÜCKENBOCK. Der Ausdruck wird zunächst nur dem Jäger verständlich sein; dieser liest aber in den Jagdzeitungen fortdauernd so viel darüber, dass ich ihm kaum mehr was Neues hier sagen kann. Ich habe übrigens Ursache, zu vermuten, dass leider lange nicht alles zur öffentlichen Kenntnis kommt, was erfahrene Jäger über diese absonderliche Missbildung wissen. Dem Unkundigen sei gesagt, dass ein Perrückenbock ein Rehbock ist, der nicht regelrecht das bekannte, kleine, zierliche Geweih, in der norddeutschen Waidmannssprache leider „Gehörn" genannt, auf dem Kopfe trägt, sondern eine mehr oder weniger unförmliche graue, weiche, im Leben sammtig feucht sich anfühlende Masse, die man vermöge einiger Phantasie mit einer Allongeperrücke vergleichen kann. Es ist das ganz unglaublich verbildete und verdickte Geweih, das im weichen, unverknöcherten Zustande der Neubildung verharrt, und wenn ich hinzufüge, dass der abgebildete Perrückenbock ein Kastrat ist, so wird der Leser schon merken, dass wir uns auf jenes geheimnisvolle, an ebenso auffälligen als vorläufig unerklärlichen Thatsachen überreiche Gebiet begeben, welches man seit Darwin „Correlation der Organe" nennt, d. h. gegenseitige Beziehungen verschiedener, selbst weit von einander entfernter Körperteile, die sich oft auf das Ueberraschendste geltend machen, ohne dass wir uns auch nur im entferntesten eine Vorstellung bilden können, wie das zugeht. Beim Perrückenbock müssen wir uns damit begnügen, zu erkennen, dass es sich um Körperteile handelt, die demselben Gebiete tierischer Lebensthätigkeit dienen: dem Geschlechtsleben. Das Geweih zeichnet in der ganzen Gruppe der Hirsche, in der unser Reh eine Art ist, das männliche Geschlecht aus und dient ihm als Waffe bei seinen Kämpfen mit den Nebenbuhlern während der Brunft- (Fortpflanzungs-) zeit. Wird nun ein Rehbock zufällig (durch einen Schuss) oder absichtlich (durch Kastration) am „Kurzwildpret" (Geschlechtsteil) verletzt, so setzt er ein Perrückengehörn auf, d. h. die neu sich bildenden „Kolben" bleiben weich und wachsen dabei immer mehr in die Dicke, bis sie schliesslich zu der unförmlichen Unzier verschmelzen, wie sie das Haupt des abgebildeten Bockes „schmückt".



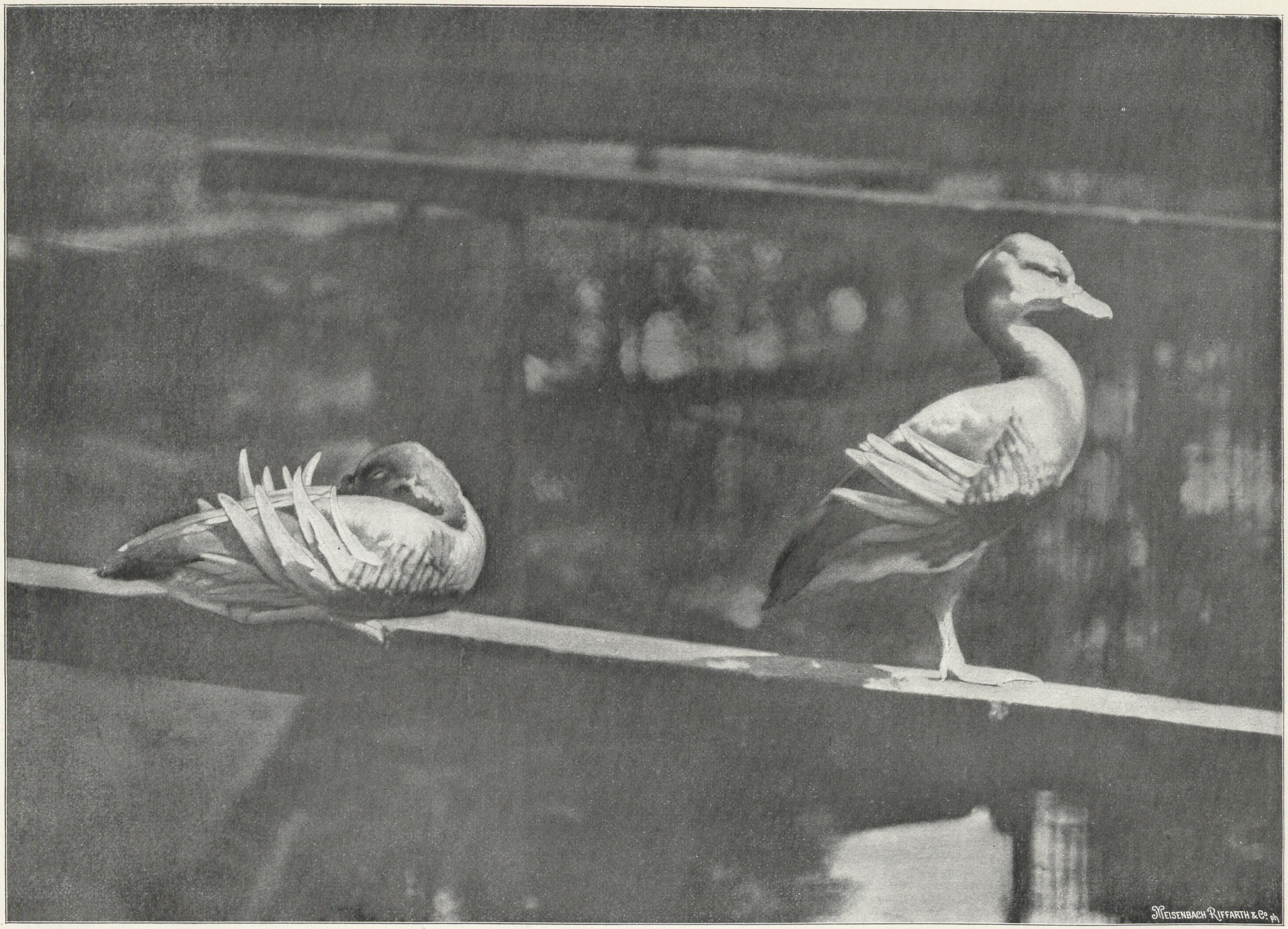
GEFLECKTER SCHWEINSHIRSCH (Cervus minor Scl.). Jetzt, im Winterkleid, sind die Flecken vergangen, und er sieht aus: oberseits braun-gelblich, was durch helle Haarspitzen herbeigeführt wird, unterseits und an den Beinen schwärzlich, wie sein Gehegenachbar aus Siam; es bleibt aber immerhin der Unterschied, dass dieser auch im Sommer keine Flecken hatte. Dadurch stach ja eben das schon länger hier befindliche Exemplar aus Assam so auffallend ab von dem neuangekommenen Siamesen. Ausserdem ist der Assamese, oder, wir dürfen allgemeiner sagen: Vorderindier — denn geographisch gehört Assam grösstenteils zum Gangesgebiet — merklich kleiner als der Hinterindier, selbstverständlich von ausgewachsenen, im Geweih gleich starken Tieren gesprochen, und insofern ist der Sclatersche Name minor, der kleinere, ganz bezeichnend. Damit ist aber, glaube ich, die systematische Forschung über den Schweinshirsch nicht abgeschlossen; denn der Schweinshirsch verbreitet sich über die Hochländer des inneren Vorderindiens bis in den Westen, die Gegend von Bombay, und Blanford behauptet in seinen Säugetieren Britisch Indiens, der Schweinshirsch sei unten blasser gefärbt als oben. Ob das darauf hindeutet, dass es, etwa im Indusgebiet, noch eine dritte Abart des Schweinshirsches giebt, wer will das heute sagen? Und doch ist der Schweinshirsch in jedem zoologischen Garten zu sehen, gehört gewissermaassen zum eisernen Bestand auch der kleinsten derartigen Anstalt! Er hat seinen Namen von seiner niedrigen, gedrungenen, dickhalsigen, wenn man will, also schweinsähnlichen Gestalt und schliesst sich darin, wie durch die Kleinheit, an die Muntjaks an. Auch das Geweih mit der steilen Augensprosse und dem hohen Rosenstock (Knochenzapfen), auf dem es sitzt, ist muntjakähnlich, erhebt sich aber doch bis zum Sechsender, wie bei den meisten indischen Hirschen, vermöge einer kurz unter dem Stangenende angesetzten, etwas nach innen gerichteten Hintersprosse. In einer allgemeinen Entwicklungsreihe der altweltlichen Hirsche würde der Schweinshirsch also die nächstfolgende Stufe über dem Muntjak darstellen. Die Weibchen machen mit ihren grossohrigen Mausköpfen nicht gerade viel her; der Hirsch dagegen ist ein netter, koketter Bursche.



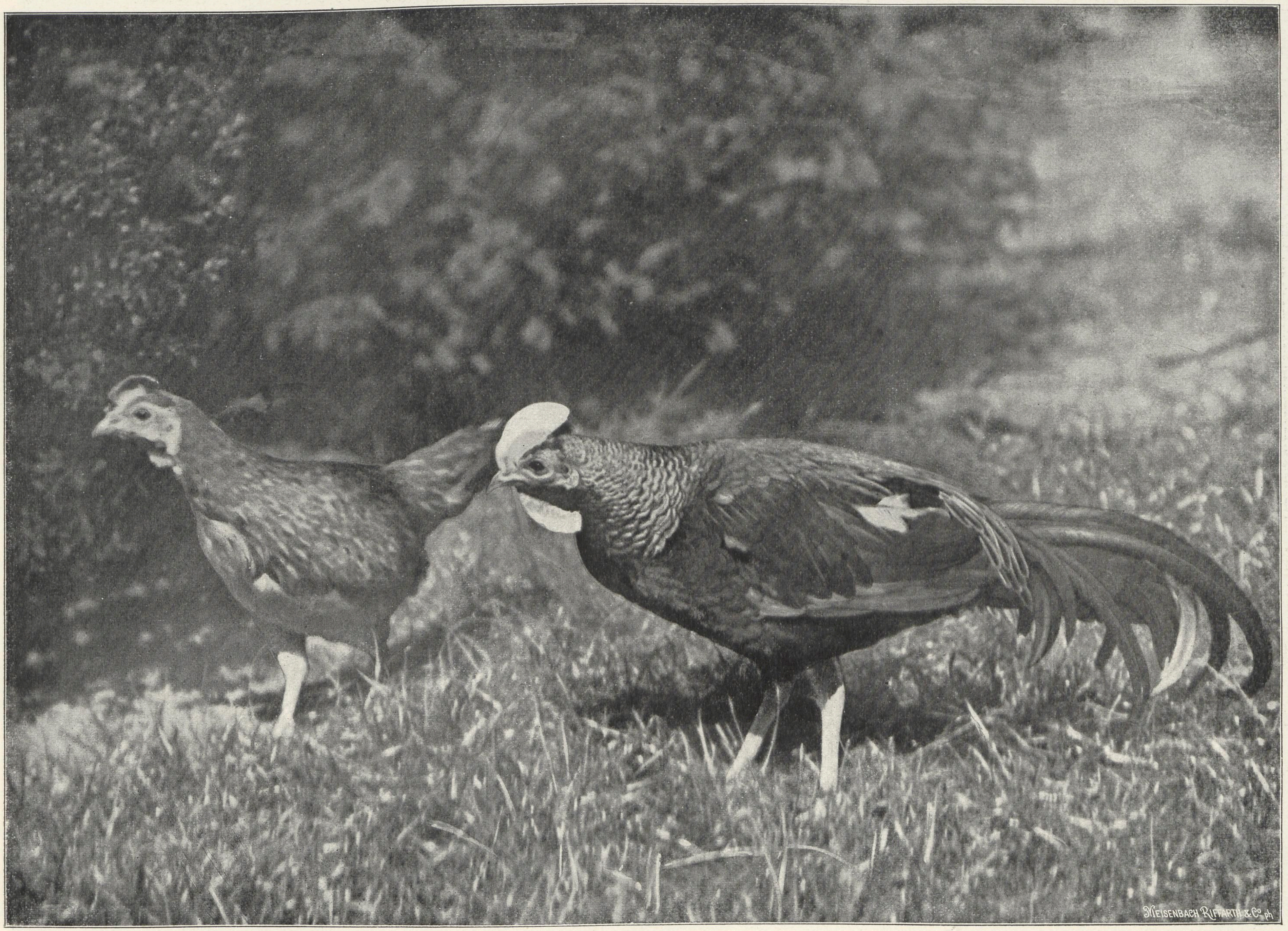
DEUTSCH-OSTAFRIKANISCHE LÖWIN. Als Wissmann im Juli 1896 vom Gouverneurposten aus Deutsch-Ostafrika zurückkehrte, brachte er uns einen grossen Tiertransport als Geschenk mit, und das Hauptstück darunter waren drei junge Löwen, die ihm der Wahehehäuptling Madjemba bei seiner Unterwerfung dargebracht hatte. Im Wahehegebiet, also im südlichen Deutsch-Ostafrika, waren sie „aus dem Nest“ genommen worden. Sie waren noch klein, vielleicht ein halbes Jahr alt, aber „gut auf den Knochen“, hübsche, schlanke Dinger, und man kann sich denken, mit welcher Freude ich sie begrüsste. Waren es doch die ersten „deutschen“ Löwen, die ich in unserem Raubtierhause beherbergen und pflegen durfte! Abgesehen von einer jungen, früher von Bumiller geschenkten Löwin, die aber durch lange, enge Haft leider schon so verkümmert war, dass sie beseitigt werden musste. Die „Wissmann-Löwen“ wurden denn auch alsbald der Hauptgegenstand der Aufmerksamkeit unserer Besucher. Ihre Entwicklung liess — bei bester Pflege natürlich — nichts zu wünschen übrig, und es war interessant, bei ihrem weiteren Heranwachsen immer deutlicher zu sehen, wie ein Löwe und eine Löwin, die hier abgebildeten, sich auf ein Haar glichen, eine ganz erstaunliche Familienähnlichkeit an den Tag legten, wie sich das für ein Geschwisterpaar gehört, in der ganzen schlanken, hochgereckten, etwas schmalbrüstigen Gestalt und in der eigentümlich dünnen, schlechten Schwanzquaste. Ob an dieser den Tieren irgend etwas passiert ist, oder ob es bei den Löwen wirklich solche Familieneigentümlichkeiten giebt, darüber habe ich nicht ins Klare kommen können. Zu Anfang war nichts an den Schwänzen zu sehen; denn bei jungen bis halbwüchsigen Tieren haben diese noch keine Quasten. Der zweite, kleinere und überhaupt etwas abweichend gebaute Bruder — er „schlachtete“ wohl in eine andere Löwenfamilie — hatte den Schönheitsfehler am Schwanze nicht. Ihn konnte ich deshalb gut los werden, und so gab ich ihn denn weiter, als sich dazu Gelegenheit bot, und ich mit den geschlechtsreif werdenden Tieren doch auf alle Fälle andere Maassregeln treffen musste. Die beiden anderen habe ich inzwischen glücklich verheiratet, ihn mit einer Somalilöwin und sie mit einem Somalilöwen·



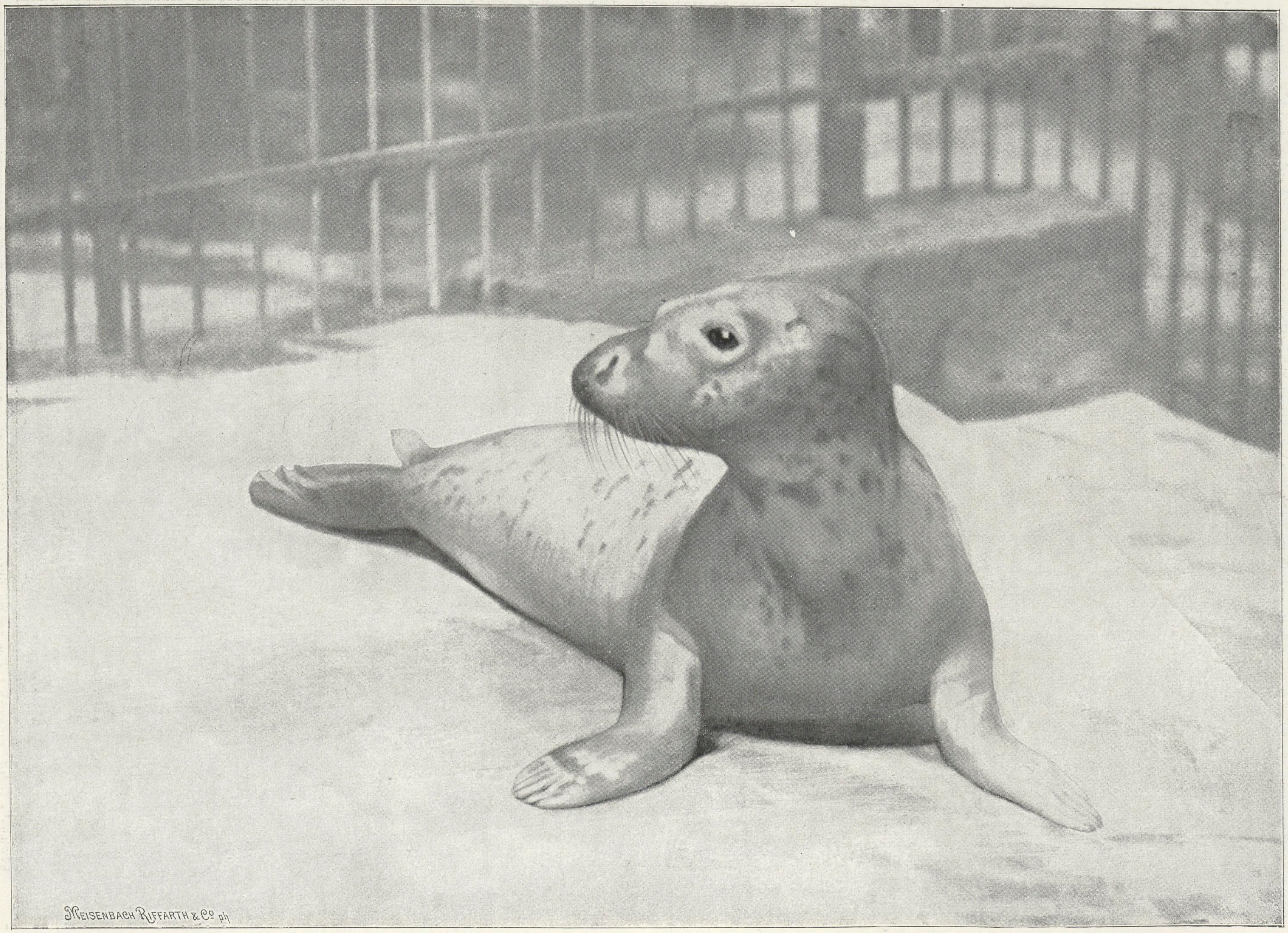
DEUTSCH-OSTAFRIKANISCHER LÖWE. Der Bruder der gegenüberstehenden Löwin, der ihr in der ganzen Gestalt so ähnlich sieht, wie man dies von Geschwistern nur verlangen kann. Es giebt aber unter den Löwen nicht nur solche Familienähnlichkeiten, sondern ganz gewiss auch verschiedene Rassen, geographische Abarten. Der nordafrikanische Atlaslöwe ist ja von alters her durch seine dicke, schwarze Bauchmähne und seine dunkle, gescheitelte, nach beiden Seiten schlicht herabfallende Halsmähne bekannt; er war in früheren Zeiten der gewöhnlichste Schaulöwe, heute dürfte ihn aber ausser dem Sultan in Marokko kaum noch jemand besitzen. Dieser hält ihn unter seinen Fenstern in einem Löwengarten, einem hoch ummauerten Teil der Haremsgärten, in den als Futter gleich ein ganzer Ochse oder einige Schafe und Ziegen hineingetrieben werden. Aehnlich bauchmähnig, wie der Atlaslöwe, nur grösser und höher gestellt, war der eigentliche Kaplöwe, der jetzt wohl kaum noch lebend existiert, in der Freiheit nicht und noch weniger in der Gefangenschaft. Der Senegallöwe ist nicht gelb, sondern geradezu rot gefärbt, mit schwacher, lichter Mähne: entschieden diejenige Rasse, welche den „König der Tiere“ am wenigsten imponierend darstellt. Der Zambesilöwe ist gross, aber schlank, mit unbemähnter Schulter und verhältnismässig kurzem Schwanz; der Somalilöwe klein und leicht gebaut, mehr grau als gelb, aber stark schwarz bemähnt und sehr langschwänzig; der nubische Löwe hat nur am Halse eine eigentümlich starre, wie das Haar des Spitzes nach allen Seiten abstehende Mähne, und unser Deutsch-Ostafrikaner endlich zeichnet sich anscheinend dadurch aus, dass die Mähne zwischen den Ohren in gerader Linie abschneidet und dort nur aus kurzen, rotgelben Haaren besteht. Die Löwin hat merkwürdigerweise immer noch stark ausgeprägt am Bauch und an den Beinen die sonst nur im Jugendkleid vorhandene Fleckung und scheint dies ihr Leben lang behalten zu wollen. Auch Asien hat Löwen. In Persien soll er sehr gross sein und sehr stark, aber ganz hell bemähnt; er geht aber noch weiter bis in das nordwestliche Vorderindien, und ein schönes Fell vom mähnenlosen Gudscheratlöwen habe ich selbst hier im Privatbesitz gesehen.



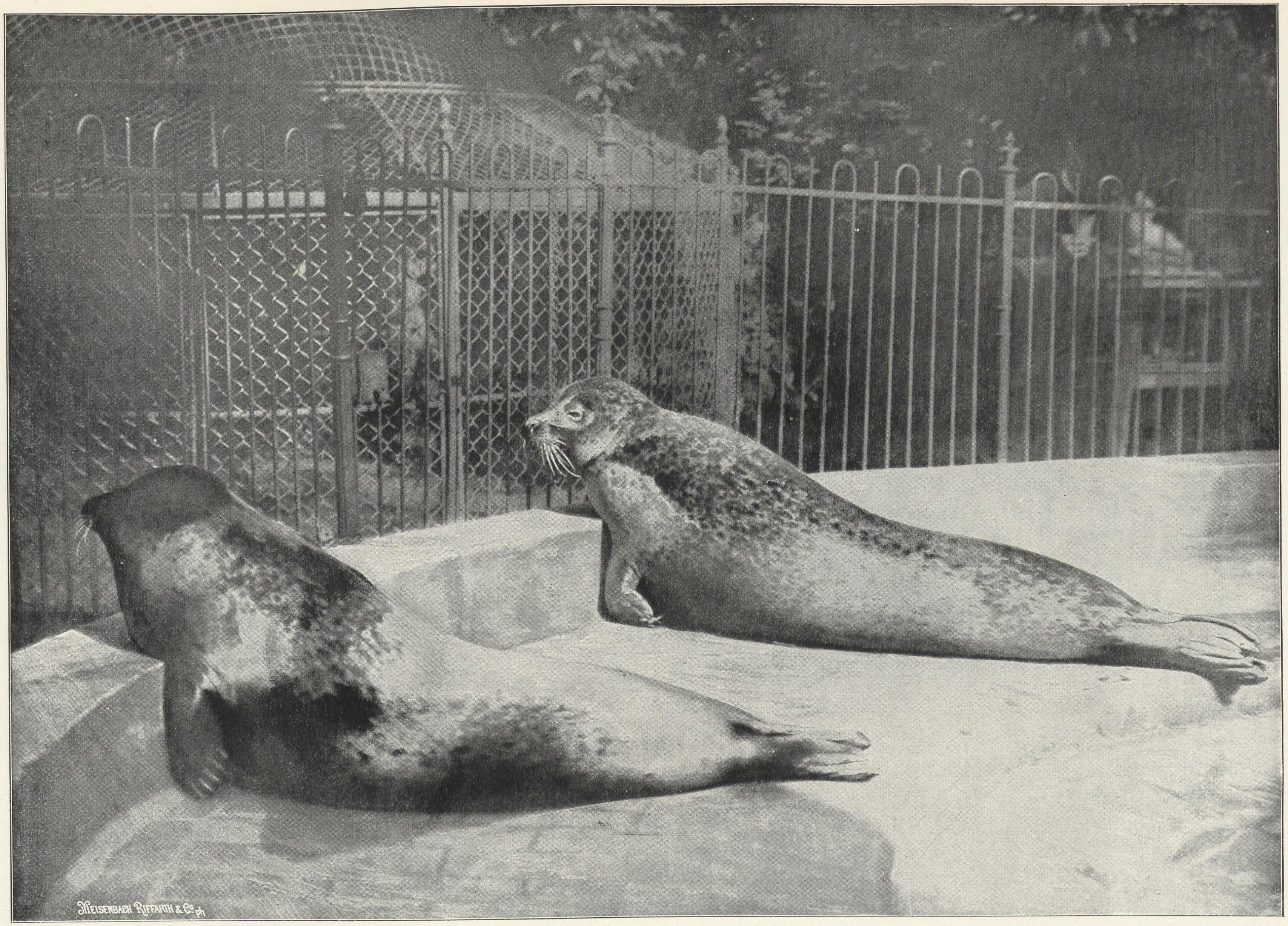
EYTONS BAUMENTE (Dendrocycna eytoni Gould). Die Baumenten sind mittelgrosse Enten, kleiner als die Stockente, grösser als die Krickente, zierlich gebaut, langbeinig und langhalsig, durch alle Erdteile ausser Europa verbreitet. Sie sind jetzt recht häufig im Tierhandel, daher auch in allen zoologischen Gärten zu sehen und stellen eine so eigenartige, abweichende Form des entenartigen Schwimmvogels dar, dass man schwer begreift, wie sie in manchen volkstümlichen Naturgeschichten ganz mit Stillschweigen übergangen werden konnten. Ihren Namen verdienen sie nur zum Teil; denn durchaus nicht alle Arten leben und nisten auf Bäumen, viele auch im Schilfe, und für beide Aufenthaltsorte eignen sich gleicherweise die hohen „Ständer" mit den ausgerandeten Schwimmhäuten, die die Krallen freilassen und dem Fusse eher Greifen und Umfassen gestatten. Der Lauf ist, wie bei den Gänsen, mit sechsseitigen Schildern bekleidet und merkwürdigerweise „weiden" die Baumenten auch, wie die Gänse, viel auf dem Lande. Im Zoologischen Garten hält man sie, wenn irgend möglich, im verdrahteten Flugkäfig, um ihnen nicht einen Flügel schneiden und sie so ihrer Eigenart im Benehmen berauben zu müssen; sie sitzen und ruhen dann gerne auf Sitzbäumen und Stangen und lassen von da ihren melodisch zwitschernden Ruf erschallen. Eytons Baumente ist eine der seltensten Arten, auffallend gekennzeichnet durch die langen, lanzettförmigen, fahlgelben Weichenfedern, die sich von unten über den ganzen geschlossenen Flügel weglegen und dem Vogel dadurch ein höchst absonderliches Aussehen geben. Auch die orangegelben Füsse sind ihm eigentümlich und haben den deutschen Namen „gelbfüssige Baumente" veranlasst. Das Gefieder ist, wie bei den meisten Baumenten, mit verschiedenen Tönen von Braun sehr ansprechend gezeichnet, im allgemeinen oben dunkel, unten hell. Der grosse Australienforscher Gould hat Eytons Baumente beschrieben und einem verdienten Sonderschilderer der Familie der Enten gewidmet. Stokes beobachtete sie an den Küstenflüssen Nord- und Nordwestaustraliens, wo sie flügelschlagend auf den Bäumen umherklettert; weithin hört man dann ihr eigentümliches Zwitschergeschrei.



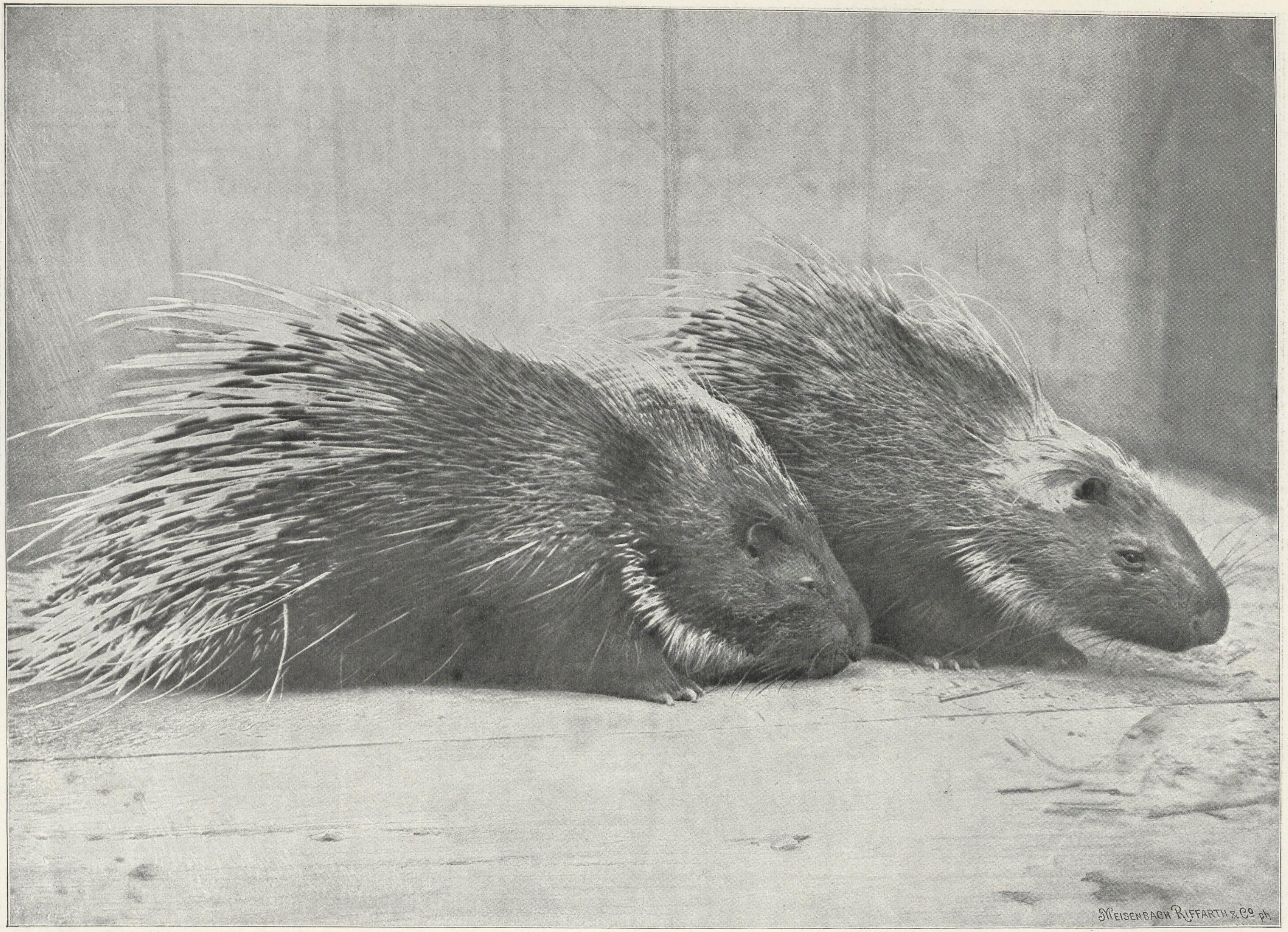
GABELSCHWANZ-HÜHNER (Gallus varius Shaw.). Auf den ersten Blick könnte sie der Unkundige für ein Paar kleine Haushühner halten, und an der Henne ist auch bei näherem Zusehen nicht sofort ein besonderer Unterschied zu finden, wenn man nicht die ganzrandige, ungezackte Gestalt des kleinen Kammes genau beachtet. An dem grösseren Kamm des Hahnes tritt dasselbe Unterscheidungszeichen schon viel auffallender hervor, und wer ganz und gar dieses Tier im Leben mit seinen brillanten Farben und den anderen Eigentümlichkeiten der nackten Teile wie des Gefieders vor sich sieht, der wird es gewiss nicht mit einer Haushuhnrasse verwechseln. Allerdings ist es eine wilde, dem Haushuhn sehr ähnliche Hühnerart: das Gabelschwanzhuhn gehört, wie das Haushuhn, zur Gattung der Kammhühner. Die Verwandtschaft mag aber noch so eng sein; an der Entstehung des Haushuhns hat das Gabelschwanzhuhn trotzdem keinen Anteil, seine wilde Stammart ist es nicht: sonst müssten doch schliesslich bei dieser oder jener Haushuhnrasse seine Eigentümlichkeiten einmal wieder zum Vorschein kommen. Diese sind nämlich auffallend genug. Zunächst ist der Kamm nicht nur ganzrandig, ungezackt, sondern auch eigentümlich brillant gefärbt; am Grunde blau und von da durch violett und gelb in rot übergehend. Aehnliche Farben weist der eine unpaare Kehllappen auf, der sehr breit am Halse angewachsen ist. So lebhaft diese Farben am gesunden munteren Tiere erstrahlen, so rasch erlöschen sie beim Tode; schon wenn der Hahn „nicht ganz auf dem Posten“ ist, verblassen sie, ja: es scheint mir sogar manchmal, als ob bei meinem Gabelschwanzhahn Kamm und Lappen — etwa durch vermehrten Blutzustrom — bei lebhafter Erregung grösser und bunter wären, als in träger Ruhe. Ebenso unterscheiden Eigentümlichkeiten des prachtvollen, erzglänzenden Gefieders, namentlich die kurzen, schuppenförmigen Halsfedern und die gabelartig auseinanderstrebenden Schwanzsichelfedern den Gabelschwanzhahn vom Haushahn und beweisen, dass beide keinerlei Abstammungsbeziehungen zu einander haben. Auch das beschränkte Vaterland des Gabelschwanzhuhnes, die Insel Java, spricht dagegen.



KEGELROBBE (Halichoerus grypus Nilss.). Der Name klingt zunächst schwer verständlich. Er sollte eigentlich „Kegelzahnrobbe“ heissen: denn auf die einfach kegelförmigen, etwas nach hinten geneigten Backzähne wird doch wohl mit dem Namen Kegelrobbe hingezielt. Wenigstens unterscheidet diese Backzahnform im Verein mit der Hufeisenform des hinteren Gaumenausschnittes die Kegelrobbe so wesentlich vom gewöhnlichen Seehund, dass sie eine eigene Gattung bildet. Damit wäre allerdings dem Tiergärtner wenig geholfen, der das lebende Tier erkennen und beschildern soll. Aber auch das ist glücklicherweise nicht schwer, ja, ich behaupte sogar: man kann die Kegelrobbe immer wieder erkennen, selbst wenn die Bestimmung nicht der rein äusserliche Umstand erleichterte, dass wir den gewöhnlichen Seehund aus der Nordsee, die Kegelrobbe aus der Ostsee bekommen. Von Rügen an nach Osten ist sie die gewöhnlichste Seehundsart, kommt aber auch bei Schottland, Irland und den zugehörigen Inseln, bei Norwegen, Island, Labrador und Grönland vor. Die Kegelrobbe ist sehr ähnlich dem Seehund und doch wieder ganz anders wie er in Aussehen und Benehmen. Gerade deshalb hat die Beschäftigung mit ihr aber einen besonderen Reiz, und ich verstehe vollkommen Nehrings Vorliebe für sie, der mit der ihm eigentlichen Gründlichkeit ihre Naturgeschichte vervollständigt und sie im zoologischen Garten überhaupt erst recht bekannt gemacht hat. Ich fürchte, dass früher manche Kegelrobbe im Seehundbecken unter dem Schilde „Gemeiner Seehund, Phoca vitulina“ incognito gelebt hat. Im Aeusseren unterscheidet sie von diesem vor allem der Kopf, der länger und vorne breiter ist. Wenn man es recht kräftig ausdrücken will, kann man sagen: der Seehund hat einen runden Katzenkopf, die Kegelrobbe eine lange Hundeschnauze; dann muss man aber die engen Grenzen bedenken, in denen sich beim Robbengeschlecht überhaupt Gestaltsverschiedenheiten bewegen. Auch die Farbe ist verschieden, und im Englischen und Norwegischen heisst die Kegelrobbe deshalb grauer Seehund. Namentlich aber zeichnet sie sich durch ihr lebhaftes, bewegliches Benehmen, ihre eleganten Schwimmkünste vor dem faulen, trägen Seehund aus.



SEEHUNDE (Phoca vitulina L.). Ein prächtiges, vorzüglich in der Gefangenschaft eingewöhntes Paar. Es ist seit 1891 hier und inzwischen natürlich mächtig herangewachsen. Sehr oft erlebt man nicht solche Freude, und ich lese schon mit gemischten Gefühlen die bekannte, fast jedes Jahr sich wiederholende Depesche irgend eines wohlmeinenden Amrumer oder Sylter Badegastes, dass er einen „jungen, soeben gefangenen Seehund“ als Geschenk schickt. Diese armen, kleinen Findlinge nehmen in der Regel keine Nahrung an, und man muss sie so langsam verhungern sehen, selbst wenn man lebende Aale spendiert. Für dieses teure Anfangsfutter muss man oft mehr Geld ausgeben, als der ganze Seehund kostet, der aus Holland schon für 25 Mark geliefert wird; aber man thut es ja gern, wenn der neue Ankömmling nur schliesslich herangeht. Das dauert mitunter 4—6 Wochen: so erstaunlich lange kann das Tier ohne jede Nahrung aushalten! „Braucht der kein Seewasser?“ fragen mich vor dem Robbenbecken immer wieder ganz gebildete Leute, und ich pflege dann etwas deutlich zu antworten: „Ebensowenig, wie Sie, wenn Sie im Schwimmbassin oder im Halensee baden!“ Der Seehund ist ein Säugetier, wie der Mensch, oder, um bei den „Wassertieren“ zu bleiben, wie der Fischotter, und andererseits auch wie der Delphin und der Walfisch, d. h. mit anderen Worten: für alle diese Tiere ist das Wasser nur Bewegungselement, nicht Lebenselement, „Atmosphäre“, wie für den Fisch, der es durch seine Kiemen atmet. Die genannten Tiere atmen Luft wie der Mensch, nur sind sie ihrem Wasserleben insofern mehr angepasst, als sie sehr lange unter Wasser aushalten, den Atem anhalten können und dafür besondere Einrichtungen am Herzen und Blutgefässsystem haben. Ausserdem ist das grosse, dunkle Auge sehr flach gewölbt zur Ausgleichung des Brechungswinkels der Lichtstrahlen unter Wasser, und Nasen- und Ohrenöffnungen können durch feine Ringmuskeln wasserdicht verschlossen werden. Walrosse und Seehunde haben überhaupt gar keine äusseren Ohrmuscheln mehr, und die Seehunde zeichnen sich weiter dadurch aus, dass bei ihnen die flossenartige Umbildung der Hintergliedmaassen am weitesten gediehen ist.



STACHELSCHWEINE AUS SIAM. Es thäte wirklich not, dass einmal eine „Tierwelt Siams" geschrieben würde! Das beweist schon die eine hochinteressante Geschenksendung, die uns unser Bangkoker Gönner Bethge in diesem Sommer von dort hat zugehen lassen. Denn, wie bei den Siam-Schakals, bin ich auch bei den Siam-Stachelschweinen in Verlegenheit, wenn ich einen wissenschaftlichen Namen angeben soll. So wenig glaublich dies bei so „häufigen" und „gewöhnlichen" Tieren klingt: es scheinen wahrhaftig bis jetzt weder Schakals noch Stachelschweine aus Siam in wissenschaftlichen Sammlungen vorhanden, untersucht, benannt und beschrieben zu sein! Von indischen Stachelschweinen hatte ich bis dahin nur die kleine, mähnenlose Sundainselform aus Java gehabt. Zu dieser Art konnten die Siamesen schon wegen ihrer ansehnlichen Grösse nicht gehören. Zu welcher aber sonst? Auf diese Frage kann ich, wie gesagt, eine bestimmte Antwort nicht geben. Blanford (Tierwelt Britisch Indiens) lässt mich im Stich; er weiss nur, dass ein mähnenloses Stachelschwein Burma und andere Gegenden östlich des Meerbusens von Bengalen bewohne; aber ob dies das mähnenlose Himalaya-Stachelschwein (Hystrix hodgsoni Waterh.) oder das von Marsden aus Sumatra beschriebene langschwänzige Stachelschwein (H. longicauda Marsd.) ist, muss er unentschieden lassen. Der letztere Name würde aus geographischen Gesichtspunkten noch am besten passen, und langschwänzig gegenüber den Afrikanern, die wir daneben halten, sind unsere Siamesen thatsächlich; Schädelunterschiede an Nasen- und Stirnbeinen u. s. w. kann man natürlich erst nach dem Tode sehen, und auf solche wissenschaftlichen Einzelheiten darf ich mich hier auch nicht einlassen. Ich wollte nur die Gelegenheit benutzen, um wieder einmal vor Augen zu führen, wie lückenhaft es an vielen Stellen der Säugetierkunde noch aussieht, und wie ein an sich ganz gewöhnliches Tier mitunter noch grosses Interesse haben kann, wenn es unmittelbar aus seiner engeren Heimat in eine wissenschaftliche Anstalt kommt. Wie die Systematik diese grossen, mähnenlosen Siam-Stachelschweine anzusehen hat, muss erst die Zukunft lehren.



STACHELSCHWEINE AUS MAROKKO. (Hystrix cristata L.) Sie sind ebenfalls ein Geschenk und gehören im Gegensatz zu ihrem Gegenüber zu der altbekannten Art, die in der Naturgeschichte von jeher der Hauptvertreter der Gattung war. Ich erinnere mich noch genau, wie ich als kleiner Junge auf der Dorfstrasse eines Vororts meiner Vaterstadt, wo ich gerade zu Besuch bei meiner Grossmutter war, zum erstenmal ein lebendes Stachelschwein sah, das ein reisender Italiener an der Kette aus dem Kasten liess. Alles machte ängstlich Platz, wenn das Tier angerasselt kam, zumal der Mann in schlechtem Deutsch Mordsgeschichten von ihm erzählte: dass seine Stacheln giftig seien, und dass es sie, wie „Pfeile" auf seine Feinde abschiessen könne u. s. w. Diese gruseligen Fabeln haben sich seit Plinius, diesem fürchterlichen Verderber der vernünftigen aristotelischen Naturbetrachtung, durch das unwissende und urteilslose Mittelalter bis in die Neuzeit fortgeerbt. Es ist nur soviel wahr daran, dass das Stachelschwein in der Erregung rasselnd seine Stacheln sträubt, und dabei leicht einige ausfallen, sowie dass es sich gegen Hunde z. B. schliesslich seiner Haut zu wehren versucht, indem es sie mit den gesträubten Stacheln sozusagen anrempelt. Sonst ist es aber ein ganz ungefährliches, harmloses Nagetier, ein nächtlicher Erdgräber, der den Tag in seinem selbstgegrabenen Baue verschläft und des Abends und Nachts seiner Nahrung nachgeht. Diese besteht nach Nagerart aus Wurzelknollen und sonst ihm erreichbaren Pflanzenstoffen. In der Gefangenschaft frisst es mit Vorliebe Möhren und Brot, aber auch Körner und Grünzeug. Grössere Bissen hat es die Gewohnheit mit den Vorderpfoten festzuhalten, ohne dass es sich aber dabei auf die Hinterbeine setzt. Durch die langen, schwarz und weiss geringelten Stacheln wird die eigentliche Körpergrösse des Stachelschweines leicht überschätzt; es ist aber jedenfalls einer der grössten Nager. Man unterscheidet noch eine südafrikanische Art (H. africae australis Ptrs.), die auch in Deutsch-Ostafrika vorkommt und der nordafrikanischen äusserst ähnlich ist; namentlich haben beide die lange Nackenmähne aus grauweissen Borsten gemeinsam. Das Stachelschwein lebt auch in Südeuropa, Italien, Griechenland.

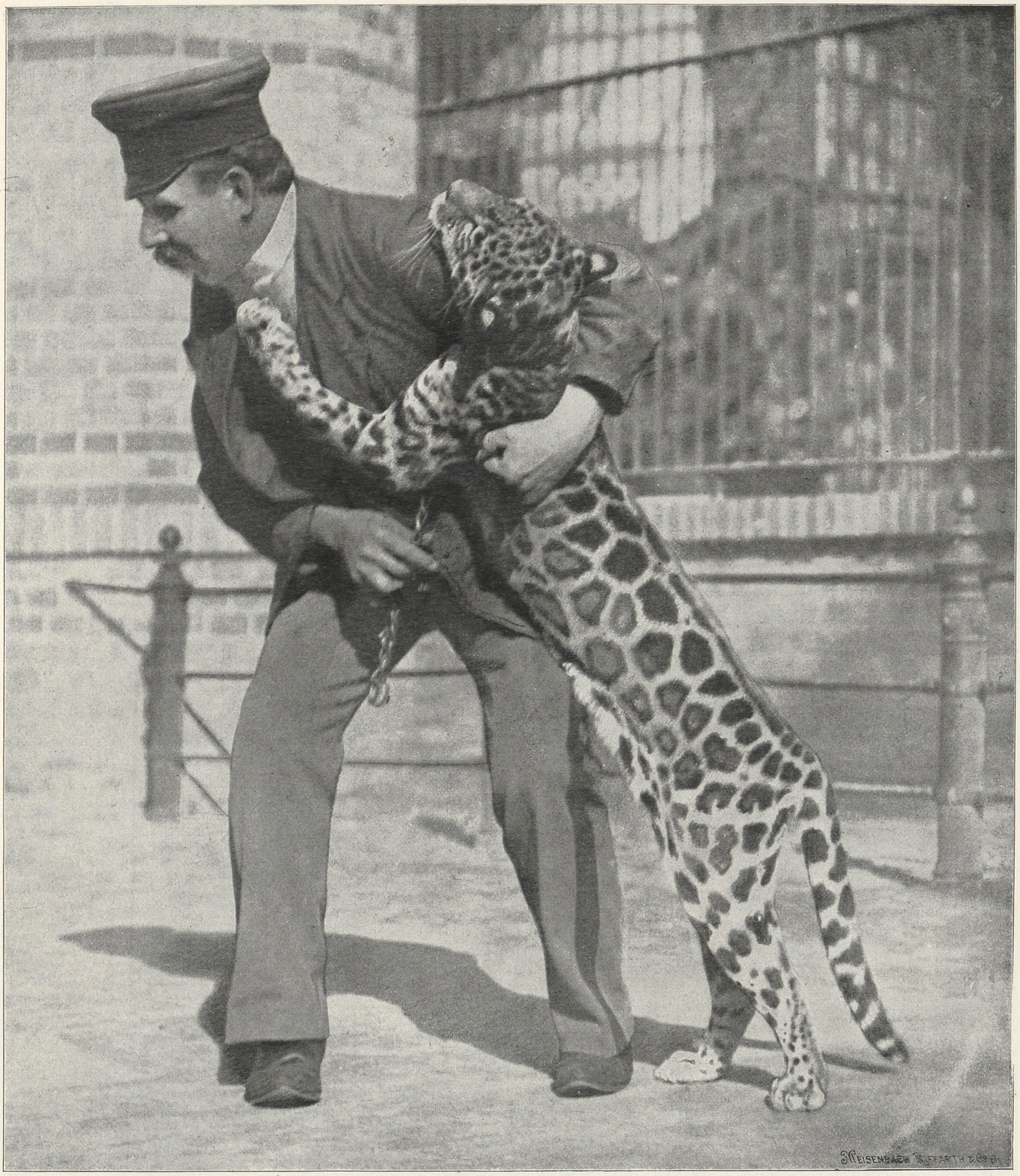


SCHWARZRÜCKEN - SCHOPFANTILOPE (Cephalophus dorsalis Gray.). Unter dem artenreichen und vielgestaltigen Tiergeschlecht der Antilopen giebt es eine ganze Anzahl Zwergformen, und das Urbild unserer Abbildung, das höchstens die Grösse eines kleinen Spitzes oder Mopses erreicht, gehört noch lange nicht zu den Kleinsten. Die eigentlichen Zwergantilopen werden im Körper kaum so stark, wie ein wildes Kaninchen; wir setzen sie deshalb auch im Zoologischen Garten in kaninchenkastenähnliche Zwergställe, stellen diese auf übergitterte oder verglaste, billardartige Tische und lassen auf diesen als Ausläufen die zierlichen Liliputaner sich tummeln. So winzig ist nun, wie gesagt, unser Schwarzrücken nicht: man kann ihn immerhin noch auf der Erde laufen lassen, aber doch nicht in einem gewöhnlichen Antilopengehege, sondern nur in kleineren, mit Drahtgeflecht u. s. w. einigermaassen danach eingerichteten Räumen, wie wir sie hier in dem erhöhten Mittelteile unseres neuen Kamelhauses jetzt besitzen. Dort huscht der kleine Bursche schwanzwippend mit äusserster Gewandtheit zwischen Bux und anderen Büschen hin und her oder ruht, behaglich wiederkäuend, unter einem jungen Fichtenbäumchen. Seinen Namen verdient er vollauf durch den breiten, blauglänzend schwarzen Rückgratstreifen, der sich auch über den Kopf bis zur Nase fortsetzt; sonst ist er lebhaft braunrot gefärbt, die Beine dunkler, schwärzlich. Die Ohren sind sehr kurz und breit und geben dem Kopfe etwas Nagetier-, Rattenartiges. Zwischen den Ohren das schopfartig verlängerte Haar, das alle Mitglieder der ganzen Gruppe auszeichnet. Daraus ragen die kleinen, spitzen, geraden Hörnchen, die in der Richtung des Nasenrückens verlaufen, nur wenig hervor.



ROTSTIRN-GAZELLE (Gazella rufifrons Gray.). Die Gazellen bilden die nächsthöhere, auf die Schopfantilopen folgende Grössenstufe unter den Antilopen, erreichen aber, unter sich wieder von erheblich verschiedener Grösse, doch höchstens unser Reh, mit dem sie ja oft verglichen werden in herzerfreuender Anmut der Erscheinung und federleichter Grazie der Bewegung. Ich meine, dass sie dem Reh darin über sind, schon weil sie kleiner und dementsprechend noch zierlicher und feiner gebaut sind. Ganz von vornherein ist auch die Antilope, das Kind der freien Steppe und Wüste, ein ganz anderer Bewegungsmeister und -künstler, als der waldbewohnende Hirsch, der doch im Grunde nur auf wenige, mächtige Schreckfluchten durch und über das Unterholz eingerichtet ist. Wie stählerne Federn wirken die dünnen, sehnigen, so schwach und zerbrechlich erscheinenden Läufe der Gazelle: sie werfen das Tierchen hoch in die Luft, dass ein „Ah“ aller Zuschauer jeden Sprung begleitet.

Leider nur dauert die Freude im Zoologischen Garten gewöhnlich nicht lange. Gazellen sind für die Tiergärtner keine dankbaren und haltbaren Pfleglinge. Ich weiss nicht, woran das liegt: ob ihnen der Salzgehalt der Wüstenpflanzen fehlt, oder was es sonst sein mag. Ich habe ihnen aus solchen Ueberlegungen heraus sogar schon regelmässig Taback gegeben, den sie sehr gerne fressen; auch ohne merklichen Erfolg. Unsere Rotstirngazelle lasse ich möglichst viel ins Freie, während zugleich der offenstehende Stall durch Kellerheizung fusswarm gehalten wird. Es ist eine seltenere Art, aus dem Senegalgebiet stammend, ausgezeichnet durch die braunrote Stirn.



JUNGER JAGUAR AUS COLUMBIEN. Das Bild sieht sehr gefährlich aus: als wenn der Wärter „aufgefressen“ werden sollte, und doch hat er mit seinem Pflegling diese scheinbar so verfängliche Stellung nur deshalb eingenommen, um die Fleckung des Tieres recht deutlich zu zeigen. Dieser Jaguar „frisst„ keinen Menschen, zumal er noch ganz jung ist; er ist zahm, wie ein Hund, und wir konnten es ruhig wagen, ihn an dem Halsband, was er von früher noch umhatte, und an der Kette aus dem Käfig zu nehmen. Wissenschaftlich hat er insofern ein besonderes Interesse, als wir seine engere Heimat kennen, und diese Heimat abweicht von derjenigen der argentinischen und Paraguay-Jaguare, wie sie gewöhnlich in den Tierhandel kommen. Deshalb brachte ich auch das Opfer, ihn noch dazu zu nehmen, obwohl ich bereits mit einem Paar argentinischer Jaguare versehen bin. Fischer unterscheidet schon in seiner alten Synopsis mammalium eine Onca minor, und Fitzinger hat diese in seine Aufzählung der Katzenarten aufgenommen. An unserem Tiere fällt einstweilen nur auf, dass es zu beiden Seiten des Rückgrates eine Reihe schwarzer Vollflecken hat, von demselben vier- oder vieleckigen Umriss, wie ihn sonst die Rosettenflecken haben. Diese grossen Hof- oder Rosettenflecken, schwarz umgrenzt, mit hellerer Innenfläche, an den Leibesseiten auch noch mit einem oder mehreren schwarzen Punkten drin, sind ja neben dem derben, schweren Körperbau das Hauptkennzeichen des Jaguars. Nach Rengger und Burmeister, die überall angeführt werden, wo es sich um den Jaguar handelt, bildet dieser aber in Färbung und Zeichnung eine ganze Menge Abänderungen, die nichts mit der Geographie zu thun haben.



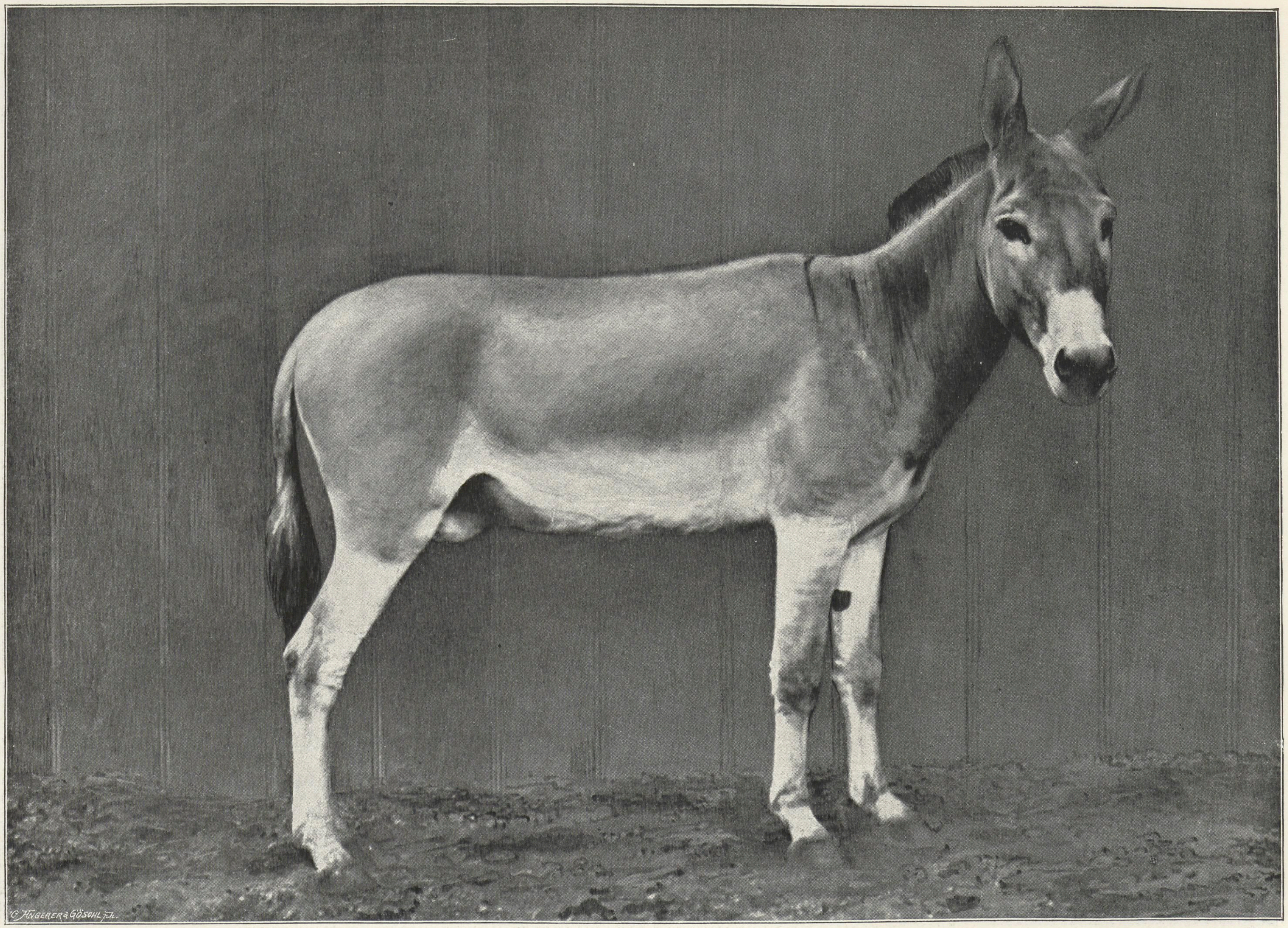
JUNGER MALAYENBÄR AUS SIAM. Der Ursus malayanus Raffl. ist lange bekannt, und man weiss auch, dass er sich über ganz Hinterindien, Sumatra, Java und Borneo verbreitet. Er ist unter den eigentlichen oder Grossbären der kleinste, manchmal kaum grösser als ein Spitz, manchmal aber auch von der Höhe eines Jagdhundes. Ob diese Grössenschwankungen mit der Geographie zusammenhängen, die Inselexemplare vielleicht kleiner sind, als die vom Festland, muss vorläufig dahingestellt bleiben; möglich wäre es, und ich bin deshalb um so begieriger, wie sich unser kleiner Siamese entwickeln wird. Mancher mag auch, unabhängig von Heimat und Rasse, einfach deshalb im Wachstum zurückbleiben, weil er allzufrüh Waise und aus seinen natürlichen Lebensverhältnissen herausgerissen wird. Kaum ist der kleine Waisenknabe aber an besserem Futter etwas mehr herangewachsen, so „fühlt er sich“ und fängt an, seine Zähne und ganz besonders seine verhältnismässig riesigen Klauen und beweglichen Vorderpranken an allem im Käfig, wo es nur irgend angeht, zu proben mit der Zerstörungslust und Zerstörungskunst, wie sie nur der Malayenbär an sich hat, der dadurch dem Tiergärtner der denkbar unbequemste Pflegling werden kann. Unserem habe ich schon alle Ecken und Kanten des Schlafkastens mit Eisenblech beschlagen lassen müssen, und ich weiss von anderen, die gepflasterte Fussböden auf- und dicke Schutzbleche von der Wand abgerissen haben. Und dabei kann man es doch nicht immer wagen, den kleinen, kurzbehaarten Tropenbewohner den ganzen Winter hindurch draussen im steinernen Bärenzwinger zu lassen. In der Freiheit ist er wesentlich Pflanzenfresser, Frucht- und Honigschlecker.



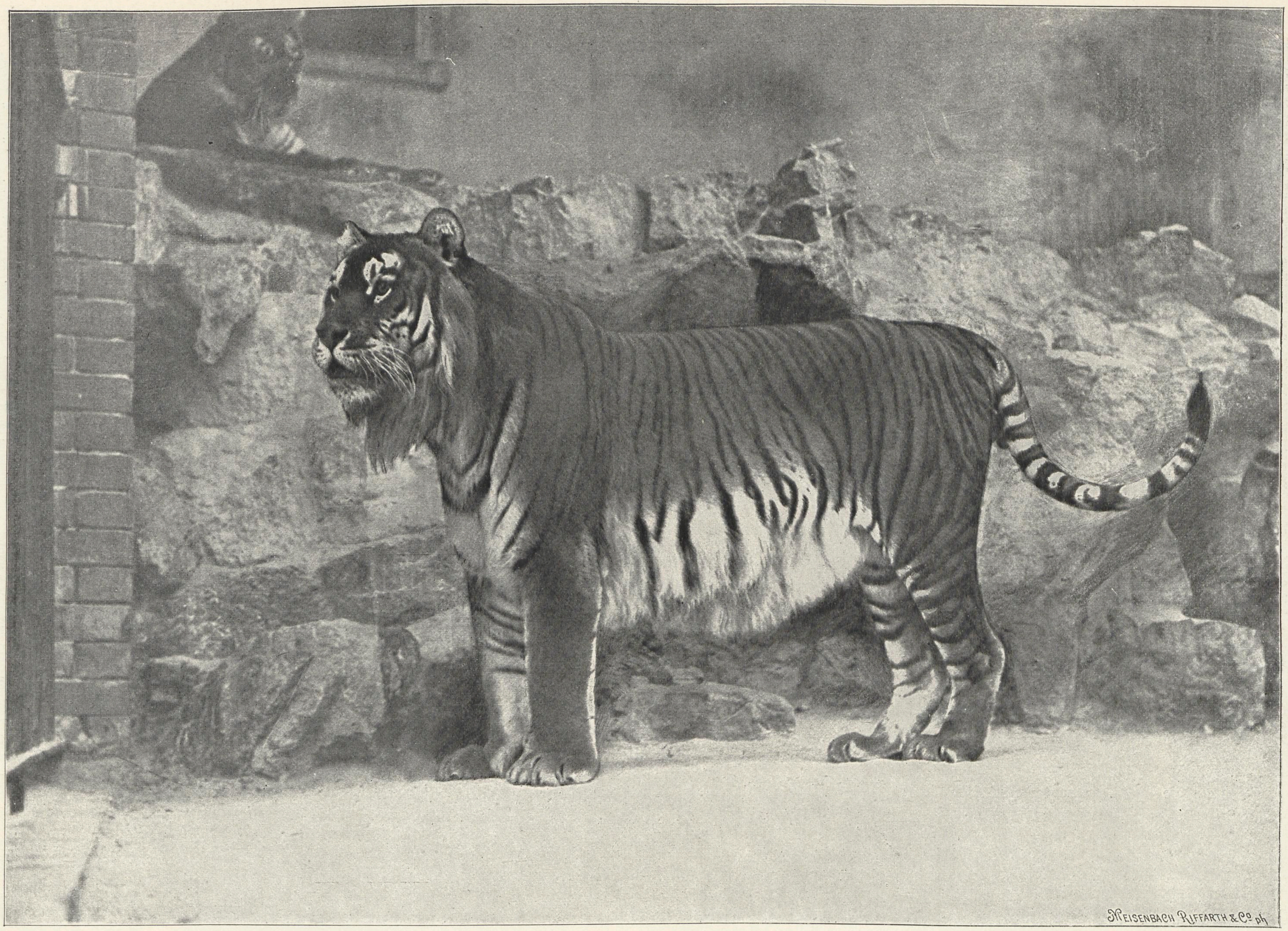
ARGUS-FASAN (Argus giganteus Tem.). Hat seinen Namen im Vergleich mit dem tausendäugigen Argus der griechischen Sage verdientermaassen erhalten für die zahlreichen Augenzeichnungen auf den Armschwingen, welch letztere eigens zu diesem Zwecke nach hinten immer länger werden, so dass die hintersten dreimal so lang sind als die vordersten und der ganze Vogel dadurch ein eigenartiges Ansehen gewinnt. Er rauscht, wie im stolzen Feierkleide, mit langer Schleppe dahin, zumal wenn die ebenfalls sehr verlängerten mittleren Schwanzfedern voll ausgebildet sind. Bei unserem Hahn, der nicht vollständig ausgemausert hat, sind sie noch nicht unter den langen Flügeln hervorgewachsen; dagegen zeigt er durch einen glücklichen Zufall gerade recht deutlich, wie die Reihe der „Argusaugen“ neben dem Kiele auf der Schwingenfahne sitzt. Das Weibchen entbehrt all dieses Schmuckes, wie gewöhnlich, sieht aber im übrigen ganz ebenso graubräunlich, mit dunkleren Flecken dicht besät aus, wie das Männchen, und hat, wie dieses, nackten, grauen, nur mit spärlichen schwarzen Haardunen besetzten Kopf und Hals. Ich glaube übrigens, dass der Argushahn bis zu einem gewissen Grade ein „Opfer seiner Schönheit“ ist; ich kann mir nicht denken, dass es sich mit solchen Renommierflügeln gut fliegt, und das giebt vielleicht einen Anhalt zur Erklärung seines scheuen Wesens und nach übereinstimmenden Berichten ganz besonders verborgenen Lebens in den dichtesten Urwäldern der Halbinsel Malakka und des anschliessenden Nordteils der Insel Sumatra. Man soll ihn kaum jemals zu sehen oder zu Schuss bekommen, dagegen sehr oft seinen gedehnten Ruf „Ruáu“ hören, nach dem ihn die Malayen benannt haben, und in Schlingen gefangen wird er nicht selten. Diese stellt man auf seinen „Wechseln“ auf, schmalen Pfädchen, die durch das Dickicht nach kleinen, sauber gehaltenen Blössen führen, seinen Balzplätzen. Hier versammelt er sich nach Hagen mit seinen Hennen — er lebt in Vielehe — um diesen „etwas vorzutanzen“. Dies soll in ähnlicher Weise geschehen, wie es der Pfauenfasan macht: mit niedergebeugtem Kopfe, ausgebreiteten Flügeln und hoch erhobenem Schweife. Gesehen habe ich es noch nicht.



GELBSCHNABEL-HOCKO (Crax sclateri Gray.). Die südamerikanischen Hockohühner sind eine ganz vermaledeite Sippschaft, wenn es heisst, die vielen zum Verwechseln ähnlichen Arten unterscheiden. Ich hatte unserem Bilde, weil der Vogel keinen Höcker auf dem Oberschnabel hat, schon frischweg die Unterschrift Glattschnabelhocko gegeben; da sehe ich gerade noch zur rechten Zeit die weisse Schwanzspitze und muss ihn deshalb schleunigst zum Gelbschnabel- oder Sclaters-Hocko umtaufen. So hat Gray die abgebildete, in Südbrasilien und Paraguay lebende Art genannt zu Ehren meines Londoner Kollegen, der sich durch eine ausführliche, von Smit prächtig illustrierte Arbeit um die Naturgeschichte der Hockos sehr verdient gemacht hat. Man muss sich nur nicht einbilden, dass man nun die Hockos kennt, wenn man sie nach Sclater studiert hat. Ich halte es nicht für möglich, diese ebenso feinen und kniffligen als scharfen und unzweifelhaften Unterschiede länger als 14 Tage auswendig zu behalten; ich habe es zu oft probiert und längst aufgegeben. Da hat eine Art einen Schnabelhöcker, eine zweite hat keinen, eine dritte hat weisse Schwanzspitze, eine vierte Schnabelhöcker und weisse Schwanzspitze; im übrigen aber sind alle vier Arten nicht nur sehr ähnlich, sondern genau gleich. Das Weibchen ist einmal dem Männchen fast ganz gleich gefärbt, ein andermal ganz verschieden, und dies bei Arten, deren Männchen zum Verwechseln ähnlich sind. Der Kopf brummt einem, wenn man sich darin vertieft! Ich bin sonst sehr für praktische Spezieskenntniss auf den ersten Blick und glaube auch, dass ich darin meinen Mann stehe; wenn aber neue Hockos ankommen, dann muss ich immer wieder fein säuberlich die Bücher unter den Arm nehmen, hingehen und bestimmen. Was beweist dies alles? Dass die Hockos eine Vogelgruppe sind, die sehr zur Bildung geographischer Formen neigt. Und da nun die Urwälder von Mexiko bis Südbrasilien und Paraguay, in denen die Hockos leben, vielfach im Pflanzenwuchs u. s. w. sehr ähnlich, nirgends aber genau gleich sein werden, so ist es mit den Hockos ebenso, die truthahngrosse Baumhühner und Höhlenbrüter sind.

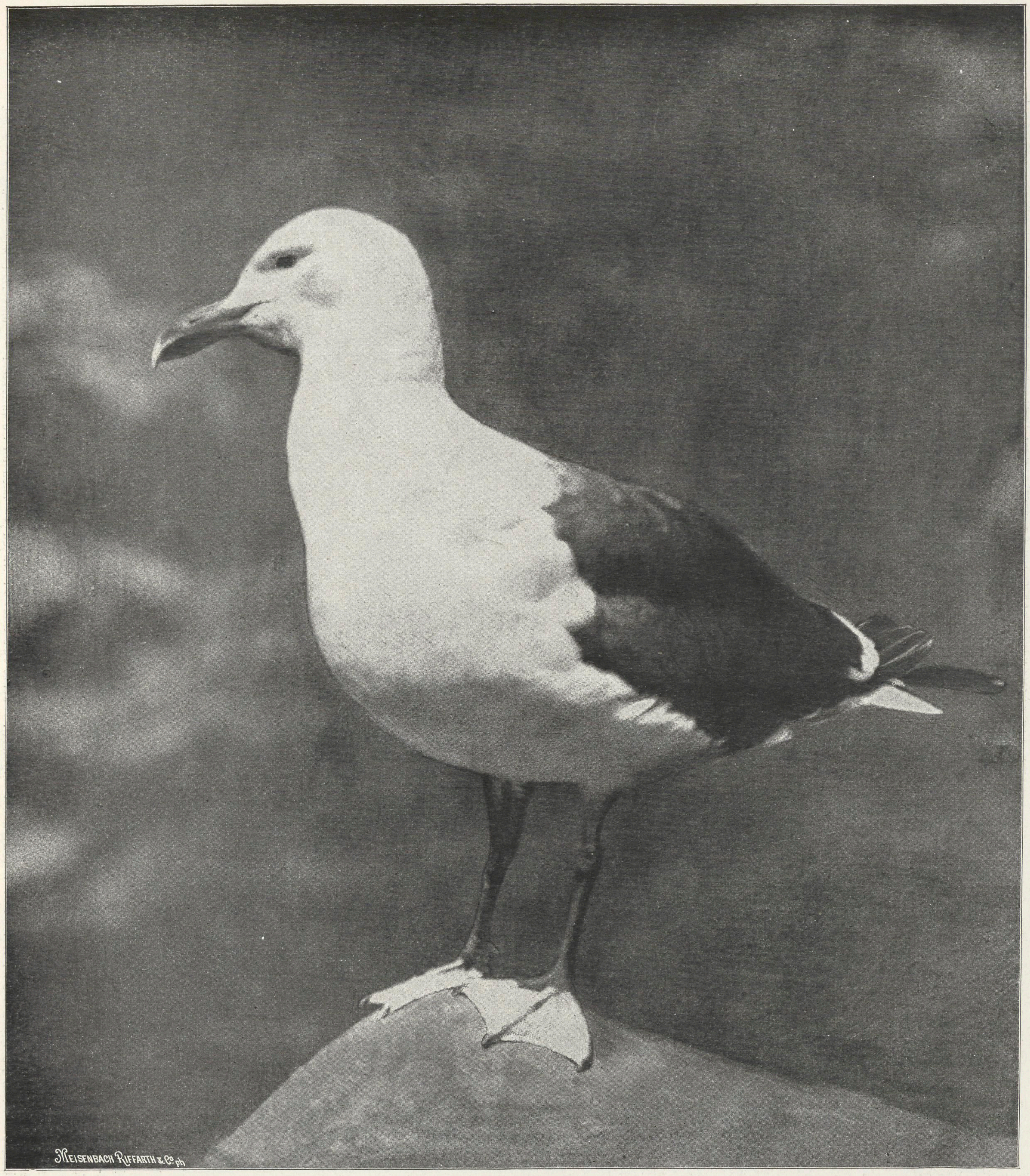


NUBISCHER WILDESEL (Equus africanus Fitz.). Dieses Tier ist ohne Zweifel der Hauptstammvater unseres Hausesels und hat als solcher grosse Wichtigkeit. Um so schlimmer ist die Verwirrung, die sein eigener Entdecker und Beschreiber Heuglin mit ihm angerichtet hat. Ein tückischer Zufall muss ihm nämlich gerade für die grundlegende Urbeschreibung ein unechtes Exemplar in die Hände gespielt haben; denn er nannte das Tier taeniopus, d. h. Streifenfuss, obwohl der reinblütige, wilde nubische Steppenesel niemals Querstreifen an den Beinen hat, oft aber der afrikanische Hausesel und der Mischling mit diesem, der vielleicht dadurch verrät, dass er auch Blut von dem zebrabeinigen Somaliwildesel hat. Infolge dessen kaufte z. B. mein Vorgänger Bodinus seinerzeit diesen missverstandenen Streifenbeinen zu Liebe einen braunen afrikanischen Hausesel, der bis vor wenigen Jahren hier als der „alte Heinrich" gelebt und gar manchesmal im Königlichen Opernhause die weltbedeutenden Bretter betreten hat. Ihm ist auch die unverdiente Ehre widerfahren, dass ihn Mützel mit der ihm eigenen Genauigkeit sprechend ähnlich als wilder Steppenesel für Brehms Tierleben abkonterfeit hat. Das Bildnis „schmückt" auch die neueste Auflage dieser unserer klassischen Volksnaturgeschichte noch, und ich muss jedesmal lachen, wenn ich es ansehe und mir dabei unser alter Heinrich wieder lebendig wird. Glücklicherweise ist nun seit langen Jahren schon, schon von Schmidts Zeiten her, im Frankfurter Garten eine Zucht echter, reinblütiger afrikanischer Wildesel, und ich muss über mich selbst lachen, wenn ich mich erinnere, wie misstrauisch ich seinerzeit als junger Mensch diese Tiere ansah, eben weil sie keine Streifen an den Beinen hatten. Allmählich mögen sie aber auch das Ihrige zur Klärung beigetragen haben. Es hat lange genug gedauert, bis man einsah, wie man sich selbst gefoppt hatte. Jetzt haben wir den verwirrenden Heuglinschen Namen „taeniopus" ganz bei Seite gelegt und wissen, wie der echte, wilde afrikanische Steppenesel, der sich vom 18. Grad nördlicher Breite an nach Süden bis in die Steppen des oberen Nilgebietes verbreitet, aussieht; er hat also keine Beinstreifen, sondern nur das schwarze Schulterkreuz.



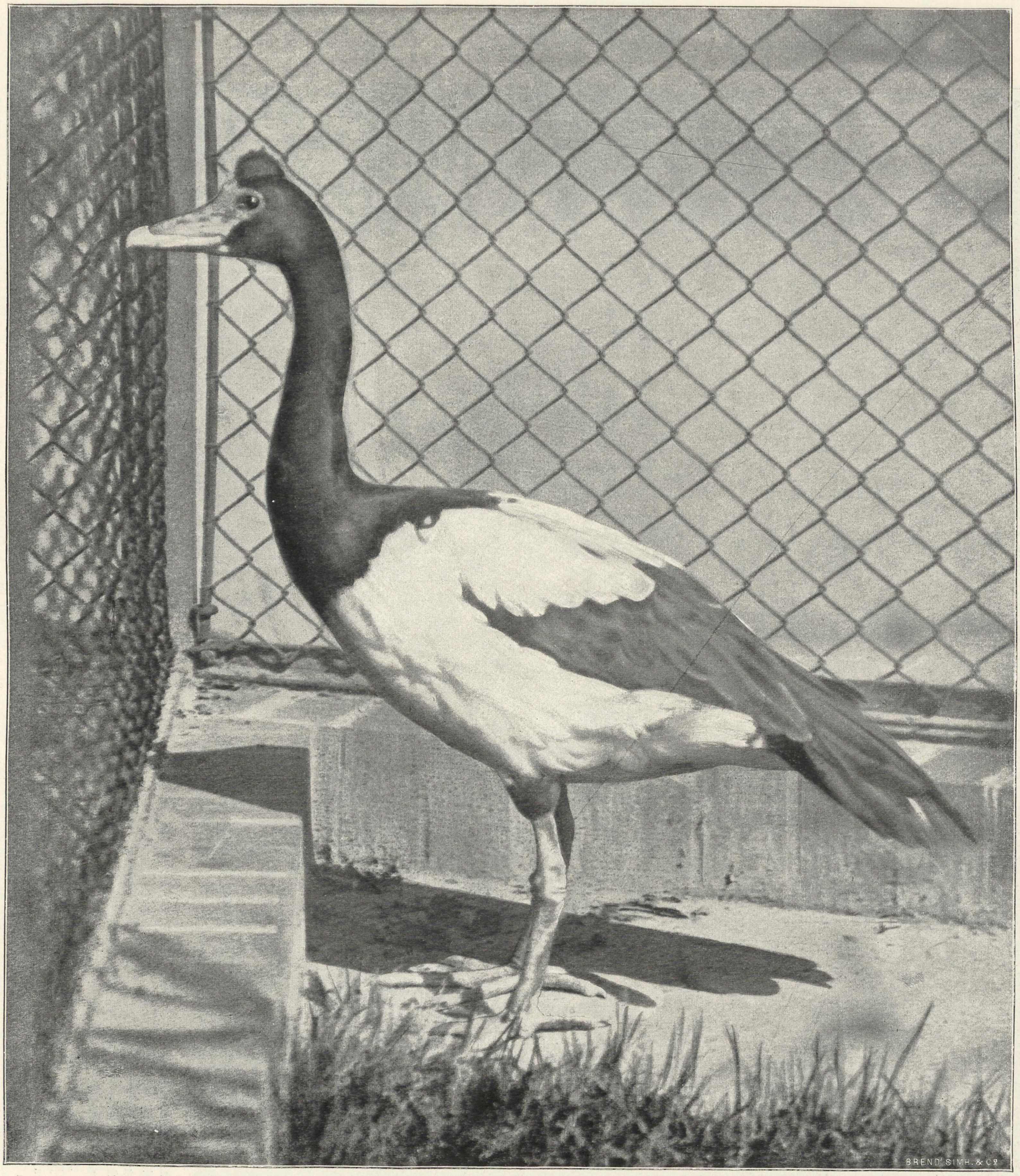
PERSISCHER TIGER. Von nordischen Grosskatzenarten wusste man früher in weiteren Kreisen kaum etwas. Seit aber grosse Jagdherren und Tierliebhaber durch lohnende Aufträge unseren unternehmungslustigen Tierhändler Hagenbeck in den Stand gesetzt haben, seine Leute nach Ost- und Innerasien zu schicken, kann ich von dorther hier im Garten nicht weniger als vier verschiedene nordische Formen vom Tiger und zwei vom Leoparden vorführen. Die interessanteste ist vielleicht der abgebildete persische, besser gesagt: Turan- oder Araltiger; denn er ist über Tiflis auf den Markt gekommen und stammt aus dem aralokaspischen Gebiete, dem nördlichsten Teile von Persien.

Noch nie habe ich es so durchgekostet, was der Tierkenner und -liebhaber empfindet, wenn er eine neue Tierart zum erstenmal lebend vor sich sieht! Die ostsibirischen Tiger, wie sie Hagenbeck früher schon gebracht hatte, und wie ich ebenfalls ein prächtiges Zuchtpaar pflege, erregen ja auch Bewunderung durch ihre mächtige Grösse und das dicke Fell, was den muskulösen Bau noch herkulischer erscheinen lässt. Als ich aber bei Hagenbeck vor den Käfig des Persischen Paares trat, das mich wieder einmal nach Hamburg geführt hatte, da wusste ich doch nicht, was ich sagen sollte! Das waren allerdings Tiger, aber solche, wie ich sie noch nie gesehen hatte. Der ostsibirische Amurtiger stellt sich der genaueren Betrachtung immerhin mehr oder weniger als ein wollhaariger, dem nordischen Klima angepasster Bengale dar. Die Perser aber haben ganz eigenartige Körperverhältnisse und Behaarung. Die mittlere Grösse und der stark entwickelte Backenbart erinnern allenfalls an den Tiger der Sundainseln, in allem Uebrigen sind sie ganz etwas für sich. Das Männchen hat eine vollständige Nackenmähne, und beide Geschlechter tragen — auch im Sommerkleid — eine Bauchmähne, wie sie sonst nur bei gewissen Löwenrassen vorkommt; nur ist sie hell gefärbt, dünner und kürzer. Das kurze „Mopsgesicht“ halte ich für eine zufällige Missbildung, den ausserordentlich tiefen und durch die Bauchmähne noch tiefer erscheinenden Rumpf dagegen für eine Rasseneigentümlichkeit, die geradezu an den Löwen erinnert.

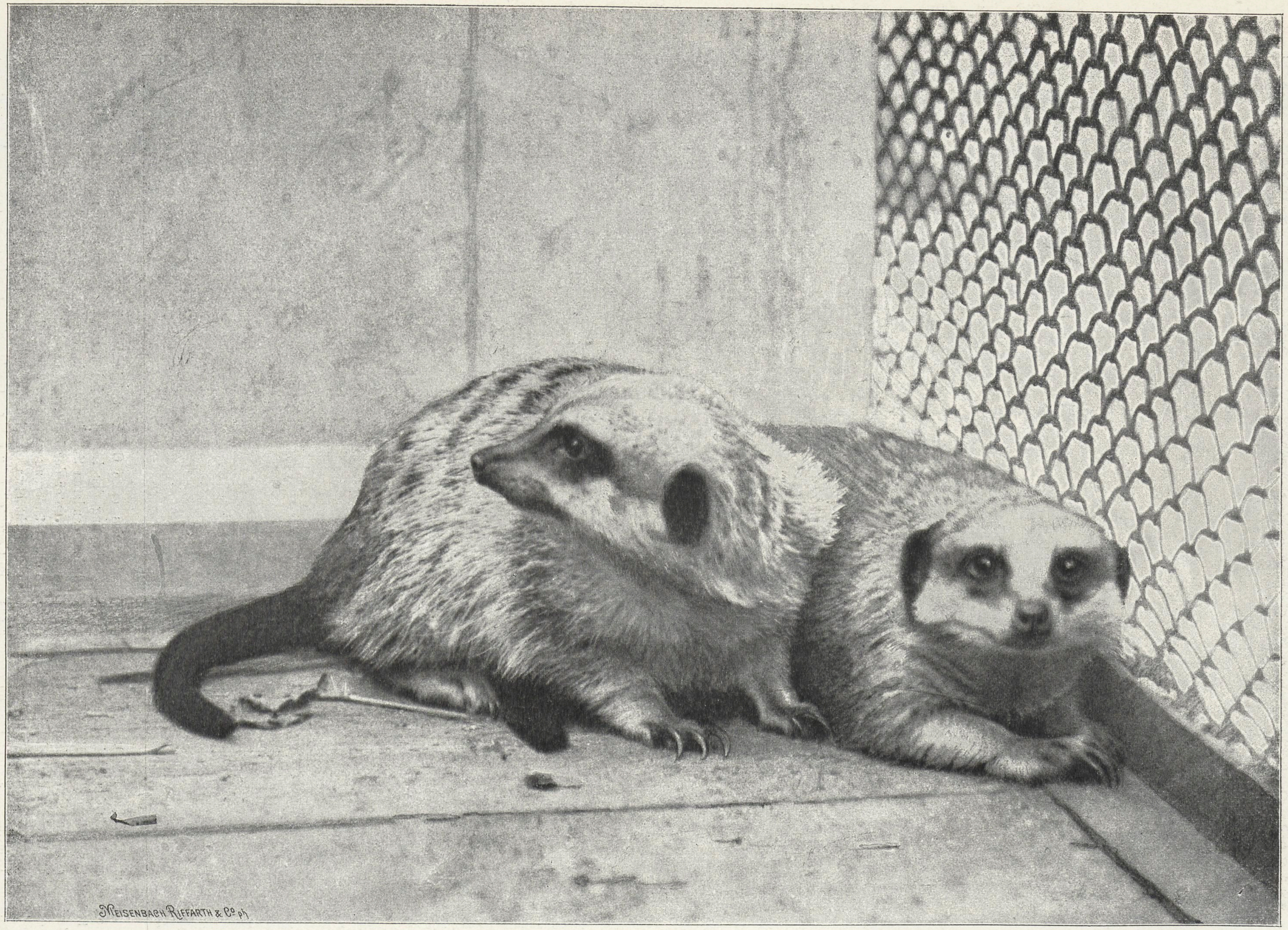


HERINGS-MÖVE (Larus fuscus L.). Wie die Sturmmöve das verkleinerte Abbild der Silbermöve ist, so ist die Heringsmöve das der Mantelmöve. Immerhin ist sie noch ein sehr ansehnlicher Vogel, erheblich grösser als die Sturmmöve, und auch ein sehr schöner Vogel mit dem schwarzen „Mantel“ auf dem weissen Körper und den gelben Füssen. Die langen, über dem Schwanz gekreuzten Schwingen mit den weissen Endtüpfeln geben ihr etwas sehr Elegantes. In unserem grossen Flugkäfig lebt schon seit Jahren eine einzelne, die sich immer fern von dem kleinen Mövenvolk vornehm für sich hält und oft lange auf ihrem Lieblingsplatz, einem hervorragenden Felsblock am Ufer des Wasserbeckens, sitzt, wo sie auch aufgenommen ist.

Die Heringsmöve ist eine nordische Möve; ihr südlichster Brutplatz ist die schwedische Insel Gotland, und die norwegische Küste bis in die Polarzone hinauf ein bevorzugter Aufenthaltsort. Sie hält sich übrigens möglichst fern vom Festlande, lieber auf Klippen und kleinen Inseln und baut auch dort aus Meer- und Strandpflanzen ihr grosses Nest, das anfangs Juni mit 2—3 grobschaligen, olivengrünen, braun gefleckten Eiern belegt wird. Im Winter streicht die Heringsmöve südlich und kommt dann auch an unsere Küsten; ja, sie besucht sogar das Mittelmeer und seine Inseln, namentlich Rhodus und selbst die Küsten Kleinasiens. An den Flussmündungen soll sie zuweilen in Menge erscheinen, und kleinere Trupps sollen weit ins Binnenland vordringen, bis in die Schweiz, an den Bodensee und unsere Flüsse, den Rhein mit seinen Nebenflüssen, die Donau, die Weser, Elbe und Oder.



SPALTFUSS-GANS (Choristopus melanoleucus Less.). Ein Blick auf das Bild lehrt, dass der deutsche ebensowohl als der lateinische Name, welcher „schwarz-weisser Spaltfuss" bedeutet, sehr bezeichnend gewählt sind. Oberrücken, Schultern und Unterkörper heben sich weiss von dem übrigen schwarzen Gefieder ab, und das nackte Gesicht, der Schnabel und die Füsse fügen den dritten, dunkelgelben Farbenton hinzu. Die ganze Gestalt ist hochbeinig und langhalsig, und die Spaltfussgans sieht deshalb grösser aus als unsere Saatgans, obwohl sie im Körper thatsächlich schwächer ist. Die Scheitelfedern werden etwas schopfartig gesträubt getragen. Das Merkwürdigste an dem Tiere ist aber der Fuss, der kaum noch den Namen eines Schwimmfusses verdient; denn er ist so tief gespalten, dass die Schwimmhaut nur über den Wurzelteil der Zehen wegreicht, an der Mittelzehe nur über das erste Glied. Schliesslich ist nach Yarrell die Lage und Verschlingung der Luftröhre bei der Spaltfussgans so merkwürdig, wie bei keinem anderen Schwimmvogel. Sie liegt auf der Aussenseite des Brustmuskels unter der Haut, und das linke Schlüsselbein hat ihr zu Liebe eine Formveränderung erlitten; trotzdem habe ich bis jetzt an unserer Spaltfussgans nicht etwa eine besondere Trompeterstimme bemerkt; sie verhält sich im Gegenteil sehr ruhig. Gould schildert mit einer gewissen Wehmut, wie häufig die Spaltfussgans an dem breitverzweigten Mündungsdelta des Hawkesburyflusses in der Gegend von Sydney war zur Zeit, als Neusüdwales kolonisiert wurde, und giebt an, dass sie jetzt (d. h. 1865) an der Torresstrasse noch zahlreich lebe; heute ist sie aber im Tierhandel bereits eine Seltenheit.

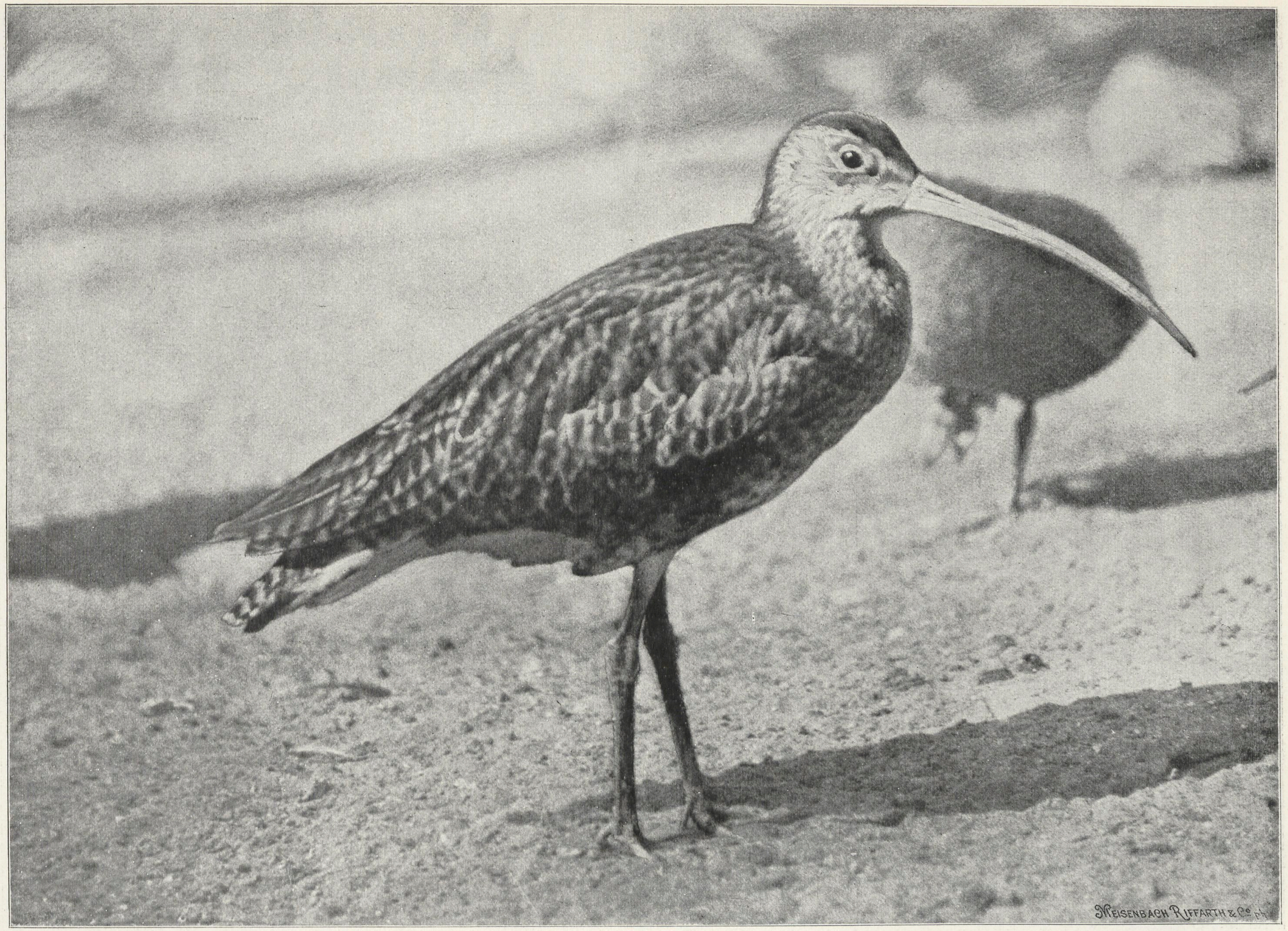


SURIKATEN (Rhyzaena tetradactyla Ill.). Was es auf sich hat, kleine Tiere gross und scharf in den Einzelheiten zu photographieren und dabei richtig in den Körperverhältnissen, ohne Verzeichnungen, das kann sich am Ende jeder denken, der einigermaassen in die Geheimnisse der „Schwarzkunst“ eingeweiht ist, und es hat seine Gründe, dass der zoologische Photographieenschatz, von unserem Werk abgesehen, bis jetzt fast ausschliesslich auf die „Grossen“ des Tierreichs beschränkt ist. Die Kleinen sind aber nicht minder interessant, jedenfalls weniger bekannt, und so strengten wir denn all unsern Witz an, um auch sie im Bilde einzufangen. Zu diesem Zwecke mussten sie erst in Wirklichkeit eingefangen werden; denn da, wo die kleinen Raubtiere, die Nager u. s. w. ihrer Natur nach im Zoologischen Garten untergebracht sind, dürfte es kaum gelingen, brauchbare Bilder zu schaffen, auf denen nicht mindestens die Gitter stören. Wir bauten uns also einen etwa billardgrossen Photographierkäfig, nur aus starkem Drahtgeflecht, die bewegliche Rückwand, von der ich hier schon gesprochen habe, von Holz, und zwei Wärter waren mit dem Versandkasten auf dem Schubkarren eifrig unterwegs, um die auserwählten „Opfer“ heranzuschaffen und nach glücklich überstandener Procedur wieder wegzubringen. „Recht freundlich“ waren ja die wenigsten der kleinen Schelme; im Gegenteil: sie fühlten sich recht ungemütlich in dem ungewohnten Lokal. Aber gerade in dieser ersten Verblüffung hielten sie einigermaassen stille, und wir konnten gute Bilder gewinnen von Tieren, die bis dahin überhaupt kaum nach dem Leben aufgenommen sein dürften.

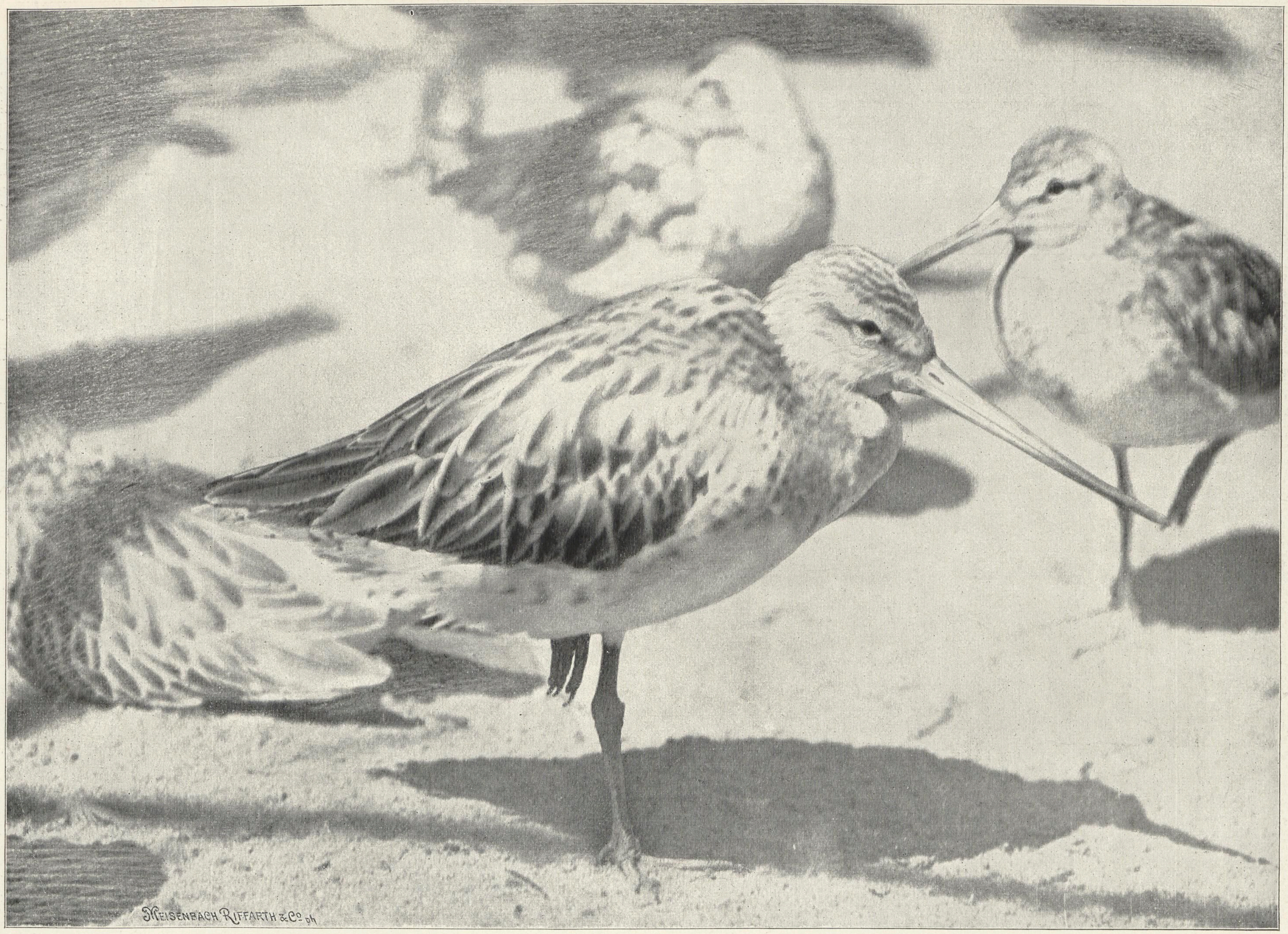
Dieses gilt auch von der Surikate, einem ebenso eigentümlichen als in seinem Benehmen und seiner Zahmheit niedlichen kleinen Raubtier Südafrikas aus der Gruppe der Ichneumonartigen. Sie unterscheidet sich von den eigentlichen Ichneumons dadurch, dass die auffallend lang bekrallten Füsse auch vorne nur vier Zehen haben; andererseits hat sie mit der Zebramanguste oder dem gebänderten Ichneumon aber die dunklere Querbänderung des Rückens auf graugelblichem Grunde gemein. Die Nahrung, allerlei kleines Getier, wird schnüffelnd gesucht und hervorgescharrt.



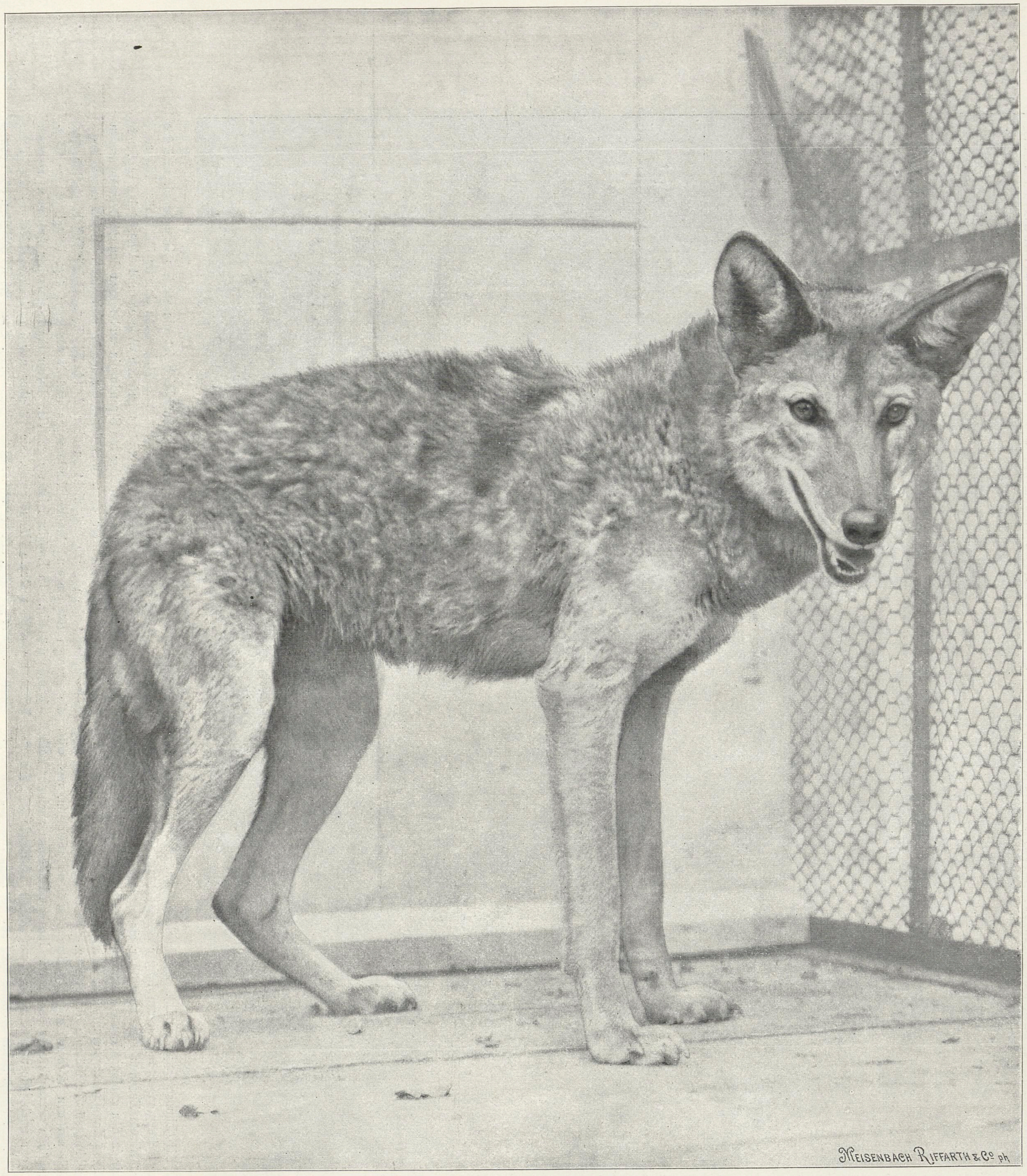
LANGOHRIGER BEUTELDACHS (Perameles lagotis Reid.). Wer nicht gerade Fachmann ist, verbindet mit dem Begriffe des Beuteltieres, das seine Jungen in einer Hauttasche am Bauche nach der Geburt noch mehr oder weniger lange Zeit mit sich herumträgt, meist sofort den Gedanken an das Känguruh. Dass es auch noch andere Beuteltiere giebt, dass diese überhaupt die denkbar verschiedenste Gestalt und Lebensweise haben können, das ist anscheinend noch nicht so recht in die Vorstellungen der grossen Menge eingedrungen. Und doch ist in Wirklichkeit die Ordnung der Beuteltiere nicht mit irgend einer anderen Säugetierordnung zu vergleichen, etwa den Nagern oder Raubtieren, sondern die Beuteltiere sind den gesamten übrigen Säugetieren gleichwertig gegenüberzustellen als die Säugetierwelt eines besonderen, seit uralten Zeiten in der Entwicklungsgeschichte der Erdoberfläche schon vereinzelten Festlandes: Australiens. In Australien giebt es von Säugetieren überhaupt nur Beuteltiere — ein Hund und einige Mäuse sind irgendwie künstlich hingebracht —, und die Beuteltiere haben daher alle die verschiedenen Lebensformen angenommen, alle die verschiedenen Lebensmöglichkeiten ausgenutzt, die dem Säugetier auf dem Festland geboten sind unter Beibehaltung der einen verbindenden Eigentümlichkeit in der Brutpflege, die ihnen den gemeinsamen Namen gegeben hat. Da sind grössere und kleinere, auf der Erde lebende Pflanzenfresser, die dem Wilde im weitesten Sinne, den Huftieren der übrigen Erdteile, entsprechen, die Känguruhs; ferner sowohl kletternde als höhlengrabende nagetierähnliche Formen, sogar mit wirklichen Nagezähnen; ebenso Raubtiere, wie Beutelwolf, Beutelmarder, und schliesslich auch Allesfresser, für die sich schwer in der übrigen Säugetierwelt Gegenstücke finden lassen. Zu diesen letzteren gehören auch die Beuteldachse, die besser Nasenbeutler genannt werden; weil die lange, spitze Nase thatsächlich ein hervorragendes Merkmal ist. Der abgebildete ist allerdings mindestens ebensosehr ein Ohren- als ein Nasenbeutler, und das ist wieder das Kennzeichen seiner Art innerhalb der Gattung. Die Beuteldachse fressen ebensowohl Pflanzenwurzeln und Sämereien, als Kerbtiere und Würmer.



BRACHVOGEL (Numenius arcuatus L.). Wird von den Jägern auch Kronschnepfe genannt und gehört thatsächlich zu den schnepfenartigen Vögeln, also zu den naturgeschichtlichen Verwandten unserer Waldschnepfe, gleich der er auch ein sehr feines Wildpret liefert, allerdings nur im Herbst. Er ist der grösste derartige Vogel, im Körper mindestens so stark wie eine Krähe und an dem langen schwach gekrümmten Schnabel sofort kenntlich. Das Gefieder hat die schwer beschreibbare, dunkelbraune und hellbraun-weisslich gefleckte und gestrichelte Schnepfenfarbe, oben im allgemeinen dunkler, unten heller. Verwandte, wesentlich kleinere Arten sind entweder mehr Nord- oder mehr Südländer oder ausschliesslich Strandvögel. Der grosse Brachvogel dagegen lebt sowohl an der See als im Binnenlande, und davon, dass er das öde, sandige Brachland liebt, hat er ja seinen Namen. Bei uns brütet er an der Nordsee, aber nach Friedrich „auch ziemlich häufig im inneren Deutschland und nicht so selten wie A. Brehm annimmt, so z. B. auch im Spreewald". Sein Hauptbrutplatz ist allerdings die sogenannte Tundra, die endlose Moorfläche Lapplands und Sibiriens. Andere Länder besucht er mehr vorübergehend auf dem Zuge, kommt aber bei dieser Gelegenheit im Winter regelmässig bis nach Afrika und Indien. Im August und September zieht er nach Süden, von März bis Mai nach Norden über Deutschland weg und vorrät sich dabei des Nachts dem Beobachter durch seinen Lockruf, den jeder einzelne aus der Masse wiederholt, wie zur Unterhaltung auf der Reise, in Wahrheit wohl, um sich gegenseitig über einander zu vergewissern und die Flugrichtung anzugeben. Dieser Lockruf ist ein sehr reiner, melodischer, langgezogener Flötenton, wie „Alaauit" und gewinnt gleich von vornherein durch seinen vollen, angenehmen Klang den Beobachter für das Tier. Auch weiter macht er einen guten Eindruck durch seinen zierlichen, gemessenen Schritt und seinen gewandten Flug. Brehm, der ihn „auf seinen Brutplätzen in Lappland und Sibirien, am weissen oder blauen Nil, in Aegypten, Griechenland, Spanien und Deutschland beobachtet" hat, findet ihn überall und unter allen Umständen „scheu und vorsichtig, misstrauisch, selbstbewusst und doch furchtsam".



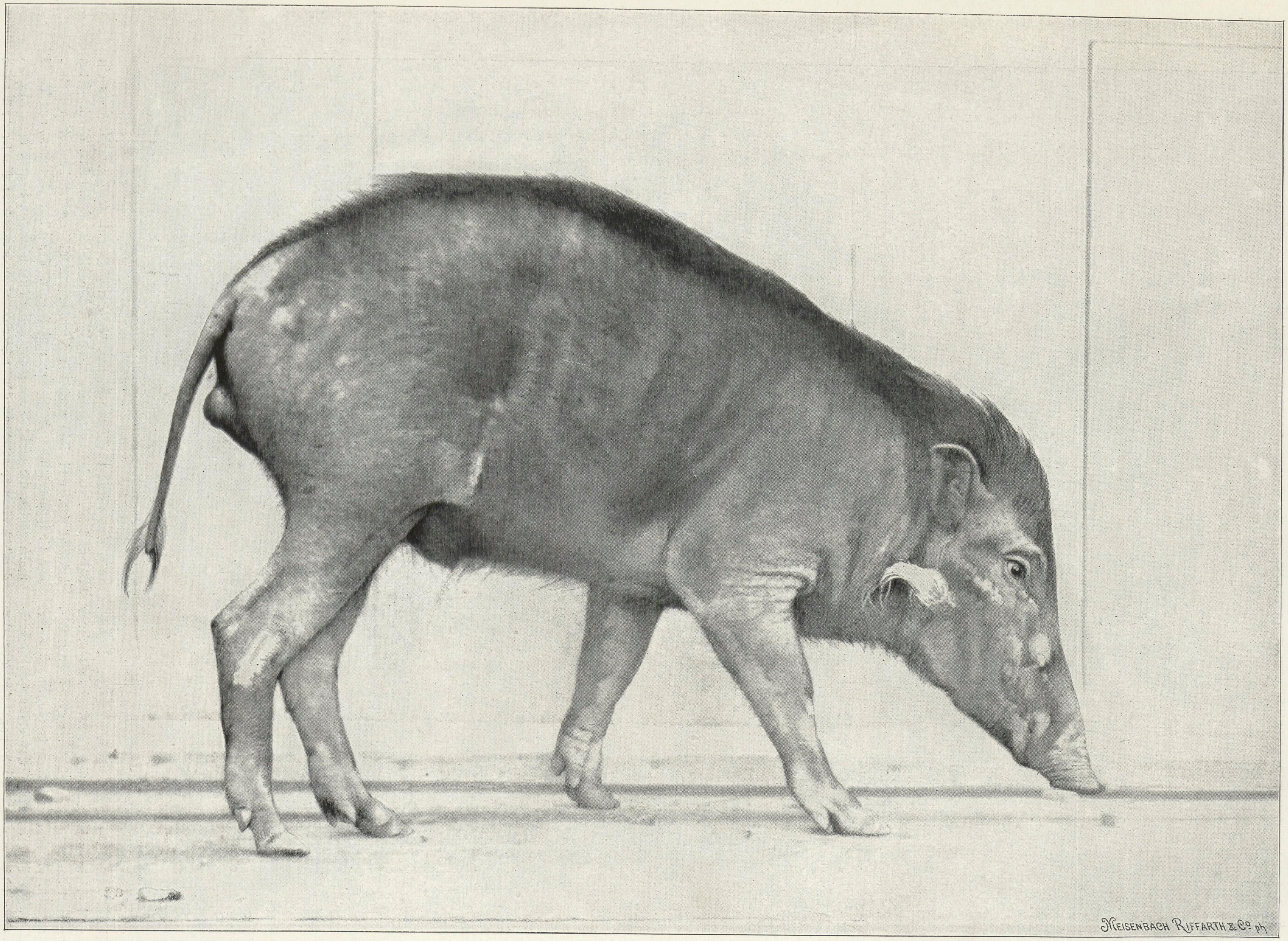
KLEINE UFERSCHNEPFE (Limosa lapponica L.). Die hochbeinigen, etwa taubengrossen Uferschnepfen sind eine Schnepfengattung, deren langer Schnabel auf den ersten Blick gerade erscheint, bei schärferem Zusehen sich aber öfter als sanft aufwärts gebogen erweist. Früher hatten wir in den zoologischen Gärten von den kleinen Stelzvögeln in der Hauptsache nur die drolligen Kampfschnepfen mit dem Federschild um den Hals, die unsere Besucher durch ihre unblutigen Zweikämpfe erheiterten. Seit einigen Jahren hat ein holländischer Händler sich auf den Verkauf lebenden Strandgeflügels geworfen, und wir können jetzt unsere Flugkäfige mannigfaltiger bevölkern. Ihm verdanke ich auch ein Volk Uferschnepfen, und ich freue mich jedesmal über sie, wenn ich sie am Rande des Wasserbeckens in Gruppen ruhend, auf einem Beine stehend oder auf der Erde liegend, den Kopf unterm Flügel, sehe. Ein kleines Stückchen Strandleben spielt sich ja so auch im Zoologischen Garten ab; aber was diese Vögel in der Natur bedeuten, davon bekommt man doch erst einen Begriff durch Naumanns Schilderungen von den „Myriaden", die zur Zugzeit die Nordseeküsten umschwärmen. „Unglaublich ist ein solches Gewimmel, und das Aufsteigen einer Schaar in der Ferne ist einem aufsteigenden Rauche ähnlich". Während der Flut halten sie sich etwas landeinwärts auf den Wiesen und Viehweiden auf, mit Beginn der Ebbe finden sie sich wieder am Strande ein und folgen den zurückweichenden Wogen, Ernte haltend unter dem, was das Meer hinter sich lässt. Solch geschäftiges Heer bedeckt dann „eine fast nicht zu übersehende Fläche". Seine Geburtsstätten sind die grossen Sümpfe und Moore Nordeuropas und Nordasiens; dort brütet unsere Uferschnepfe gesellig. In Lappland ist sie gemein. Daher ihr lateinischer Artname. Deutsch heisst sie auch rostrote Uferschnepfe, sie ist aber nur im Hochzeitskleid rostrot, dann allerdings ganz prächtig, mit schwarzer Strichelzeichnung. Sonst ist sie hellgrau, oben etwas mehr dunkel gezeichnet als unten. Eine zweite, etwas grössere Art mit schwarzem Schwanz, die schwarzschwänzige Uferschnepfe (L. melanura Leisler), wird mir aus Ungarn geliefert, wo sie Brutvogel ist, und nach ihrem Rufe Lodjo-Schnepfe heisst.



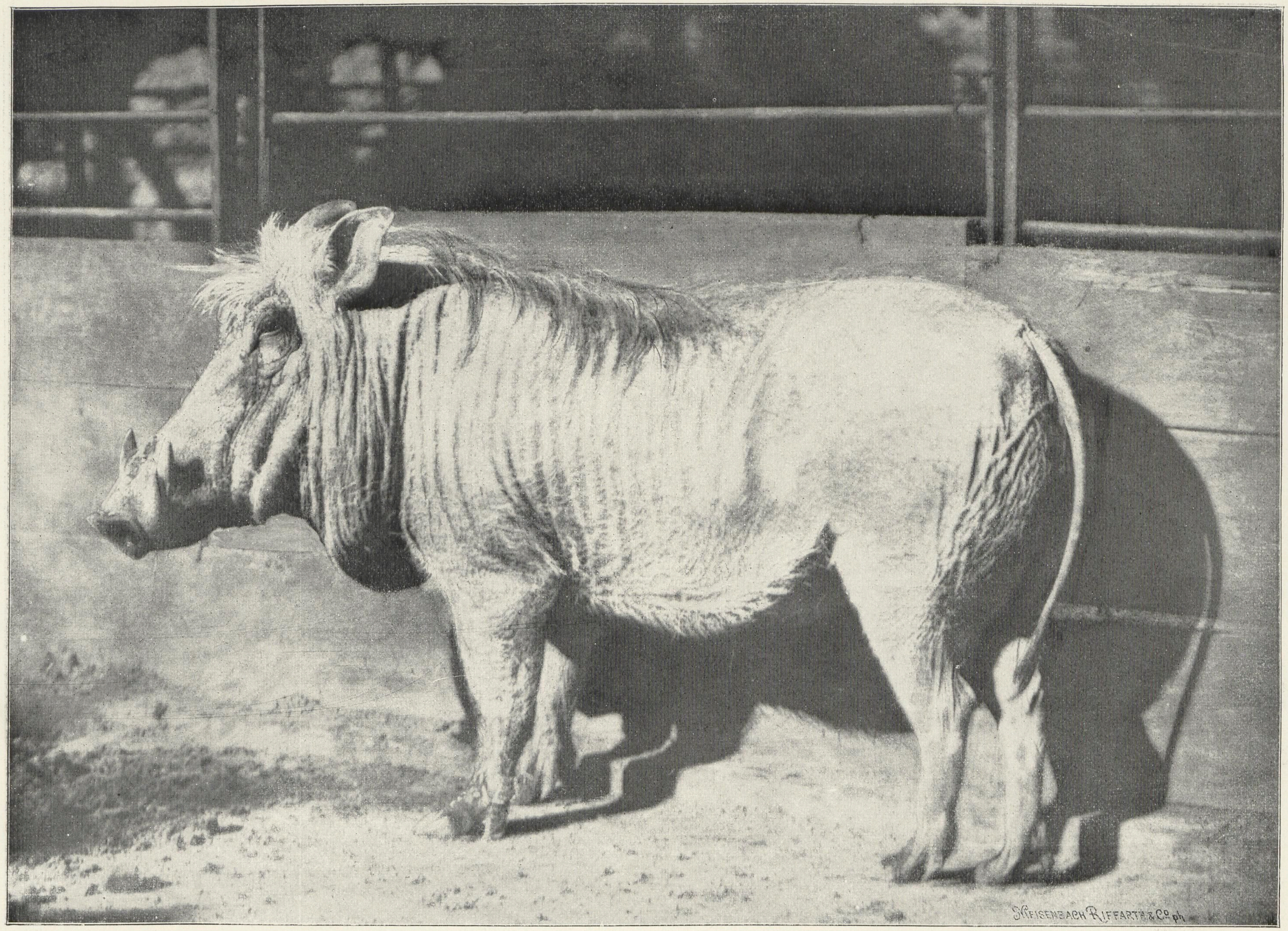
PRÄRIEWOLF AUS MEXIKO. Bei ihm war auch das Beschildern wieder so „eine Kleinigkeit“, die „unbegreiflicherweise nicht sofort erledigt“ werden konnte. Wir erhielten ihn auf Anregung unseres Gönners Dorenberg von dem Direktor des Collegio estado in Puebla zum Geschenk, und da wir schon zwei Präriewölfe, angeblich aus Kanada, in Wahrheit wohl aus den nordwestlichen Grenzgebieten der Vereinigten Staaten, jedenfalls von der nördlichen Verbreitungsgrenze dieses Tieres, besitzen, so konnten wir nun die beiden geographischen Endformen des Präriewolfs nebeneinanderstellen. Sie sehen so verschieden aus, dass ich mich nicht entschliessen konnte, den Mexikaner als Canis latrans Say zu beschildern, wie den Nordländer. Er ist viel hochbeiniger, schmächtiger gebaut und viel schlanker, fuchsartiger im Kopfe als dieser und unterscheidet sich mindestens ebensosehr von ihnen wie z. B. manche allgemein anerkannte Schakalarten von einander. Die auffallend gelbroten Beine unserer Mexikaner brachten Freund Matschie den Canis ochropus, (d. h. gelbfüssig) Eschh., in Erinnerung, die kalifornische Abart des Präriewolfes, die wir bei Schreber und Wagner erwähnt finden. Aber Kalifornien ist nicht Mexiko, hat mit ihm nach der natürlichen Geographie, Flussgebieten u. s. w. wenig zu thun, am wenigsten mit Südmexiko, woher ja doch unser Tier stammt, und so kommt alles wieder darauf hinaus, dass wir auch den Präriewolf, wie so viele andere Säugetiere, über die wir eine abgeschlossene Kenntnis zu haben glauben, in seinen verschiedenen geographischen Formen durchaus noch nicht übersehen, sondern auch hier erst am Anfange wirklicher Kenntnis stehen. Möge sie durch unseren Mexikaner wieder ein Stück gefördert werden!



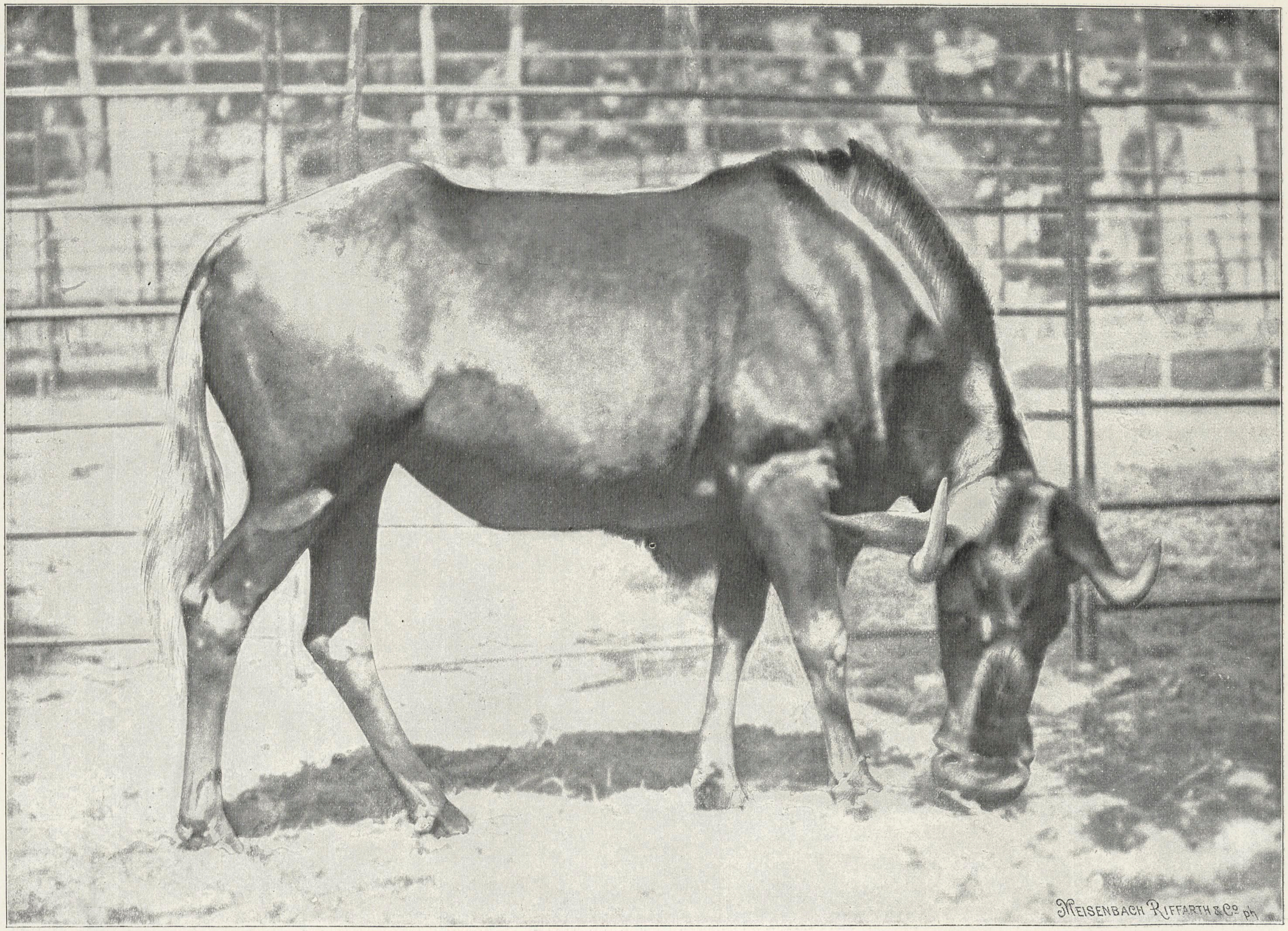
SÜDARABISCHER WOLFSSCHAKAL. (Canis hadramauticus Noack). Wieder eine „obskure Grösse“! Menges brachte die Tiere mit, als er aus dem Somalilande mit einem Tiertransporte heimkehrte, weiss aber genau, dass sie aus Südarabien stammen. Daraufhin benannte sie Noack sofort mit dem obigen Namen und wahrte sich öffentlich das erste wissenschaftliche Anrecht auf diese seiner Ueberzeugung nach neue Art aus dem Hundegeschlecht. Er muss die Tiere aber doch später, als ich sie gekauft hatte, hier im Garten auch gesehen haben; denn er liess im Zoologischen Anzeiger die genauere Beschreibung folgen. Weder Matschie noch Anderson wissen mit Bestimmtheit etwas daraus zu machen. Wenn es nur nicht Hundemischlinge sind! Anderson stand bei seinem letzten Besuche hier wiederholt davor und konnte sich manchmal dieses Verdachtes nicht entschlagen. Jedenfalls sind es aber vorläufig noch sehr interessante Stücke, nach denen alle Fachleute fragen, die den Garten besuchen. Wenn es ein Schakal ist, so ist es gewiss die schwerste, dickköpfigste Art, die bis jetzt bekannt ist, und ihre nächsten Verwandten die nordafrikanischen Arten, der C. lupaster aus Aegypten und Algier, der C. tripolitanus aus Tunis und Tripolis, die nicht bloss geographisch am nächsten liegen, sondern auch durch breiteren, stärkeren Rumpf, schwereren, stumpferen Kopf sehr ähnlich sind. Als unsere Südaraber — als offenbar junge Tiere — hier ankamen, sahen sie mit ihren klotzig dicken Köpfen aus, als ob sie noch sehr viel grösser werden würden. Dass dies nicht eingetreten ist, kann die Folge der Gefangennahme und Gefangenschaft sein; denn gewisse rhachitische Wachstumsstörungen sind an den Beinen der Tiere unverkennbar. Sie waren anfangs sogar sehr stark, besserten sich aber bei guter Pflege glücklicherweise bedeutend.



PHILIPPINEN-SCHWEIN (Sus philippensis A. B. Meyer). Ein Abgesandter Hagenbecks, der während des Philippinenkrieges unter den grössten Gefahren und Schwierigkeiten einige Hirsche für den Herzog von Bedford aus Manila herausholte, brachte auch dieses junge Wildschwein mit, das mit dem dünnen, schwarzen Borstenkleid, dem auffallend langen, feinen Rüssel und dem merkwürdig abstechenden, rein weissen Bartbüschel auf jeder Backe, nicht gut was Anderes sein konnte, als die oben genannte Wildschweinart, die meines Wissens bis jetzt noch nirgends in Europa lebend zu sehen war und noch weniger nach dem Leben aufgenommen worden ist. Das kleine Ding war in seinem Gehege zu schlecht beleuchtet und auch zu flink und unstet, als dass es an „Ort und Stelle“ photographiert werden konnte; wir mussten es in den Photographierkäfig bringen, nachdem wir vorher einen Versuch mit ihm ganz im Freien gemacht hatten, wobei es uns beinahe entwischt wäre. Das Philippinenschwein ist zuerst beschrieben worden von Adolf Bernhard Meyer, dem hochverdienten Leiter des Dresdener Museums für Natur- und Völkerkunde, der früher als wissenschaftlicher Reisender selbst bei der Erforschung des ostasiatischen Insel-Archipels thätig war. Später hat unser Haustierforscher Nehring in den Abhandlungen und Berichten des Dresdener Museums genaue Untersuchungen über das Wildschwein von Celebes und Verwandte niedergelegt, auf Grund deren er Celebesschwein und Philippinenschwein nur für zwei geographische Varietäten derselben Art erklärt und in dieser nahen Verwandtschaft einen weiteren Beweis für die Annahme erblickt, dass in früheren Perioden der Erdgeschichte eine Landverbindung zwischen Celebes und den Philippinen bestanden habe. Der Schädel des alten Keilers hat nach Nehring beim Celebes- und Philippinenschwein eine „so energische und markierte“ Bildung, wie bei keiner anderen Spezies der Gattung Sus. Gerade deshalb dürfen wir eben auch mit ihm, dem gewiegten Säugetierschädelkenner, der Ueberzeugung sein, dass Abstammungsbeziehungen zum Hausschwein nicht vorhanden sind. Es müsste sonst irgend einmal etwas in der Schädelbildung dieses oder jenes ostasiatischen Hausschweines an das Celebesschwein erinnern.



WEIBLICHES WARZENSCHWEIN VOM SENEGAL. Das Warzenschwein ist, abgesehen von den kleinen südamerikanischen Pekaris, die man in jedem zoologischen Garten sieht, diejenige fremdländische Wildschweinform, die noch am häufigsten im Tierhandel zu haben ist. Alle übrigen Arten sind grosse Seltenheiten, und nimmt man hinzu, dass das Schwein in der Wirklichkeit gar kein „Schwein" ist in dem Sinne, dass es „alles vertragen" kann, und „das Schlechteste ihm gut genug" wäre, sondern ganz im Gegenteil, ein sehr empfindliches, schwer aufzuziehendes Tier: nun, so wird man begreifen, dass man in den meisten zoologischen Gärten ausser unserem Wildschwein und den Pekaris nicht viel weitere Arten zu sehen bekommt, ausser etwa Warzenschweine. Von diesen besitzen wir zur Zeit drei Exemplare mit verschiedener geographischer Herkunft neben einander: ein ausgewachsenes Weibchen vom Senegal (das abgebildete) und zwei junge Männchen, eins aus Südafrika, dem Transvaalgebiet oder noch nördlicheren englischen Gebieten, und eins aus Deutsch-Ostafrika, ein Geschenk des Direktors der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft. Alle drei lassen sich sehr gut unterscheiden nach dem allgemeinen Körperbau und der Behaarung an Stirn- und Rückenmähne, den beiden einzigen Stellen, wo die Warzenschweine überhaupt wirklich behaart sind. Das südafrikanische Stück ist sehr breit und niedrig gebaut; das deutsch-ostafrikanische sehr hoch und schlank; das vom Senegal hat die mittlere Figur. Bei ihm sind die langen Borsten zwischen den Ohren weisslich, auf dem Rücken fahlbraun, beim Deutsch-Ostafrikaner dunkelbraun, beim Südafrikaner schwarz. Beim abessinischen Warzenschweine sind, nach Heuglins Abbildung zu urteilen, alle die langen Borstenhaare weiss-gelblich. Alle diese feineren Unterschiede verschwinden vor dem Entsetzen über die allgemeine „greuliche Missgestalt" bei demjenigen, der noch kein Warzenschwein gesehen hat. Dieser ebensowohl breite als lange Kopf mit den mächtigen krummen Hauern und den fingerlangen Fleischhöckern auf der Backe und unterm Auge; so etwas giebts im ganzen Säugetierreiche nicht wieder! Mit ihm gräbt das Tier knieend Wurzelknollen aus.



WEISSSCHWANZ-GNU (Connochaetes gnu Zimm.). Die Gnus gehören vielleicht zu den hässlichsten Säugetieren, zu den hässlichsten Antilopen sicherlich; aber ihre Hässlichkeit ist so charaktervoll und ihr Wesen so temperamentvoll, dass sie doch jedermann fesseln und keinen unangenehmen Eindruck machen. Sonderbar genug sehen sie allerdings aus! Der breite Kopf mit den kurzen, seitwärts gebogenen Hörnern erinnert an das Rind, der langbehaarte Schweif an das Pferd, bei unserer Art an den Schimmel. Auch der Rumpf und der dicke Hals, beide braun gefärbt, haben ungefähr die Stärke und die Verhältnisse wie bei einem Pony; die Beine sind aber wieder schlanke, sehnige Hirsch- oder Antilopenläufe. Und das Ganze ist eine Antilope. Warum? Weil es ein Wiederkäuer, aber kein Rind, kein Schaf oder Ziege, kein Hirsch und kein Kameel oder Lama ist. Nur in dieser verneinenden Form lässt sich die vielgestaltige Gruppe der Antilopen kennzeichnen.

Das Weissschwanz-Gnu gehörte ursprünglich zur Tierwelt des eigentlichen Südafrika, d. h. es ist heutzutage eigentlich eine ausgerottete Tierart. Nur wenige Reste, einige kleine Herden, werden, wenn ich recht unterrichtet bin, im Transvaal noch künstlich weitergeschont, und von diesen müssen auch die Jungen stammen, die Reiche-Alfeld immer noch in den Handel bringt. Einmal waren es 14 Stück und der Anblick wird mir unvergesslich bleiben, wie sie hinter dem Hause auf der kleinen Wäschewiese übermütig umhersprangen: genau genommen, ein Stück vergangene Zeit! Hoffentlich retten wir dieses noch recht lange in die Zukunft hinein: stehen uns doch jetzt sehr begüterte Tierliebhaber, in erster Linie der treffliche C. F. Blaauw, darin bei! Dieser treffliche Tierkenner und -Züchter hat sich in 's Graveland bei Amsterdam auf einem beneidenswerten Erbe seiner Väter, einem echt holländischen Landsitz mit uraltem Park und saftigen Wiesen, nur zu seiner eigenen Lust und Freude einen kleinen zoologischen Garten mit den ausgesuchtesten Seltenheiten eingerichtet, und dort habe ich, von dem liebenswürdigen Gutsherrn gastlich aufgenommen, auf weitem, sonnigen Wiesenplan, umrahmt von dunklem Waldesschatten, die Gnus fröhlich wiehernd umhergaloppieren und ihre Kälber säugen sehen.



BLAUES GNU (Connochaetes taurinus Burch.). Diese zweite Art des Gnus ist glücklicherweise noch nicht dem Untergange nahe; denn sie lebt mehr nördlich in den ungeheueren Steppengebieten des inneren und östlichen Afrika, wohin die Kultur mit ihrer Vernichtung der grösseren Wildtierwelt noch lange nicht in dem Maasse vorgedrungen ist. Das blaue Gnu wird daher auch regelmässig von Reiche aus dem Zambesigebiet in den Tierhandel gebracht und sein Gehörn gehört zu den Jagdtrophäen, die jeder Deutsch-Ostafrikaner heimbringt. Im nördlichsten Deutsch-Ostafrika, beim Kilimandjaro, haben wir übrigens noch eine dritte Art des Gnus, das weissbärtige (C. albojubatus Thos.), das übrigens dem gewöhnlichen blauen sehr nahe steht, dessen nördlichste geographische Form darstellt und sich von ihm hauptsächlich nur durch die weisse Farbe des Kehlbartes unterscheidet. Im Gebiete der Kilimandjaro-Straussenzuchtgesellschaft lebt schon diese Art, wie wir durch v. Bronsart wissen, und Schillings hat sie aus Britisch-Ostafrika von seiner ersten Jagdforschungsreise mitgebracht.

Das blaue Gnu ist erheblich grösser als das weissschwänzige; namentlich der starke Kopf und Hals giebt ihm geradezu etwas vom Büffel, und solchem soll es auch, auf der Steppe weidend, thatsächlich von ferne oft zum Verwechseln ähnlich sehen. Himmelblau ist es natürlich nicht, sondern hell bläulichgrau mit einigen dunklen Querstreifen längs der Rippen, und es würde daher vielleicht besser Streifengnu heissen. Der lateinische Name taurinus (d. h. stierartig) dagegen ist nicht übel gewählt, zumal auch die Hörner, erst nach den Seiten, dann aufwärts und schliesslich wieder einwärts sich biegend, recht rinderähnlich sind, viel mehr als beim Weissschwanz-Gnu, dessen scharf nach unten und dann nach oben gebogenes Gehörn sich höchstens mit dem des Moschusochsen vergleichen lässt. Das Wachstum der Gnuhörner geht auf sehr eigentümliche Weise vor sich: sie sprossen als gerade Spitzen aus dem Kopfe hervor und legen sich erst später um dadurch, dass die Innenseite stärker wächst. Man hat das bei jungen Gnus von beiden Arten sehr schön verfolgen können; denn auch das blaue ist im Zoologischen Garten wiederholt gezüchtet.

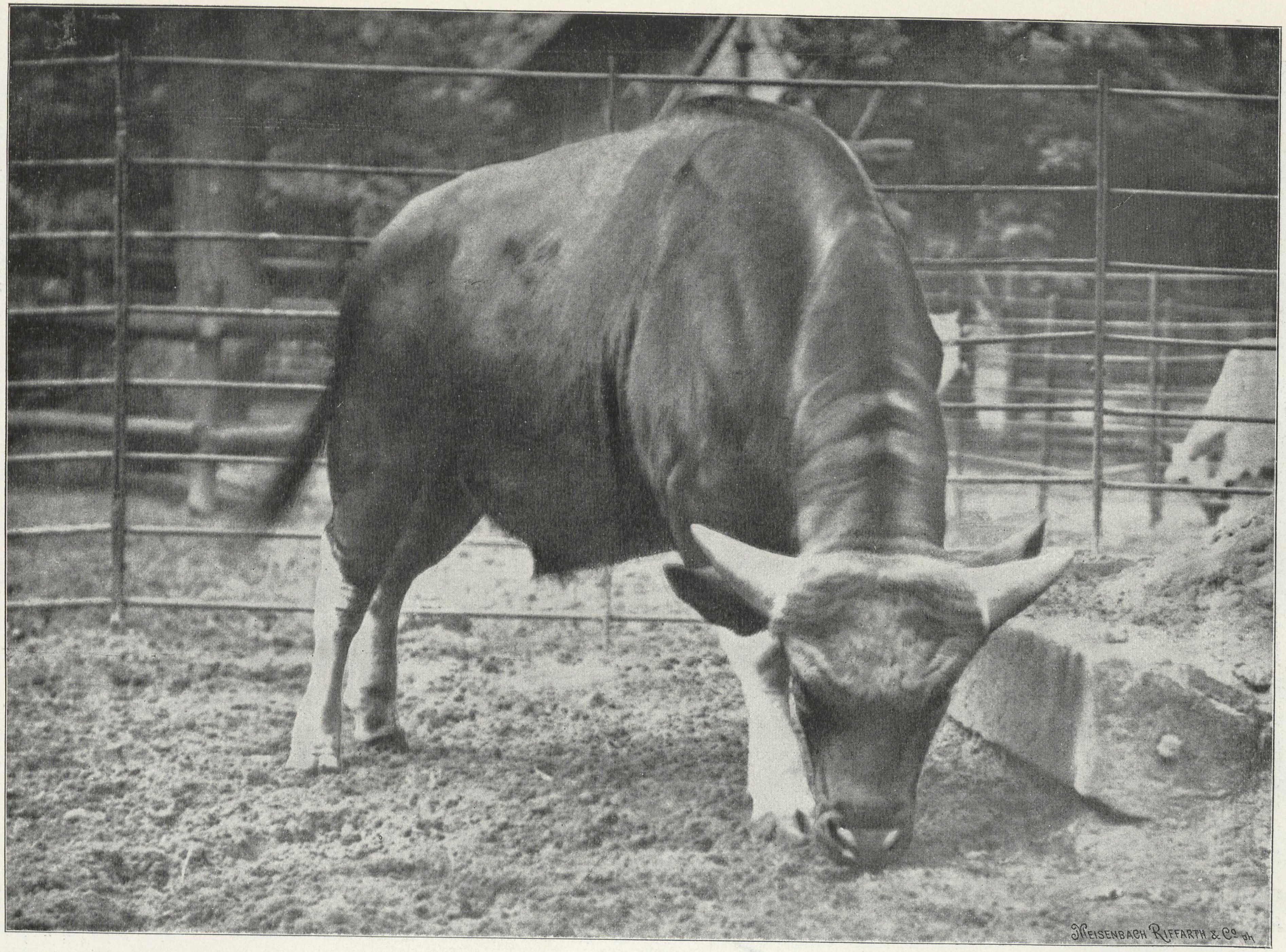


CARIAMA (Dicholophus cristatus L.) Der häufigste jener merkwürdigen raubvogelartig aussehenden Stelzvögel, deren Südamerika mehrere beherbergt: ich habe noch keine Tierversteigerung in Antwerpen mitgemacht, auf der er nicht ausgeboten worden wäre. So ist er denn in jedem zoologischen Garten vorhanden und macht sich dort auch recht bemerklich durch sein gellendes Geschrei, welches dem hellen Jiff-jaff eines jagenden Hundes einigermaassen ähnelt. Die Berliner haben den Cariama deshalb „Hundevogel“ getauft, und unser früherer Restaurateur glaubte an ihn als Wetterpropheten, oder vielmehr: der „Hundevogel“ war ihm fatal als Regenverkünder, wenn er sich hören liess.

Der Cariama bewohnt Brasilien und Paraguay und unterscheidet sich von seinem argentinischen Verwandten, dem Tschunja oder Burmeisters Cariama vor allem durch bedeutendere Grösse: er ist nicht sehr viel kleiner und niedriger als ein Storch. Dann durch die hellbraune, fein dunkler gewellte, unten weissliche Farbe, roten Schnabel und ebenso gefärbte Füsse. Auf Stirn und Schnabelwurzel ein Büschel eigentümlich aufrecht und verkehrt stehender Federn. Auch in seiner Heimat findet man den Cariama oft in der Gefangenschaft oder vielmehr frei auf dem Gehöfte laufen, wo er durch sein kluges, drolliges Wesen viel Freude macht und bald in ähnlicher Weise den Herrscher und Wächter spielt, wie in früheren Zeiten auf unseren Hühnerhöfen der Kranich. Das Nest findet man leicht; es ist nach dem Prinzen Wied gewöhnlich niedrig und unordentlich aus dünnen Reisern auf einem Baum zusammengeschichtet. Die beiden Jungen sind zunächst Nesthocker, verlassen das Nest aber bald und folgen den Alten,



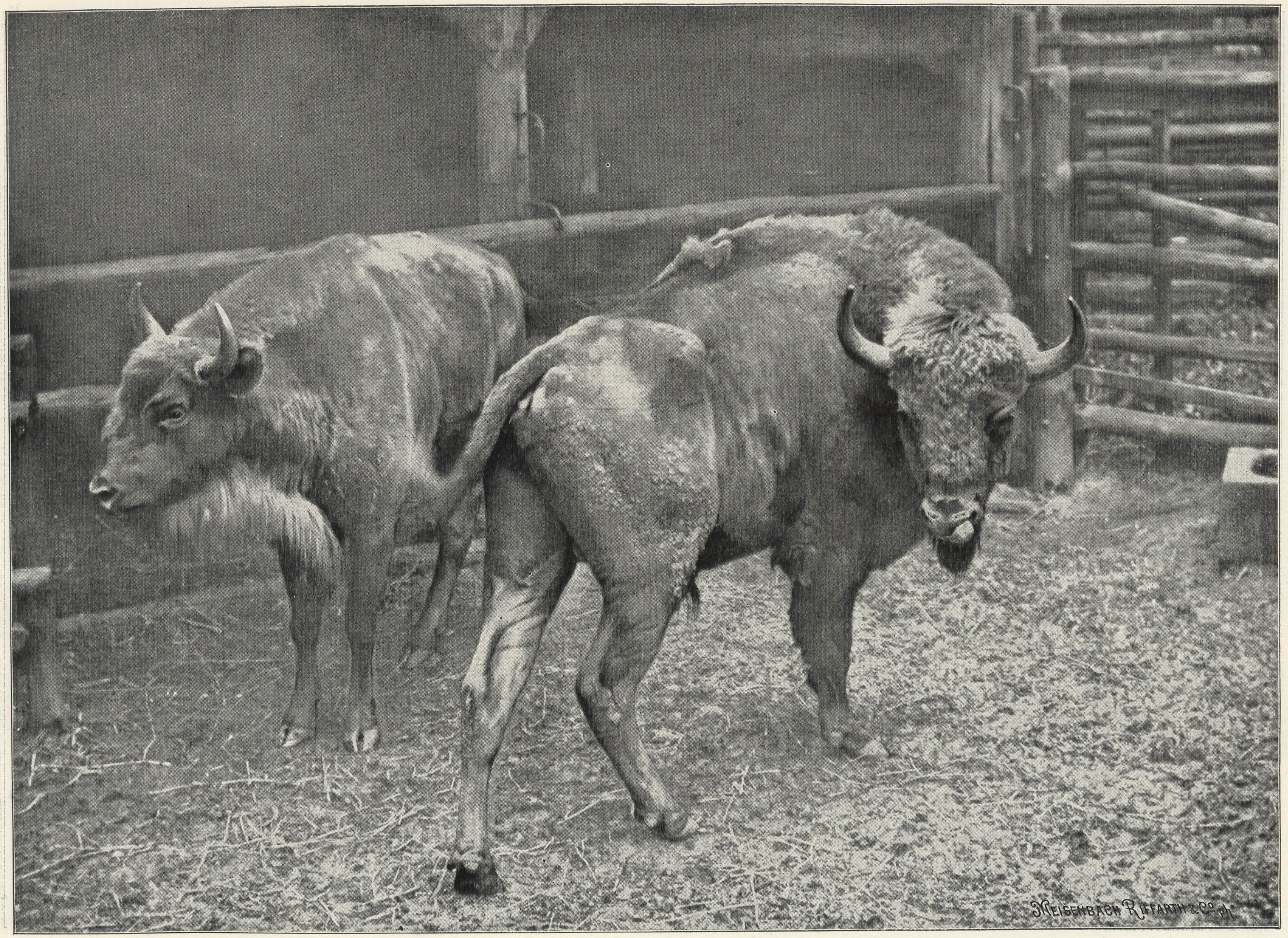
FLAMINGOS (Phoenicopterus roseus Pall.). Diese gefiederten Wasserrosen dürfen in keinem zoologischen Garten fehlen, ein kleiner Trupp wenigstens muss vorhanden sein; denn man kann sich keine schönere Belebung einer Teichfläche und ihrer Ufer denken. Bei uns hier stehen sie noch abends spät beim Scheine des elektrischen Lichtes gründelnd im Wasser und versetzen dort die Spiegelbilder des Mondes und der Bogenlampen in zitternde Bewegung. Das ist ein so poetischer Anblick, dass selbst ihr unmelodisches, dem tiefen Knarren einer schweren, verrosteten Thür ähnliches Geschrei nicht mehr störend wirkt. Und wenn man sie am Tage mit ausgebreiteten Schwingen halb fliegend über das Wasser laufen sieht, wobei das prächtige Rosenrot der Flügeldecken durch den Gegensatz zu den schwarzen Schwungfedern so recht zur Entfaltung kommt, dann versteht man die begeisterten Schilderungen Brehms und anderer Reisenden von den „Rosenwolken“ am Nil, Suezkanal, Menzaleh und anderen afrikanischen Seen, wo der Flamingo sich zeitweise zu Hunderttausenden ansammelt. Wer den Vogel mit seinen mehr wie langen Beinen ansieht, wird ohne weiteres überzeugt sein, dass er zu den Stelzvögeln gehört, trotzdem er Schwimmhäute hat. Dass er thatsächlich dahin gehört, hat Reichenow, der bekannte Ornithologe unseres Kgl. Museums für Naturkunde, im Jahre 1877 durch eingehende Untersuchungen nachgewiesen. Früher hatte man sie zu den Schwimmvögeln stellen wollen, zumal auch der eigentümlich weiche, krumme Schnabel im Bau seine Besonderheiten besitzt. Mit diesem Schnabel, die Oberseite nach unten gekehrt, „schnattert“ der Flamingo, wie die Ente, im Schlamm, indem er diesen zugleich trampelnd aufrührt.



JUNGER GAYAL-STIER (Bibos frontalis Lamb.). Es ist mir eine besondere Genugthuung, die drei indischen Wildrinderarten Banteng, Gaur und Gayal nebeneinander lebend vorführen zu können; denn ich glaube, diese Zusammenstellung gehört zum Interessantesten, was wir in wissenschaftlicher Hinsicht zur Zeit hier bieten können.

Der Gayal ist nicht ganz so selten zu haben, wie der Gaur; er wird schon seit längerer Zeit in den Gärten zu London und Antwerpen gezüchtet. Neuerdings ist auch ein Paar in den Kölner Garten gelangt, und das erste Junge von diesem Paar ist unser Stier, der sich prächtig entwickelt. Es wird ein mächtiges, schweres Tier werden, und namentlich die kolossal breite Stirn, die der Art den treffenden deutschen Namen Stirnrind verschafft hat, prägt sich jetzt schon auffallend aus. Der gradlinige Abschluss dieser breiten Stirn und die graden oder bei der Kuh wenig gebogenen Hörner, im Verein mit dem schweren, langen und dadurch niedrig erscheinenden Körperbau, sind ja auch die hauptsächlichsten Merkmale, welche den Gayal schon im Leben und äusserlich von den beiden verwandten Arten leicht unterscheiden lassen. Das Gayalkalb ist, nach einer Abbildung in den „Proceedings" der Londoner „Zoological Society" zu urteilen, merkwürdigerweise bei der Geburt ebenso rotgelb gefärbt, wie die Bantengkuh ihr Leben lang bleibt.

Ueber die Naturgeschichte und Verbreitung des Gayals kann ich nur wenig sagen. Selbst Blanford erklärt in seiner Tierwelt Britisch-Indiens beides für „eigentümlich dunkel", und insbesondere glaube ich nicht, dass bis jetzt abschliessende Angaben über die Heimat des Tieres möglich sind. Hier ist wieder ein Punkt, wo genauere Nachrichten und Belegstücke aus Siam empfindlich fehlen; denn bis nach Tennasserim ist der Gayal festgestellt, weiter aber wissen wir nichts. Was bis jetzt nach Europa gekommen ist, stammt meines Wissens aus Tschittagong, jenem Zwischengebiete zwischen Vorder- und Hinterindien, welches der Brahmaputrafluss beherrscht. Dort sollen die Bergvölker den Gayal halb zahm halten, am Tage im Walde weiden lassen und abends eintreiben, ihn auch öfter mit Zebus kreuzen.



RUSSISCHE WISENTS (Bison europaeus Ow.). Man nennt sie wohl auch Auerochsen; das ist aber eine durchaus falsche Bezeichnung, die nur zur Verwirrung Anlass giebt. Der richtige Auerochs oder Ur (Bos primigenius Boje), der im Nibelungenlied genannt wird und im 16. Jahrhundert ausstarb, aber durch ein Oelgemälde aus dieser Zeit im Bilde erhalten ist, war ein kurzhaariges, langhörniges Wildrind, das unserem Hausrind in jeder Beziehung am nächsten steht und als dessen wilde Stammart zu betrachten ist. Dagegen hat der Wisent keine merklichen Abstammungsbeziehungen zu ihm, sondern bildet mit dem nordamerikanischen Bison oder Indianerbüffel die Gattung Bison, die durch übermässig hohen Widerrist, überhaupt auffallende Entwicklung der vorderen Körperhälfte ausgezeichnet ist. Beim europäischen Wisent erscheinen diese Körperverhältnisse nicht so auf die Spitze getrieben, wie bei dem amerikanischen Bison; die geschwungene Rückenlinie und die gleichmässige, nicht übermässige Länge der Halsmähne geben dem ganzen Tiere trotz mächtiger Grösse sogar geradezu wieder etwas Leichtes, Elegantes, während ein alter amerikanischer Bisonstier, von vorne gesehen, nur als ein lebender Haarberg erscheint. In einem Punkte gleichen sie sich allerdings genau. Die Tage ihres Daseins sind gezählt, sie sind unrettbar dem Aussterben verfallen. Vom amerikanischen Indianerbüffel ist es ja bekannt, dass er innerhalb dreissig Jahre millionenweise hingemetzelt worden ist. Der russische Wisent wird zwar im Leibrevier des russischen Kaisers zu Bjelowjesha (polnisch Bialowiczka) streng geschont, geht dort aber an seiner eigenen Unfruchtbarkeit und der Schwächlichkeit der Nachzucht, die natürlich nur Inzucht ist, langsam zu Grunde. Im Kaukasus kommt er auch noch vor, aber so vereinzelt und unstät, dass dort ebenfalls bereits das Ende abzusehen ist. Durch die Gnade Kaiser Alexander II. wurden seinerzeit eine ganze Anzahl zoologischer Gärten mit den prächtigen Schaustücken versorgt. Nachschub ist aber inzwischen nicht erfolgt, und so ist heute unsere Zucht von 6 Stück die einzige forterhaltene in einem zoologischen Garten und neben einer kleinen Herde des Fürsten Pless auch die einzige ausserhalb Bialowiczkas.



GUANACO (Auchenia huanaco Smith). Gehört mit seinen Verwandten, den beiden zahmen, von ihm abstammenden Haustierformen, Lama und Alpaka, und der zweiten wilden Art, dem abweichenden, eigenartigen Vicunja, naturgeschichtlich betrachtet, zu der Huftierfamilie der Schwielensohler und vertritt mit diesen Verwandten in Amerika die Kamele. Freilich gehen die Lamaartigen nur im rauhen Süden Südamerikas, in Patagonien, bis in die Ebene herunter; sonst sind sie Gebirgstiere, Bewohner der Anden, und das unterscheidet sie in der Lebensweise recht wesentlich von ihren altweltlichen Gegenstücken. Ihre kleinen, zierlichen Füsse gleichen auch auf den ersten Blick garnicht dem breiten Sandkissen des Kamelfusses. Bei genauerem Zusehen finden wir aber dieselbe Eigentümlichkeit, dass das Tier auf eine Schwielensohle auftritt, an der vorne die beiden kleinen, gebogenen, fast krallenartig zu nennenden Hufe daran sitzen. Die Säugetiere Amerikas sind, abgesehen von den drei nachweislich später eingewanderten nordamerikanischen Riesen, dem Indianerbüffel, dem Wapitihirsch und dem Grieselbären, im allgemeinen kleiner als ihre altweltlichen Verwandten. Eine Ausnahme macht hauptsächlich der Jaguar, der unter allen gefleckten Grosskatzen die schwerste und stärkste ist. Die Lamaartigen bestätigen aber wieder sehr ausgiebig die Regel: es sind wahre „Schneider“ und „Windhunde“ gegen die Kamele. Was zunächst an dem ganzen Tier am meisten in die Augen fällt, ist der Hals, und ihr lateinischer Gattungsname Auchenia bedeutet auch thatsächlich Hals- oder Nackentier. Trotz dieses mächtig langen Halses besitzt aber doch die ganze Gestalt in sich etwas Harmonisches, Ebenmässiges; ja, für mein Empfinden haben die Tiere, in scharfem Gegensatz zu den Kamelen, geradezu etwas künstlerisch Anmutiges, ich möchte fast sagen Mädchenhaftes. Ohne diesen Vergleich ins Scherzhafte ziehen zu wollen, muss ich hinzufügen, dass alle Lamaartigen „in der Taille“ ganz bewundernswert schlank sind, und der Schwung dieser unteren Umrisslinie im Zusammenhang mit den schlanken, sehnigen Läufen und dem langen, nach vorne sanft durchgebogenen Halse, bewirkt unleugbar eine grosse Eleganz der Gesamterscheinung.



MASSAI-STRAUSS (Struthio massaicus Neumann). Von dem altbekannten nordafrikanischen rothalsigen und rotbeinigen Struthio camelus L. waren in neuerer Zeit der hellgrauhalsige Südafrikaner als S. australis Gurn. und der dunkelblaugrauhalsige Somalistrauss als S. molyodophanes Rchn. abgetrennt worden. Wir haben beide Arten hier, und sie sind leicht zu unterscheiden, wenn man sie neben einander sieht. Allerdings nur im ausgefärbten Hahne, besondere Unterscheidungszeichen für die Hennen dürften schwer anzugeben sein. Zwei Hennen, die wir 1890 von Rochus Schmidt aus Bagamoyo zum Geschenk erhielten, beschilderten wir daher unter Zustimmung der hiesigen Sachverständigen als Somalistrausse, weil wir überzeugt waren, dass sie zu dieser Art als der geographisch nächstliegenden gehören mussten. Da schenkte uns 1892 von St. Paul einen ausgefärbten, aus der Massaisteppe im Hinterland von Tanga stammenden Straussenhahn, der aber nicht blauhalsig, sondern rothalsig war. Erregt teilte ich das allen meinen wissenschaftlichen Freunden mit, wurde aber an den verantwortlichen Stellen durch den vorsichtigen Einwand niedergeschmettert, dass der Vogel auf irgend welche Art und Weise nach Deutsch-Ostafrika gekommen sein könne. Das schrieb ich natürlich brühwarm an Freund von St. Paul und der antwortete mir ohne Zögern, indem er aus seiner eigenen und Anderer Erfahrung stramm behauptete, dass die alten Straussenhähne dort alle rote Hälse und Beine hätten. Neumann und Schillings, die auf ihren Forschungsreisen in Deutsch-Ostafrika mehrfach Strausse erlegt hatten, bestätigten dies, und die Federbalgstücke, die Schillings mitbrachte, zeigten dieselbe Farbenabänderung, die die schwarzen Federn unserer Hähne aufweisen: sie waren nicht lackschwarz sondern braunschwarz. Da entschloss sich endlich Oskar Neumann, der nicht nur durch seine erfolgreiche, im grossartigsten Maassstabe durchgeführte Sammelreise, sondern auch durch eigene wissenschaftliche Thätigkeit um die Tierkunde Afrikas sich verdient gemacht hat, den deutsch-ostafrikanischen Strauss als besondere Art aufzustellen. Mikroskopische Untersuchungen der Eischalen bekräftigten die Unterscheidung.



PARDELROLLER (Nandinia binotata Tem.). Für das Publikum ein äusserst langweiliges Vieh, das es meist nur in der Ecke seines Käfigs zusammengerollt schlafend findet, wenn es nicht über lebhafteren, kurzweiligeren Nachbarn ganz übersehen wird. Für die wissenschaftliche Forschung dagegen ein recht interessanter Gegenstand, an den sich mancherlei Gedanken und Vermutungen über Stammeszusammenhänge zwischen verschiedenen Säugetierformen knüpfen lassen! Denn wenn es auch schwer halten wird, zu beweisen, dass eine nackte, drüsige Hautstelle am Bauche wirklich als ein Ueberrest des Beutels der Beuteltiere zu deuten wäre, so bleiben doch an dem für Verwandtschaft so bezeichnenden Gebiss und anderen Körperverhältnissen noch genug Anklänge an verschiedene Säugetiergruppen übrig, um der modernen wissenschaftlichen Betrachtung den Pardelroller als eine altertümliche Anfangsform der Säugetiere erscheinen zu lassen. Das vortretende Auge mit der ausgedehnten braunen Iris, die nur eine schmale, spaltförmige Pupille frei lässt, erinnert an die Hauptgruppe der Halbaffen, die Makis, die allgemeine Kopfform und die eigentümliche, etwas nach vorne hängende Haltung der Ohren, sowie der ausserordentlich lange, am Ende nach unten gebogene Schwanz an ein merkwürdiges kleines Raubtier Mittel- und Südamerikas, den Wickelbären. Das Gebiss vereinigt nach Hacke „raubtier-, fruchtfresser- und halbaffenartige Merkmale“ und „wenn die Nandinia an den Gitterstäben ihres Käfigs emporklettert, so setzt sie die Daumenzehe den übrigen entgegen“.

Im übrigen ist das Tier hellbraun, schwarz getupft; von dieser allgemeinen dunklen Fleckung heben sich aber zwei helle Flecken, auf jeder Schulter einer, auffallend ab und haben den Namen Zweifleckroller veranlasst, der eigentlich der bezeichnendste ist.



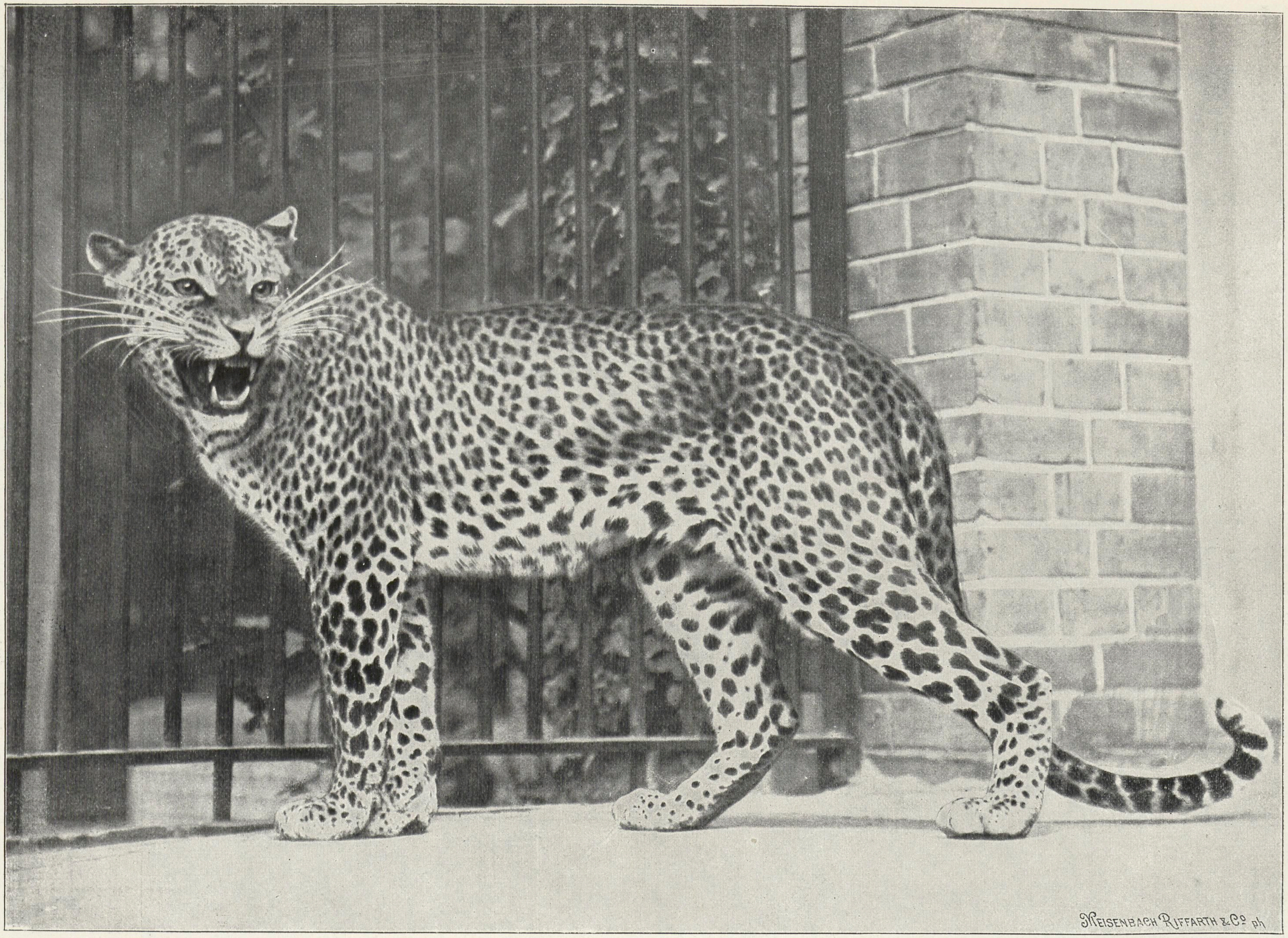
FOSSA (Cryptoprocta ferox Benn.). Ist gewiss eines der allerinteressantesten Raubtiere, vielleicht eines der interessantesten Tiere überhaupt. Denn mag einer aus wer weiss welchen unsachlichen Gründen sonst noch so heftig bestreiten, dass die Mittelformen, Uebergänge und Zwischenglieder, welche in unserer modernen naturwissenschaftlichen Weltanschauung eine so grosse Rolle spielen, wirklich existieren; hier wird er schweigen müssen. Die Fossa lässt sich garnicht anders auffassen und begreifen, denn als Mittel- und Uebergangsform, als Bindeglied zwischen den eigentlichen Katzen und ihren erdgeschichtlich älteren, in gewisser Beziehung unvollkommeneren Verwandten, den Schleichkatzen (Palmenrollern, Zibet- und Ginsterkatzen, Ichneumons). „Als ob man den Körper eines grossen, rotbraunen Palmrollers“, sage ich selbst im „Tierreich“, „mit dem lebhaften, spiellustigen Geist, der energischen Sprungkraft und geschmeidigen Beweglichkeit einer echten Katze durchtränkt hätte, so erscheint mir immer dieser mein Liebling unter den kleinen Raubtieren, den ich schon mehrere Jahre in einem Prachtstück pflege“. Dass die Fossa thatsächlich bis zu einem gewissen Grade die Krallen vorstrecken und einziehen kann, davon habe ich mich oft genug überzeugt, wenn ich die unsere durch den Spalt unter ihrem Käfiggitter scherzweise nach meinem Fusse oder sonst was „angeln“ liess. Von ihrem Temperament, von den prächtigen, schlangenhaften Wellenbewegungen der graurotbraunen Gestalt giebt das Bild leider keine Vorstellung — der ungewohnte, sonnendurchleuchtete Photographierkäfig verblüffte selbst ihre Herzhaftigkeit —; desto besser treten aber die eigentümlichen Körperverhältnisse hervor, was der Aufnahme einen sehr ernsthaften Wert giebt. In ihrer Heimat, Madagaskar, dürfte die Fossa noch nicht nach dem Leben aufgenommen worden sein.



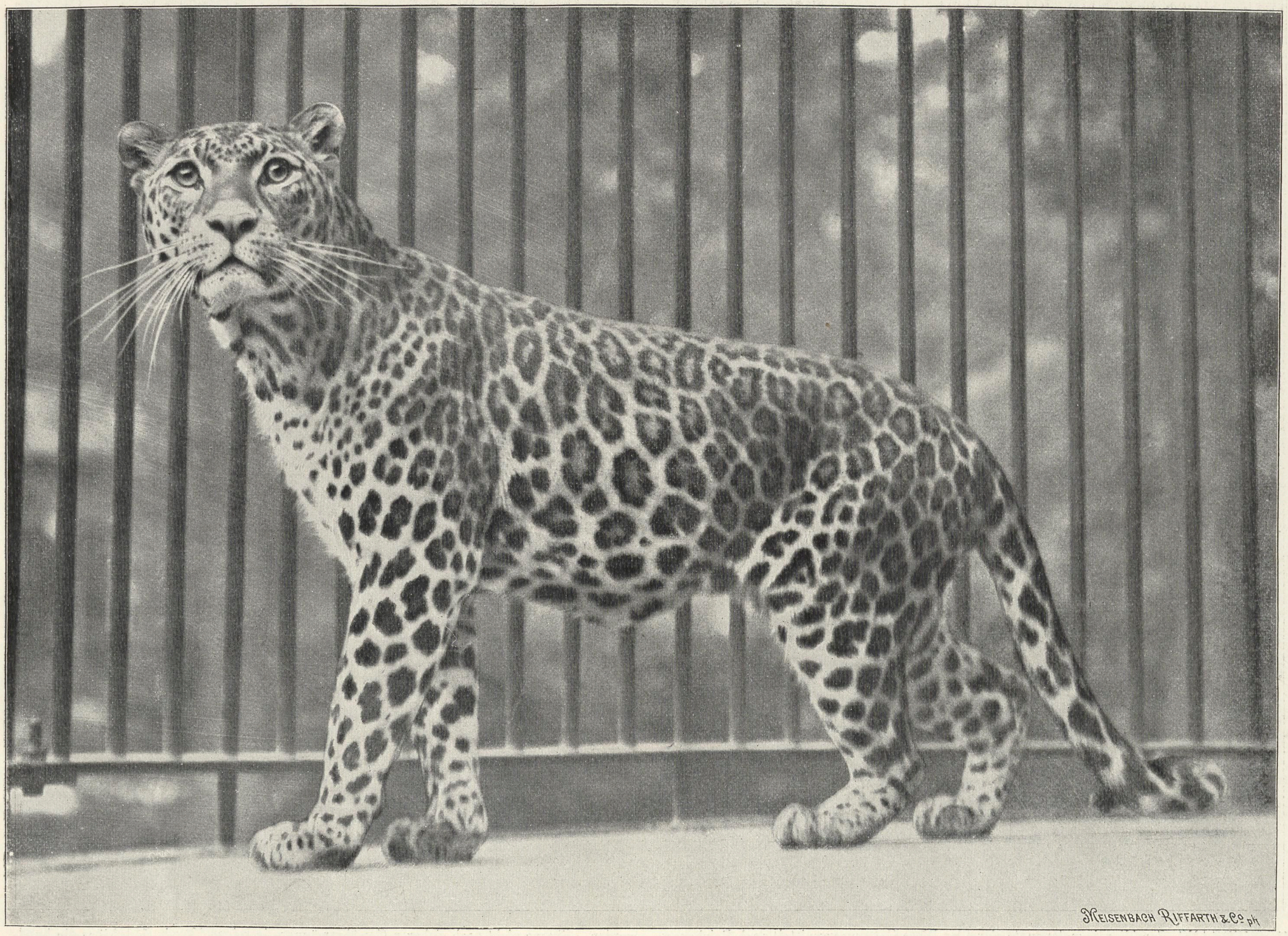
WICKELBÄR (Cercoleptes caudivolvulus Ill.). Als „Kleinbären“ schliesst man an die stummelschwänzigen Grossbären einige kleine, langschwänzige Sohlengänger an, die unter sich in der Kopfbildung u. s. w. wieder recht verschieden sind und um so mehr nur als eine vorläufige Zusammenfassung erscheinen, als sie auch in ihrem allgemeinen Aeusseren entschieden lange nicht so bärenartig sind, wie z. B. der Vielfrass oder auch der Dachs. Zu diesen problematischen Kleinbären, die grösstenteils in Amerika zu Hause sind, gehört neben dem bekannten Waschbären, der den Schuppenpelz liefert, der weniger bekannte Wickelbär, so genannt von seinem langen, sehr beweglichen Wickelschwanz, den er beim Klettern um die Baumäste zu schlingen und in ähnlicher Weise als Sicherheitsanker zu benutzen versteht, wie die südamerikanischen Klammeraffen. Wir besitzen zwei Exemplare, darunter ein Geschenk von unserem Gönner Dorenberg aus Mexiko, welches sich von dem goldgelben, südamerikanischen Käfiggenossen durch graugelbe Farbe unterscheidet. — Der Wickelbär gehört zu denjenigen Tieren, bei welchen Zahmheit in der Gefangenschaft sozusagen selbstredend ist. Es ist ein ebenso harmloser und liebenswürdiger, als komischer und sonderbarer Kauz. Obwohl ausgesprochenes Nachttier, lässt er es sich doch gutmütig gefallen, zu allerlei Kurzweil aus dem Schlafe aufgestört zu werden, und weiss auch am Tage die Feste zu feiern, wie sie fallen. Im Leipziger zoologischen Institut hatten wir einen, den wir zu allgemeinem Gaudium öfter Bierreste austrinken liessen, auf die er sehr erpicht war: er hielt dann das Gefäss fein säuberlich mit den Vorderpfötchen hoch und leckte äusserst eifrig mit der langen Zunge, dass nichts daneben ging.



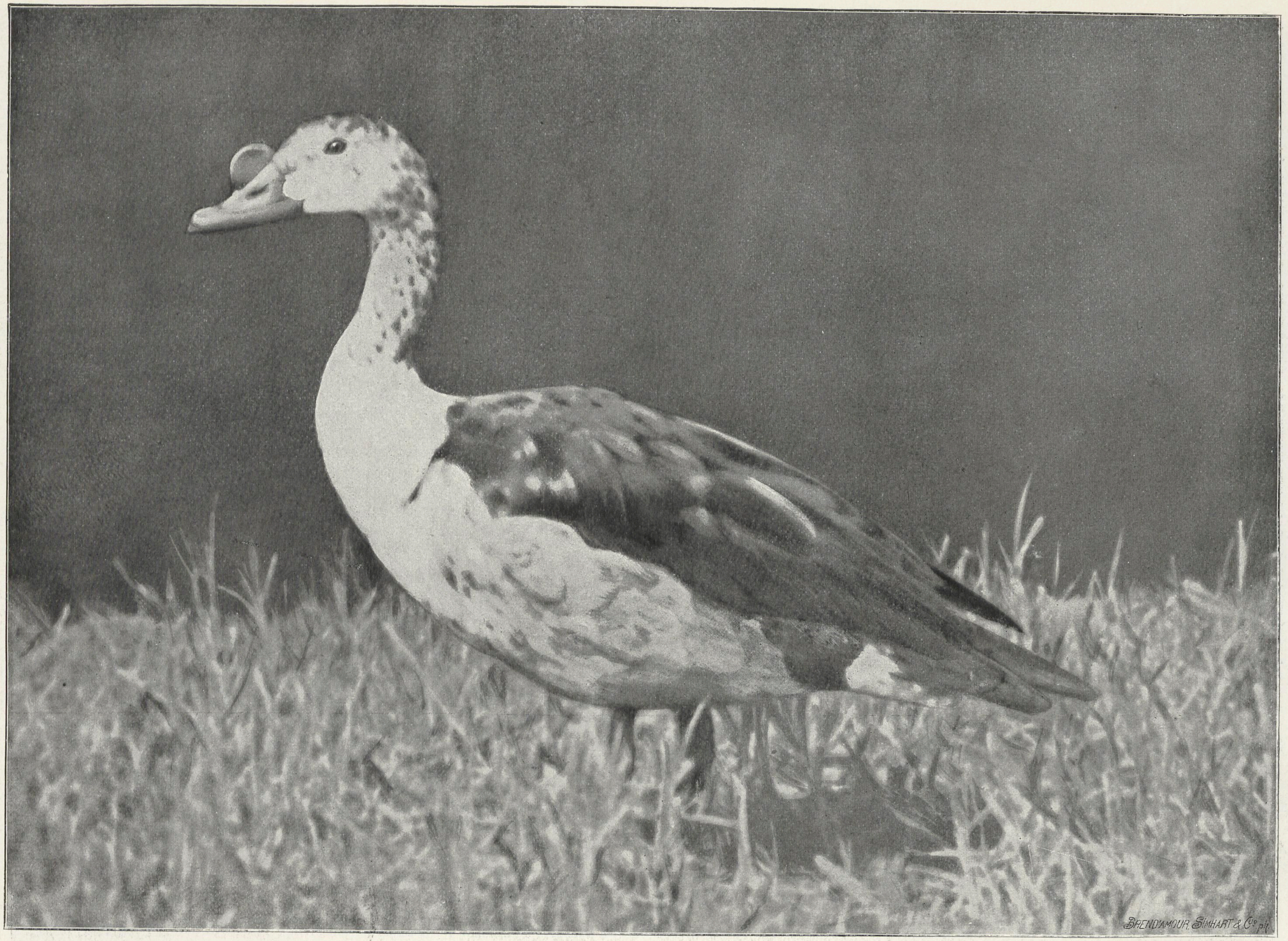
AMERIKANISCHER JABIRU (Mycteria americana L.). Die Jabirus oder Sattelstörche, die in je einer Art die tropischen Gegenden Amerikas, Afrikas, Asiens und Australiens bewohnen, wetteifern mit den Marabus oder Kropfstörchen, die grössten aller Stelzvögel zu sein. Den Namen Sattelstörche haben sie von der flach sattelförmigen Einbiegung des Schnabels, die besonders bei der amerikanischen Art deutlich hervortritt. Diese streitet mit den Marabus auch um den Preis der Hässlichkeit und ist doch ein hervorragendes Schaustück aus der Vogelwelt, ein wichtiges Glied in der Vogelsammlung eines grossen zoologischen Gartens, auf das ich Jahre lang vergeblich fahndete. Als unser neues japanisches Stelzvogelhaus mit der entsprechenden Anzahl von Einzelgehegen für eine vollständige Sammlung von Kranichen und Störchen vollendet war, fehlte mir der amerikanische Jabiru empfindlich, und ich begrüsste es mit doppelter Freude, als ihn ein westfälischer Landsmann mitbrachte, der sich schon mehrfach mit Tiereinfuhr aus dem Innern Argentiniens beschäftigt hat. Vom Schiff weg kaufte ich ihn, und er „ziert" heute noch das Haus, wenn man von ihm überhaupt dieses Wort gebrauchen darf. Er ist nämlich ein recht wüster Patron, sowohl körperlich als geistig. Die unbefiederten Teile, Kopf und Hals, Schnabel und Füsse, stechen schwarz von dem weissen Gefieder ab, und der fleischrote Unterhals bringt noch einen dritten unappetitlichen Ton dazwischen. Im Genick stehen einige gelbliche Borstenhaardunen, und so steht der ganze Kerl wie ein alter, kahlköpfiger Neger im weissen Anzug da. Bösartig ist er auch, sogar so raffiniert, dass er mit geöffnetem Schnabel durch zwei Drahtmaschen haut.



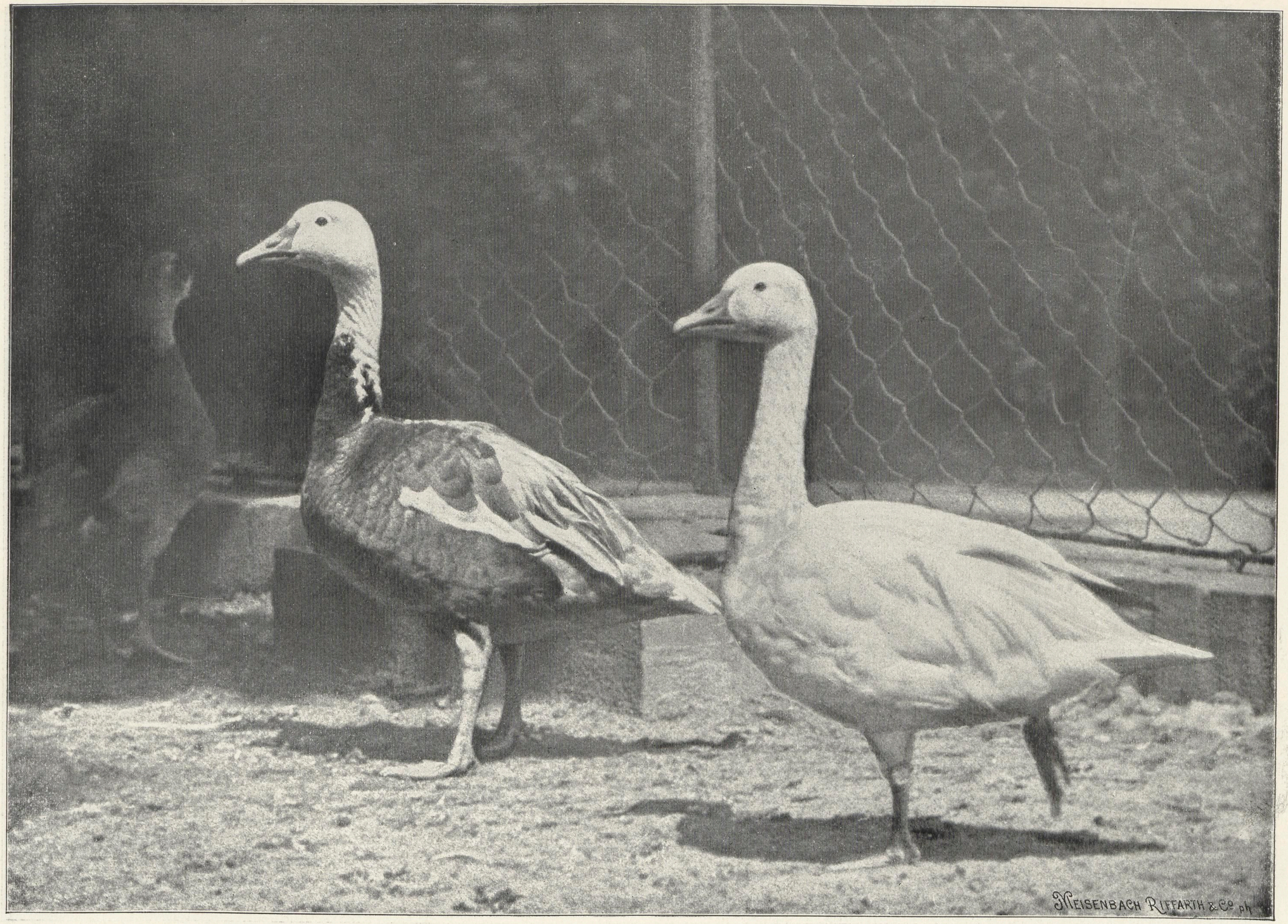
DEUTSCH-OSTAFRIKANISCHER LEOPARD. Als Student hielt ich einst in einem sogenannten akademisch-wissenschaftlichen Verein einen Vortrag darüber, dass man asiatische und afrikanische Leoparden sehr wohl unterscheiden könne, und es eigentlich unverantwortlich sei, wenn sie immer wieder zusammengeworfen würden. Das fällt mir jetzt wieder ein, wenn ich in Blanfords Tierwelt Britisch Indiens (herausgegeben 1888—92) als geographische Verbreitung von Felis pardus L. lese, dass diese Art „auch durch ganz Afrika gefunden“ würde. Das finde ich auch heute noch unverantwortlich! Noch bedenklicher scheint es mir, wenn andererseits Elliot in seinem riesenhaften Prachtwerk über die Katzen (1883) sich durch einen Jägerglauben der eingeborenen Schikaris verleiten lässt anzunehmen, dass in ganz Vorderindien zwei Leopardenrassen ganz unabhängig von der Geographie durcheinander liefen, eine grössere, die angeblich in Bengalen gefunden, aber mit einem jungen, falsch angemalten afrikanischen Mantelpavian als Beute abgebildet wird, und eine kleinere, wie man sie „gewöhnlich aus Marokko oder Indien erhält“(!). Das sind doch heillose Grundsatz- und Grundgedankenlosigkeiten. Da lobe ich mir unseren Karl Hagenbeck, der als grosser Tierhändler längst auch schon ein praktischer Tiergeograph ist: er sieht jedem Leoparden an, woher er kommt, und wir haben das, Gott sei Dank, auch gelernt. Namentlich der schlanke, helle, klein und eng aber blass gezeichnete, deutsch-ostafrikanische Küstenleopard ist mir im letzten Jahrzehnt sehr geläufig geworden. Haben uns doch unsere kolonialen Gönner und Freunde schon eine ganze Anzahl dieser prächtigen Tiere als Geschenke zugeschickt! Den abgebildeten verdanken wir dem jetzigen Herzogregenten Johann Albrecht von Mecklenburg-Schwerin, der ihn von einer Reise nach seinen deutsch-ostafrikanischen Besitzungen mitbrachte und frei in seinem Palais in Potsdam hielt. Es war ein ganz handzahmes Tier und ist es heute noch. Deshalb behagte ihm auch unser Gittergefängnis wenig: er frass nicht. Da besuchte ihn der Haushofmeister des Prinzen, und rührend war die Freude des Tieres. Aus seiner Hand nahm es Fleisch und war von Stund an mit seinem Schicksal versöhnt.



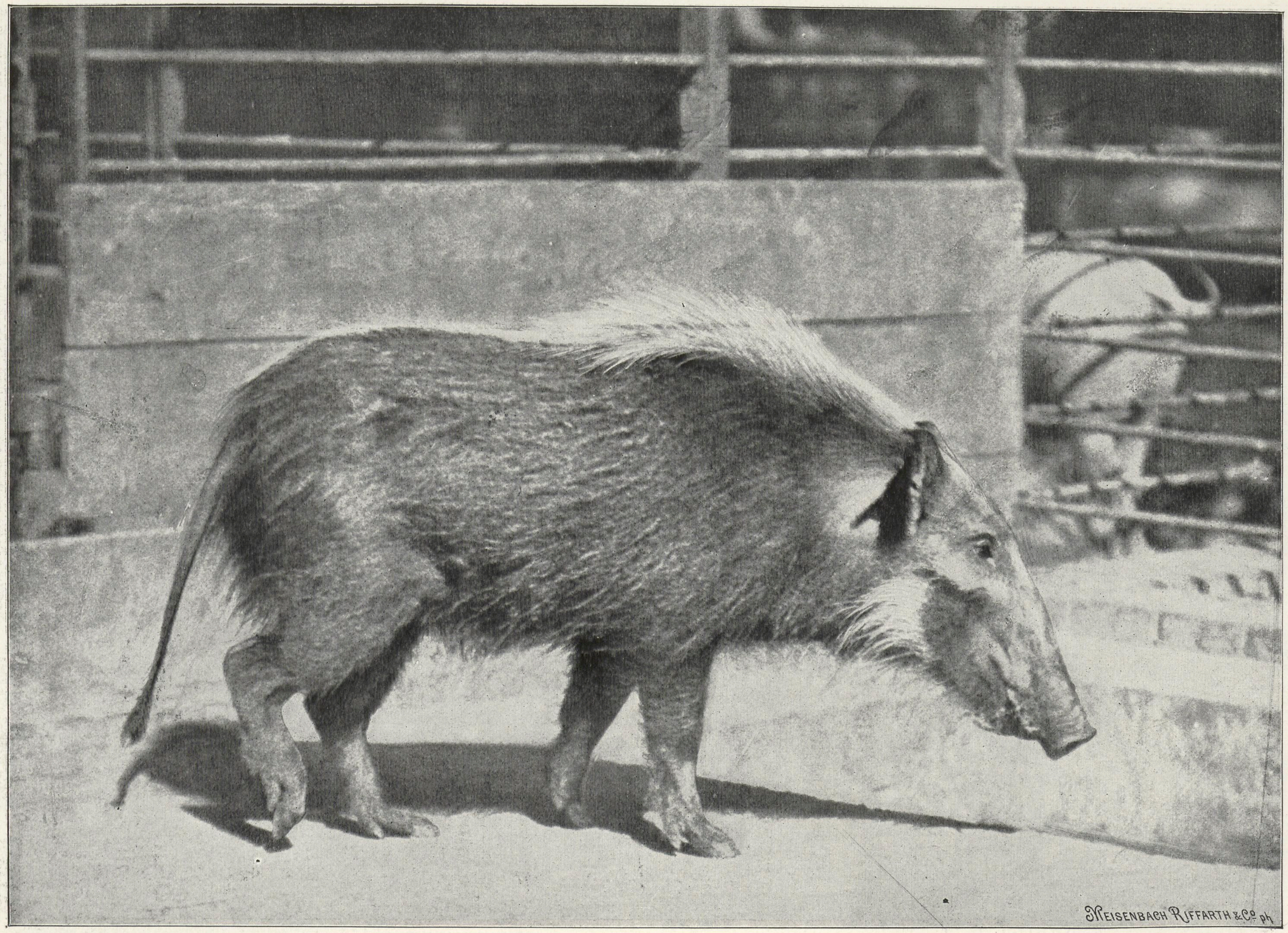
VORDERINDISCHER LEOPARD. So, d. h. von schwererem, oft auffallend niedrigem Bau und mit sehr viel grösseren und weiter gestellten Rosettenflecken, erhält man den Leoparden gewöhnlich aus Indien. Aber nicht aus Marokko, was Elliot in seinem grossen Katzenwerk gleichgiltig und gleichbedeutend hält. Der nordafrikanische Leopard vom Atlasgebirge, der angeblich der grösste von allen ist, dürfte zur Zeit wohl kaum irgendwo in Gefangenschaft leben; ich habe noch nie einen gesehen. Unser Indier ist noch ein Geschenk unseres verstorbenen Gönners Schönlank, also jedenfalls in Kalkutta gekauft, ein Bengale, und tiergeographisch als Vertreter der nordostindischen oder Gangesform anzusehen. Wie viele geographische Abarten des Leoparden es sonst noch in Indien giebt, darüber kann ich leider gar nichts sagen. Es werden wohl ebenso viele sein, wie es in Indien natürliche geographische Gebiete, grössere Flussgebiete, giebt; ich glaube aber, es hat sich damit noch niemand vom geographischen Gesichtspunkt aus ordentlich beschäftigt. Nur eine zweite indische Leopardenform ist auch in der älteren Litteratur schon eingebürgert; Wagner hat sie sogar auf Grund des längeren Schwanzes und der dichteren, dunkleren Fleckung als „gute Art“ (Felis variegata) unterschieden, ein Anerkenntnis, was man dem afrikanischen Leoparden verweigert. Es ist der sogenannte „langschwänzige Panther“, und damit ist offenbar die hinterindische oder Sundainselform gemeint, die ich leider noch gar nicht gesehen habe, seit ich mir einigermaassen einen Kennerblick zutrauen darf. Mit ihr bringt man auch — und jedenfalls durchaus berechtigterweise — den sogenannten schwarzen Panther in Verbindung, das bekannte Schaustück der zoologischen Gärten und grossen Menagerien, den man als den Schwärzling des Sundapanthers erklärt. Wie ich aus beiläufigen Zusendungen der Tierhändler weiss, stammen aber die schwarzen Panther, die in den Handel kommen, alle aus einer ganz bestimmten Gegend Sumatras, und es muss also hier mindestens eine ähnliche, örtlich häufige Farbenausartung vorliegen, wie z. B. bei dem schwarzen aus den Jagdzeitungen bekannten Rehwild gewisser lippedetmoldischer Reviere.



HÖCKERGANS (Sarcidiornis melanonota Forst.). Diese Gattung vermittelt nach Reichenow den Uebergang von den Enten zu den Gänsen. Gänseartig sind die längeren Flügel, die höheren Beine und die Lebensweise; entenartig der Schnabel und die Körpergestalt im allgemeinen. Ein besonderes Kennzeichen ist der Schnabelhöcker, der aber viel mehr ein grosser, schwarzer, steifer Fleischkamm ist, ähnlich dem Kamm des Kondormännchens, aber mit glatter Oberfläche. Diesen Hochzeitsschmuck erhält aber nur das Männchen zur Brutzeit, dann verschwindet er wieder, und man würde den Vogel daher vielleicht besser mit seinem zweiten Namen Glanzgans nennen nach dem prachtvollen „blauen und lila Stahlglanz und rötlichen Kupferglanz“ des Rücken-, Flügel- und Schwanzgefieders. Kopf und Oberhals sind weiss mit schwarzen Flecken, Unterhals und Unterkörper rein weiss. Die Weichen sind bei der altweltlichen Art grau verwaschen, bei der südamerikanischen, die vornehmlich Paraguay bewohnt, schwarzbraun. Ueber die altweltliche Art, die auch auf Madagaskar und in Indien vorkommt, sind in Afrika genauere Beobachtungen gesammelt worden. Sharpe giebt nach sicheren Gewährsmännern in seinen Vögeln Südafrikas die Landstriche an, wo sie dort das ganze Jahr und wo sie nur zur Regenzeit zu finden ist. Sir John Kirk lobt ihr Fleisch, findet es zarter als das der schwarzen Sporenflügelgans, aber doch nicht so delikat wie das der Witwenente. In Deutsch-Ostafrika hat der treffliche Böhm die „Höckerenten“, wie er sie nennt, beobachtet. „Ihre Lebensweise ist hier ganz die echter Baumenten. Beim Einfallen bäumen sie stets auf, und wir haben sie nie auf der Erde angetroffen.“ Ihre Nahrung suchen sie aber natürlich am Boden, und zwar nach Gänseart weidend. „Nach Aussage der Eingeborenen“, fährt Böhm weiter fort, „plündern sie hauptsächlich die Reisfelder“. Dann schildert er ihr eigenartiges, vorsichtiges Benehmen, wie es sich dem Jäger auf dem Anstand offenbart: wie sie in kleinen Flügen von einem halben Dutzend etwa ankommen, meist Weibchen allein, nur ausnahmsweise ein einzelnes Männchen darunter, während diese in der Regel den Sporenflügelgänsen sich zugesellen und auch mit ihnen zusammen auf denselben Bäumen nächtigen.



WEISSE UND BLAUE SCHNEEGANS (Anser hyperboreus Pall. und coerulescens L.). Wenn im Herbste des Abends bei Dunkelwerden, halb vom Winde verweht, trompeterndes Gänsegeschrei hoch aus der nebligen Luft ertönte, dann sagten wir Kinder in meiner süddeutschen Heimat: „Die Schneegänse ziehen: Jetzt wird's Winter!" und strengten unsere Augen vergebens an, etwas zu sehen. Schneegänse waren diese unsichtbaren, geheimnisvollen Luftreisenden nun sicher nicht, wahrscheinlich waren es gewöhnliche europäische Wildgänse oder Kraniche; aber die landläufige Redensart zeigt doch, dass die Schneegans ein „berühmtes Tier" ist, mit dem sich die Volksphantasie gerne beschäftigt. Trotzdem ist die Schneegans gar kein europäischer Vogel; sie hat den Schwerpunkt ihrer Verbreitung im nordischen Nordamerika und in Nordostasien und verirrt sich nur ganz ausnahmsweise einmal in sehr strengen Wintern ins europäische Russland oder Nordostdeutschland. Dagegen überflutet sie auf dem Zuge von ihren Brutplätzen auf den tundraartigen Steppen der Hudsonsbailänder aus in ungeheuren Scharen die ganzen Vereinigten Staaten, Mittelamerika und die Antilleninseln und stellt sich auch in Nordchina und Japan ein. In Amerika sind die Massen grosser, wohlschmeckender Vögel natürlich Gegenstand eifrigster Nachstellungen, zumal sie, aus menschenleeren Gegenden kommend, anfangs wenig scheu sind. Mit zwei Gewehren sind stellenweise namentlich die Indianer hinterher: der Mann feuert, das Weib ladet. Unter solchen Umständen ist es eigentlich sehr zu verwundern, dass die Schneegans lange so selten im Tierhandel war. Jetzt ist das allerdings längst nicht mehr der Fall, und wenn in der neuesten Auflage von Brehms Tierleben noch steht, dass Schneegänse „in Europa niemals in Gefangenschaft gehalten worden" seien, so sind sie heute fast in jedem zoologischen Garten zu sehen. Wir haben sogar mehrfach ausser der gewöhnlichen weissen, schwarzschwingigen noch eine blaue Abart erhalten, die bis auf weissen Kopf und Hals blaugraue, bräunliche, gewässerte Färbung hat, und der bekannte Liebhaberzüchter Blaauw hat ein gemischtes Paar von beiden Abarten zur Brut gebracht, das bis jetzt nur blaue Junge erzeugt hat.



FLUSSSCHWEIN AUS DEUTSCH-OSTAFRIKA (Potamochoerus africanus Schreb.). An ihnen habe ich es recht gründlich durchkosten müssen, wie schwer es ist, fremdländische Wildschweine glücklich gross zu ziehen, wie oft man es erfahren muss, dass sie trotz sorgfältigster Pflege und mannigfaltigsten Futters kümmern und schliesslich doch eingehen. Unsere deutsch-ostafrikanischen Freunde schickten öfter junge Flussschweine; ich habe damit aber so viel Unglück gehabt, dass es mir ordentlich peinlich wurde, und ich schliesslich bat, man möge sich auf ausgewachsene Stücke beschränken. Ein solches, die abgebildete Sau, hat uns nun Lazaretinspektor Hübner dieses Frühjahr mitgebracht, als er auf Urlaub kam, und P. Devers-Zansibar fügte kürzlich einen Eber hinzu, so dass das Flussschwein jetzt in einem prächtigen Paare bei uns vertreten ist. An dem Eber sehe ich auch zum erstenmal ein Abzeichen des vollentwickelten Tieres: einen kleinen warzenartigen Fleischhöcker auf der Backe, gerade über den Hauern, ähnlich, wie die Warzenschweine mehrere im Gesicht tragen, nur weniger auffällig abstehend, mehr nach oben um- und an die Backe angelegt. In der Abschattierung ihrer vier Farbentöne: Weiss, Gelb, Braunrot und Schwarz, unterscheiden sich beide Tiere ebenfalls (die Sau ist mehr rot, der Eber mehr fahl mit Schwarz), und das stimmt mit Matschies Angaben in seinen Säugetieren Deutsch-Ostafrikas, dass die Färbung des Flussschweines sehr verschieden sei. Weiss und Schwarz mischen sich an manchen Körperstellen so, und Gelb, Rot und Schwarz gehen an anderen so in einander über, dass es schwer zu beschreiben ist. Gesicht, Backenbart und Innenseite der Ohren sind gewöhnlich weisslich; Kinnbacken, Hals, Schultern, Körperseiten und Beine mehr schwärzlich. Von der langen Borstenmähne längs des Rückgrats fällt es oft, genau genommen, schwer zu sagen, ob sie weiss oder schwarz ist, wenn auch die weissen Haare natürlich mehr vorleuchten. Die Ohren haben eine sehr hübsche, geschweifte Form und tragen an der Spitze eine Art Pinsel, der aber lange nicht so ausgebildet ist, wie bei dem westafrikanischen Verwandten, dem danach benannten Pinselschwein. Beide Arten halten sich gern am Wasser auf.



TIGER-PRINZCHEN. So recht behaglich liegt er da, wie ein strammer Junge in der Wiege! Das Spielen und Umherlaufen mit den Geschwistern macht zwar schon viel Spass, aber auf die Dauer auch müde, und dann ist der eigene, kleine, dicke Wollsackbauch mitunter noch etwas schwer zu schleppen. In solchen Fällen wird, kurz entschlossen, eine Pause gemacht, wo man geht und steht, und zur Abwechslung einmal eine Zeit lang die Welt in aller Gemütlichkeit besehen. Ausgeruht, kann man dann mit frischen Kräften das fröhliche Tigerkinderspiel wieder aufnehmen.

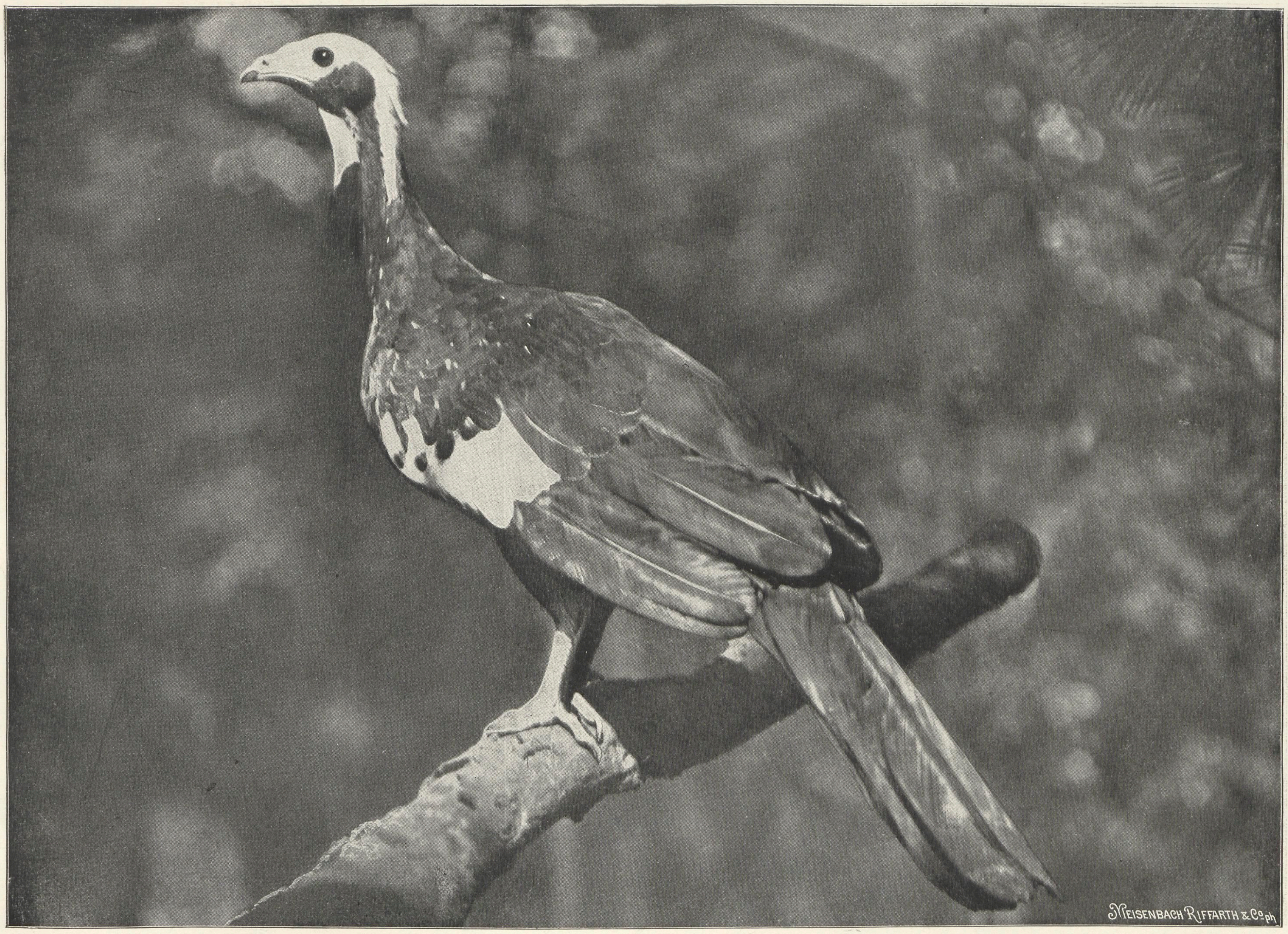
Mama macht gerade ihren Verdauungs-Spaziergang am Gitter auf und ab. Jetzt bleibt sie an der einen Ecke stehen: Da muss was los sein; also hin zu ihr! Wie der kleine Rüpel der Alten so täppisch und rücksichtslos zwischen die Beine rennt, steigt sie zwar vorsichtig über ihn weg, zieht aber dabei doch die schnurrhaarigen Lippen etwas kraus, als ob sie sagen wollte: „Nein, diese Kinder! Keinen Augenblick hat man Ruhe vor ihnen!“ Das Maultier vor dem Heuwagen, das in der Ferne Mamas Aufmerksamkeit erregt hat, kann Tigerprinzchen nicht aufregen, dazu ist der dicke Bengel doch noch zu dumm, und so beschäftigt er sich lieber mit etwas Näherliegendem: Mamas Schwanz, der sofort mit Zähnen und Klauen aus Leibeskräften bearbeitet wird. Lange dauert diese Freude aber nicht, da dreht sich die Alte um, und ein sanfter „Katzenkopf“ mit ihrer mächtigen Pranke legt den kleinen Uebermut auf die Seite. Dabei zeigt sich, dass „der wilde Junge sich natürlich wieder eingeschmutzt“ hat, und sofort wird er einmal von vorne bis hinten hin gründlich durchgeleckt. Dem möchte der Kleine so schnell als möglich entwischen; so gross ist er noch lange nicht, dass er sich gerne waschen lassen müsste.

Da kommt gerade auch der Wärter mit dem Fleisch. Für die Jungen giebt es Extraportionen, zartes Kalb- und Rindfleisch, und nun wird aus dem spielenden Tigerkind ein gieriges, knurrendes und fauchendes Raubtier. Was ein Häkchen werden will, krümmt sich bei Zeiten.

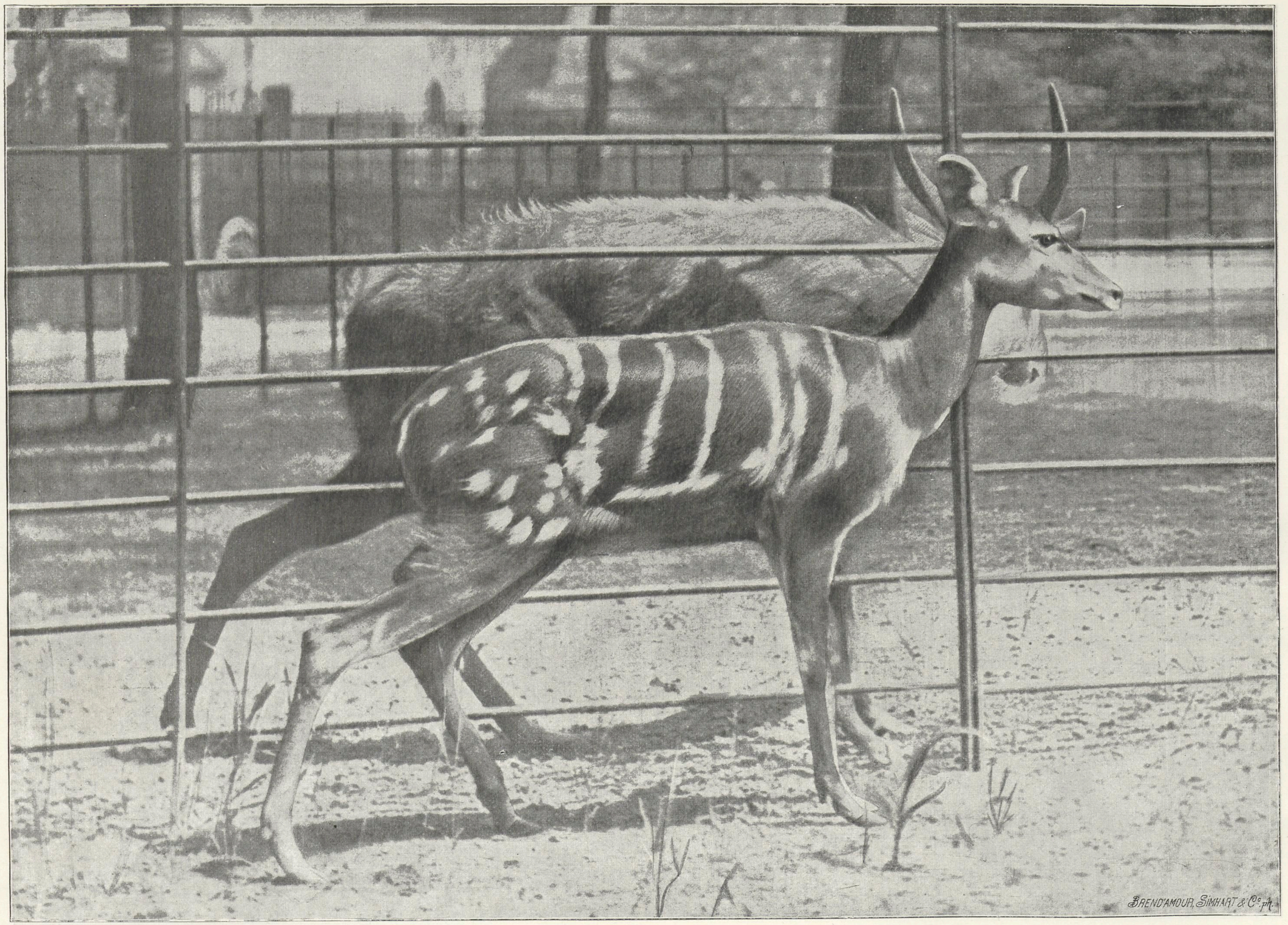


BÜTIKOFERS WEISSNASEN-MEERKATZE (Cercopithecus bütikoferi Jent.). Für die Weissnasen habe ich eine gewisse Schwäche; denn einmal sehen die schlanken, flinken Kerlchen mit dem „Stück Kreide" im Gesicht zu putzig aus, und zum andernmal erinnern sie mich immer an den Anfang meiner persönlichen Beziehungen zu unseren Kolonialkreisen, die inzwischen so erspriesslich geworden sind für den Garten und die Wissenschaft, der er dient. Das erste, was wir aus Deutsch-Ostafrika und überhaupt aus unseren Kolonien zum Geschenk erhielten, waren zwei Weissnasen-Meerkatzen, die uns Rochus Schmidt, damals Bezirkshauptmann in Bagamoyo, überwies. Die Tiere hatten eine ganz interessante Lebensgeschichte hinter sich. Der eine hatte den berühmten Rückzug Emin Paschas, des originellen „Herrschers von Wadelai", mitgemacht, der andere war aus dem Lande der menschenfressenden Manyema am Tanganyikasee mit einer Elfenbeinkarawane nach der Küste gekommen. Sie erwiesen sich als eine neue Art (C. schmidti Mtsch.), und Matschie verdiente sich mit ihrer Beschreibung die ersten Sporen als Säugetiersystematiker.

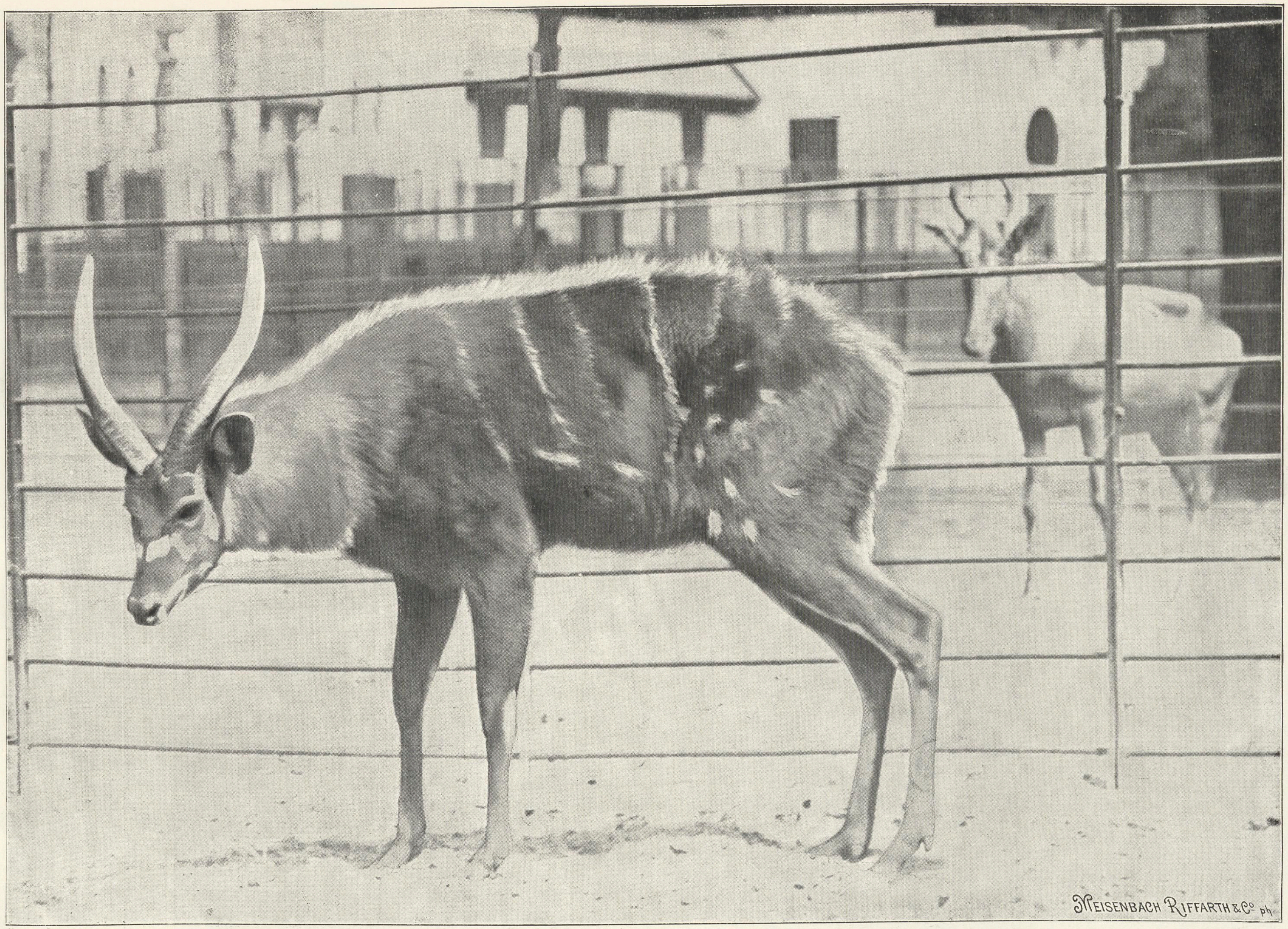
Bei dieser Gelegenheit merkten mir auch, dass das, was wir bis dahin „helle Weissnasen-Meerkatze, C. petaurista Schreb. genannt hatten, gar nicht diese Art war, sondern, wie auch unser abgebildetes Stück, C. bütikoferi aus Liberia, so genannt vom Direktor Jentink am Leydener Museum nach meinem jetzigen Rotterdamer Kollegen Bütikofer, einem geborenen Schweizer, der sich früher als Sammelreisender um die Erforschung von Liberia sehr verdient gemacht hat. Abgesehen von der kreideweissen Nase, die grell aus dem dunklen Gesichtchen herausleuchtet, sind die hellen Weissnasen, insbesondere die Bütikofersche, oben im allgemeinen hellbraun gefärbt, mit schwärzlichem Anflug, der durch schwarze Ringelung der Haare entsteht; Gliedmaassen mehr grau, Bauch weisslich. Ein schwarzer Strich geht von einem Ohr zum andern oben quer über den Kopf, der etwas nach einem „Turmschädel" aussieht, weil die kurzen Haare oben drauf etwas gesträubt getragen werden, so dass die Stirnlinie sich geradezu vorwölbt. Der Backenbart ist weiss, mit schwarzem Querstrich.



BLAULAPPEN-JACUTINGA (Penelope cumanensis Jacq.). Neben den grossen Hokkos beherbergt Mittel- und Südamerika noch eine ganze Reihe kleinerer Baumhühner, die Schaku-, Motmot-, Guan-, Marailhühner, die sich ausserdem durch dünnen, niedrigen Schnabel, nackte Augengegend und Kehle und schopfartig, mit schmalen, längeren Federn befiederten Oberkopf kennzeichnen. Die Artunterscheidung ist hier noch sehr viel schwieriger, als bei den Hokkos. Denn dort handelt es sich nur um eine — allerdings kaum zu bewältigende — Gedächtnisleistung, die verschiedenen Artmerkmale in ihren verschiedenen Zusammenstellungen auswendig zu behalten; die Merkmale an sich sind aber scharf ausgeprägt und thatsächlich unverkennbar. Hier dagegen bleibt, wie mir scheint, der ordnenden Systematik selbst noch viel zu thun; sie hat bei den Schakus, glaube ich, ihre Arbeit noch lange nicht vollendet, und meiner Ueberzeugung nach kann ihr auch nur die Geographie zu befriedigendem Ende verhelfen. Einstweilen muss ich offen gestehen, dass ich nicht im Stande bin, mit Hilfe der mehr oder weniger ausführlichen Beschreibungen, die mir zu Gebote stehen, ein lebendes Baumhuhn mit Sicherheit zu bestimmen: so schwer ist es im gegebenen Einzelfalle die, wenn auch verschiedenen, sehr ähnlichen Grundfarbenschattierungen und daraufliegenden Schillertöne, die Strichel-, Federsaum- und Wellenzeichnungen, die man an dem Tiere sieht, mit dem zusammenzubringen, was man im Buche darüber liest. Nur eine Form macht in dieser Beziehung eine löbliche Ausnahme; sie kennt man leicht unter all den verwandten zweifelhaften Grössen heraus: d. i. die Jacutinga. Sie ist zugleich mit ihrer weissen Schopfhaube, dem nackten blauen Gesichte und dem roten Kehllappen die schönste Art, die aus Brasilien viel eingeführt und im Tierhandel niemals verkannt wird. Da sah ich auf der letzten Tierversteigerung in Antwerpen eine, die mir abweichend vorkam, vermöge ihrer rein weissen (nicht schwarz gestrichelten) Schopfhaube ihres blassblauen (nicht roten) Kehllappens. Ich kaufte sie, und sie erwies sich thatsächlich als die zweite Art, die Blaulappen-Jacutinga aus dem nördlichen Südamerika.



WEIBLICHE SUMPFANTILOPE (Tragelaphus gratus Scl.). Die Sumpfantilope ist von meinem Londoner Kollegen Sclater beschrieben worden, und man muss sich eigentlich wundern, dass eine so grosse und eigenartige Antilopenform so lange unentdeckt bleiben konnte. Sie muss sich aber auch bis in die neueste Zeit in der Naturgeschichte wenig eingebürgert haben. Denn obwohl sie jetzt in mehreren Gärten, auch in unserem, gezüchtet wird, fehlt sie doch u. a. auch in Brehms Tierleben. Schön wird sie wohl nur derjenige finden, der überhaupt Freude an Tieren hat und diese um so lebhafter empfindet, je ungewohnter und absonderlicher ihm die Tiergestalt erscheint, die er vor sich sieht. Am Gnu und der Hirschziegenantilope geht er vielleicht rasch vorbei, weil er sie schon oft gesehen hat; aber die Sumpfantilope fesselt ihn. Diese hohen, stelzigen Beine mit den weichen, dehnbaren Gelenken, auf denen das Tier oft recht unglücklich, wie krank, dasteht, diese schmalen, spitz zulaufenden, bei jedem Schritte weit sich auseinanderspreizenden Hufschalen, dieses lange, eigentümlich, wie durcheinander „gebürstete" Haar mit den weissen Flecken und Querstreifen, dies sind alles Dinge, die man bei keiner anderen Antilope wiederfindet; gerade dadurch ziehen sie aber die besondere Aufmerksamkeit auf sich, wenn sie auch, unbefangen betrachtet, durchaus nicht schön sind. Und doch tritt es an der ganzen äusseren Erscheinung der Sumpfantilope auch wieder unverkennbar hervor, dass sie mit den prächtigsten, grossen und zierlichen, kleinen Antilopen ganz nahe verwandt ist. Eine weisse, halfterartige Gesichtszeichnung hat sie mit dem Kudu gemein, einer der grössten und schönsten, wenn nicht der allerschönsten aller Antilopen überhaupt; deren stolzem, über halbmannshohem Schraubengehörn nähert sich mit seiner Drehkante und seiner flott geschwungenen Form auch das Gehörn der Sumpfantilope an, vielleicht das einzige ganz unbestreitbar Schöne, was sie besitzt. Der wachsende Kopfschmuck des jungen Kudus hat eine Stufe, auf der er dem fertigen Gehörn des alten Sumpfbockes recht ähnlich sieht. Die Weibchen sind bei beiden Arten, überhaupt in der ganzen Gruppe der Drehhornantilopen, ungehörnt.



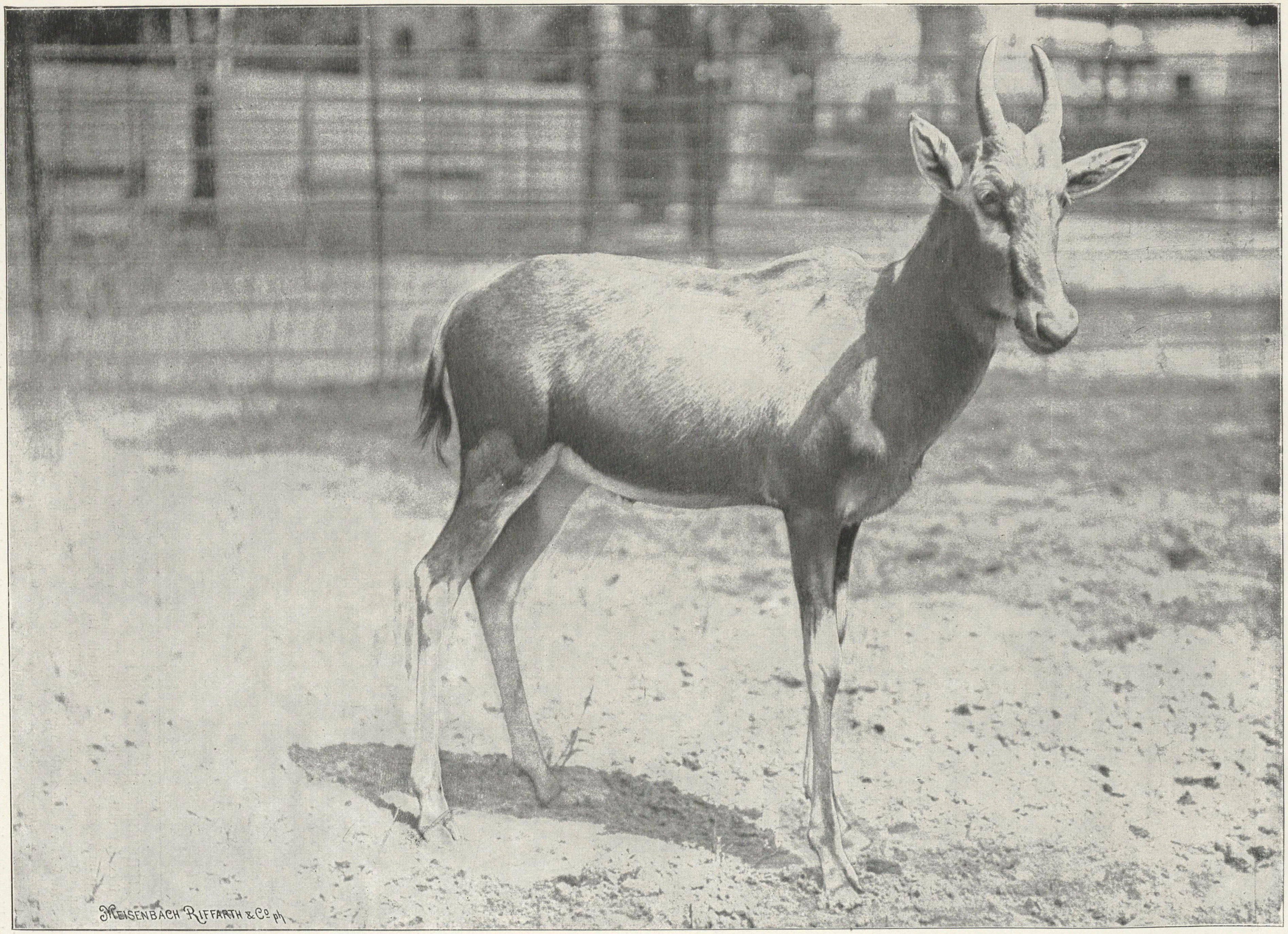
MÄNNLICHE SUMPFANTILOPE (Tragelaphus gratus Scl.). Der Bock unterscheidet sich bei der Sumpfantilope auch durch dunklere Farbe, nicht nur durch das Gehörn: er ist stumpf chokoladebraun, um nicht zu sagen mattschwarz, mit undeutlicher, schmutzig verwaschener Zeichnung, während das erheblich kleinere weibliche Tier mit einer schönen braunroten Farbe geziert ist. Aehnliche Unterschiede trennen beide Geschlechter bei den kleineren Verwandten der Sumpfantilopen, den sogenannten Buschböcken, beweisen aber, im Verein mit dem gedrehten Gehörn, zugleich wieder die nahe Verwandtschaft. Sonst, in Haltung und Bewegung, sind diese unzweifelhaften Verwandten so verschieden, wie Gegensätze nur sein können. Die Buschböcke stehen in eleganter, graziöser Haltung auf geraden, sehnigen Läufen mit kurzen, harten, fest geschlossenen Hufen. Und die Sumpfantilope? Nun man braucht ja nur einen Blick auf unser Augenblicksbild zu werfen: sie steht gerade recht charakteristisch da. Wie ist solch abweichendes Wesen bei offenbar nächster Stammesverwandtschaft zu erklären? Nur durch die Anpassung an eine besondere Lebensweise! Die Sumpfantilope ist ein halbes Wasser- und ein ganzes Schlamm- und Sumpftier. Daher und dafür die langen Stelzbeine, die Gummigelenke und die Spreizhufe! Man muss eine Sumpfantilope einmal galoppieren gesehen haben, um sich einen Begriff zu machen, wie ungemein weich sie auftritt für ihre Grösse und Schwere, die doch immerhin die des Damhirsches übertrifft, und man wird dann ohne weiteres überzeugt sein, dass sie im Schlamme viel weniger einsinkt, als ein anderes Tier von demselben Gewicht, das sich auf anderen Beinen und Hufen anders bewegt. Die Sumpfantilope lebt in Westafrika, Niederguinea, insbesondere im Kongogebiet, geht nördlich bis nach Kamerun, von wo Korvettenkapitän Schwartzkopff uns einen jungen Bock als Geschenk mitgebracht hat. An diesem prächtigen, etwa halbwüchsigen Tiere ist zu sehen, dass der junge Bock im allgemeinen zwar die braune Farbe des Weibchens hat, aber doch nicht genau denselben Ton; mir scheint er erheblich dunkler. Jetzt erst fängt dieses Tier an die Hörner aus dem Schädel herauszuschieben.



SIBIRISCHER STEINBOCK (Capra sibirica Pall.). Innerasiatische Säugetiere waren für uns in den zoologischen Gärten bis vor wenigen Jahren etwas kaum Gekanntes. Da beflügelten grosse deutsche Jagdherren und englische Tierliebhaber durch zahlreiche Bestellungen den rastlosen Unternehmungsgeist Hagenbecks, und er fing an, Vorläufer seines Tierhandels u. a. auch in den Altai zu schicken. Asien, gegenüber dem nachgerade etwas „abgebauten" Afrika noch eine unerschöpfliche Fundgrube, wurde aufgeschlossen und brachte prächtige Neuheiten auf den Tiermarkt. Als ich, mitten im Winter nach Hamburg geeilt, in Hagenbecks neu angelegtem Tierpark Stellingen draussen das Rudel sibirischer Steinböcke sah, die Fürst Hohenlohe-Oehringen zum Aussetzen in seinen ungarischen Karpathenrevieren erhalten sollte, da liess ich nicht nach mit Bitten, bis der hohe Herr in grosser Freundlichkeit zu Gunsten unseres Gartens auf einen jungen Bock verzichtete. Es ist der abgebildete. Er bildet seitdem ein Hauptschmuckstück unserer Felsengehege für Gebirgswiederkäuer und hat sich prächtig entwickelt, seit er hier ist, schon drei dicke Knoten seines Gehörns ausgeschoben, das sich als echtes, vorn breit gewulstetes Steinbocksgehörn erweist, im Gegensatz zu der zusammengedrückten, scharf gekielten Querschnittsform des Gehörns der eigentlichen Ziegen im allerengsten Sinne. Vom Alpensteinbock unterscheidet sich der Sibirier auf den ersten Blick durch die ganz helle, gelblichgraue Milchkaffeefarbe, die auch an den Beinen kaum durch dunkle Zeichnung erheblich zurückgedrängt wird. Auch das Gehörn ist anders: stärker gekrümmt, mit breiteren, weiter auseinanderstehenden Knotenwülsten.



UNSERE INTERESSANTESTEN ZIEHKINDER. Ein Pärchen echter, reinblütiger Alpensteinböcke (Capra ibex L.) und ein Tur oder Kaukasus-Steinbock (C. pallasi Schinz oder cylindricornis Blyth), wahre Juwele für einen zoologischen Garten, deren sorgsamste Aufzucht mit sterilisierter Kindermilch, richtigem, aus der Schweiz bezogenem Alpenheu, Tropon-Cakes und anderen ausgesuchten Futtermitteln sich unser Inspektor Havemann selbst angelegen sein lässt. Bis jetzt „unberufen“ mit vollem Erfolg; hoffentlich geht es so weiter! Die beiden kleinen Alpensteinkitzen liess ich den Pfleger von der Schweizer Grenze abholen: sie müssen aus den Jagdrevieren des Königs von Italien in den grajischen Alpen zwischen Montblanc und Monte Rosa stammen, wo allein noch die letzten Reste unseres stolzesten Alpenwildes sich bis heute erhalten haben. Sie fallen durch die dunkle, nur mit wenig Gelbgrau gewässerte Farbe auf, die an den Beinen in fast reines Braunschwarz übergeht. Der Bock schiebt gerade jetzt wieder einen dicken Gehörnknoten unter der Haut heraus, wobei jedesmal die Stirn hoch aufgetrieben erscheint und sich heiss anfühlt. Die Ziege hat ein unbedeutendes, quergerilltes Gehörn, was ihr natürlich auch wenig zu schaffen macht. Ganz abweichenden Kopfschmuck trägt der Kaukasier, seine Hörner streben vollständig schafartig niedrig nach der Seite weg, sind ungefähr rund im Querschnitt (daher der eine lateinische Name) und haben keine Knoten, sondern nur leichte Querlinienzeichnung. Auch in anderen Körperverhältnissen nähert sich der Tur den Schafen; ein kurzes, dunkles Bocksbärtchen hat allerdings unser kleiner, auffallend massiv gebauter Springinsfeld schon. Seine Farbe ist rötlich, Beine und Schwanz schwarzbraun.



JUNGER BLÄSSBOCK (Damaliscus albifrons Burch). Als ich diesen zahmen, lustigen Burschen von Reiche erhielt, hatte er zwar schon handlange Hörner, aber noch gar keine Blässe oder vielmehr eine schwarze, wenn der Ausdruck erlaubt ist. Jetzt wird sie grau, d. h. mit weissen Haaren durchschossen, als wenn der „kleine Junge“ schon ein Greis wäre, und so wird sie wohl allmählich zur richtigen Blässe werden. Ueber den jungen Blässbock finde ich nirgends etwas angegeben, auch im Book of Antelopes nicht; dort ist nur einer liegend abgebildet. Der sieht aber mit seinem graugelben Rumpfe und den fuchsroten Beinen ganz anders aus, scheint auch jünger zu sein als unserer, der schon weisse Beine hat und auch im allgemeinen schon die Körperfarbe, wie die Alten. Es fehlt nur auf dem Braun noch der bläulich-schwärzliche Schimmer; es ist mehr Braun mit Schwarz, wie bei den Kuhantilopen. Diesen sieht überhaupt meines Erachtens der junge Blässbock ähnlicher, als der alte, und er verrät so deutlicher die Verwandtschaft, wie dies ja die jugendlichen Entwickelungsstufen meistens thun. Sonst unterscheidet sich die Gattung Damaliscus dadurch, dass die Körpergestalt und Gehörnbildung nicht so auf die Spitze getrieben sind, wie bei den eigentlichen Kuhantilopen. Das erwachsene Tier ist zwar auch nach hinten etwas abschüssig gebaut, aber der Kopf ist durchaus nicht unschön verlängert, und das scharf geringelte Gehörn hat eine so hübsche Leierform, wie man sie nur von einem Antilopengehörn verlangen kann.

Der Blässbock und sein nächster Verwandter, der Buntbock, sind ausschliesslich südafrikanische Antilopen und als solche beinahe ausgerottet. Dass der Blässbock noch irgendwo in Transvaal existieren musste, merkte man daran, dass Reiche-Alfeld immer wieder einmal ein einzelnes Stück einführte, dass aber auch die eigentliche Kapform, der Buntbock, der nie jenseits des Vaalflusses vorkam, noch nicht ganz von der Erde verschwunden ist, sehe ich mit grosser Freude aus Gadows südafrikanischen Jagdbriefen, nach denen noch etwa 450 Stück in den südwestlichen Gebirgsgegenden der Kapkolonie, den Bezirken Swellendamm und Bredasdorp, leben.



NYLGHAU-ANTILOPEN-KÜHE. „Warum sind das Antilopen? Ich hätte sie für Hirschkühe gehalten!“ wird vielleicht mancher sagen, und ich wüsste wirklich nicht, wie ich am lebenden Tiere beweisen sollte, dass er unrecht hat. Es giebt kein besonderes äusseres Kennzeichen, welches jede Antilopenkuh sicher von jeder Hirschkuh unterschiede; und nicht blos das: es lässt sich überhaupt keine Reihe von Merkmalen zusammenstellen, durch welche die ganze Gruppe der Antilopen thatsächlich gekennzeichnet und bestimmt abgegrenzt würde. Die Frage, was eigentlich eine Antilope ist, weiss auch die Wissenschaft nur in verneinender Form zu beantworten: ein horntragender Wiederkäuer, der keine Ziege, kein Schaf und kein Rind ist. Aus dieser Sachlage haben die modernsten englischen Säugetiersystematiker unerschrocken die richtige Folgerung gezogen und den Begriff der Antilope als solche ganz aus dem System herausfallen lassen. In Flower und Lydekkers lebenden und ausgestorbenen Säugetieren stehen die verschiedenen mehr oder weniger natürlichen Untergruppen der Antilopen völlig gleichwertig als „Sections“ den drei übrigen Hornträgergruppen: Ziegen, Schafen, Rindern gegenüber, die nur noch als „Sections“ gelten gelassen werden. Und in der That; wenn wir die Sache unbefangen ansehen: Warum sollen denn eine Zwerg- und eine Elenantilope, eine Gazelle und ein Gnu näher mit einander verwandt sein als ein Steinbock und ein Bison, ein Mähnenschaf und ein Yakstier? Wir selbst haben uns den künstlichen Begriff der Antilope ganz im allgemeinen erst gebildet für alle die horntragenden Wiederkäuer, die wir nicht ohne weiteres unterbringen konnten bei Ziegen, Schafen und Rindern, den drei Hornträgergruppen, die uns selbstverständlich geläufig sind, weil sie uns je ein wichtiges Haustier geliefert haben. Der Nylghau steht bei der „Tragelaphine Section“, zu der die Elenantilope, der Kudu und die übrigen Drehornantilopen (Gattung Tragelaphus) gehören; man hat ihn da aber wohl nur deshalb eingereiht, weil beide Geschlechter eine kurze Nackenmähne tragen, ähnlich wie der Kudu, und der Bock auch einen dreieckigen Ansatz zu der Halswamme, die sich beim Elandbullen so mächtig entwickelt.



PARADIES-KRANICH (Antropoides paradisea Lcht). Unbedingt einer der schönsten Kraniche mit der bis zur Erde niederhängenden Federschleppe, obwohl er nur in Grau gekleidet ist, das sich am Kopfe, auf dem Scheitel, bis zu Weiss aufhellt und auf den langen Schleppenfedern bis zu Schwarz verdunkelt. Das Kopfgefieder wird gewöhnlich in ganz eigenartiger Weise gesträubt getragen, so dass der Kopf wie aufgeblasen erscheint; das sieht aber gar nicht schlecht aus auf dem oben schlanken, unten ebenmässig verdickten Halse, von dem lange, schmale Federn herabhängen und wie ein Jabot die ganze Brust bedecken.

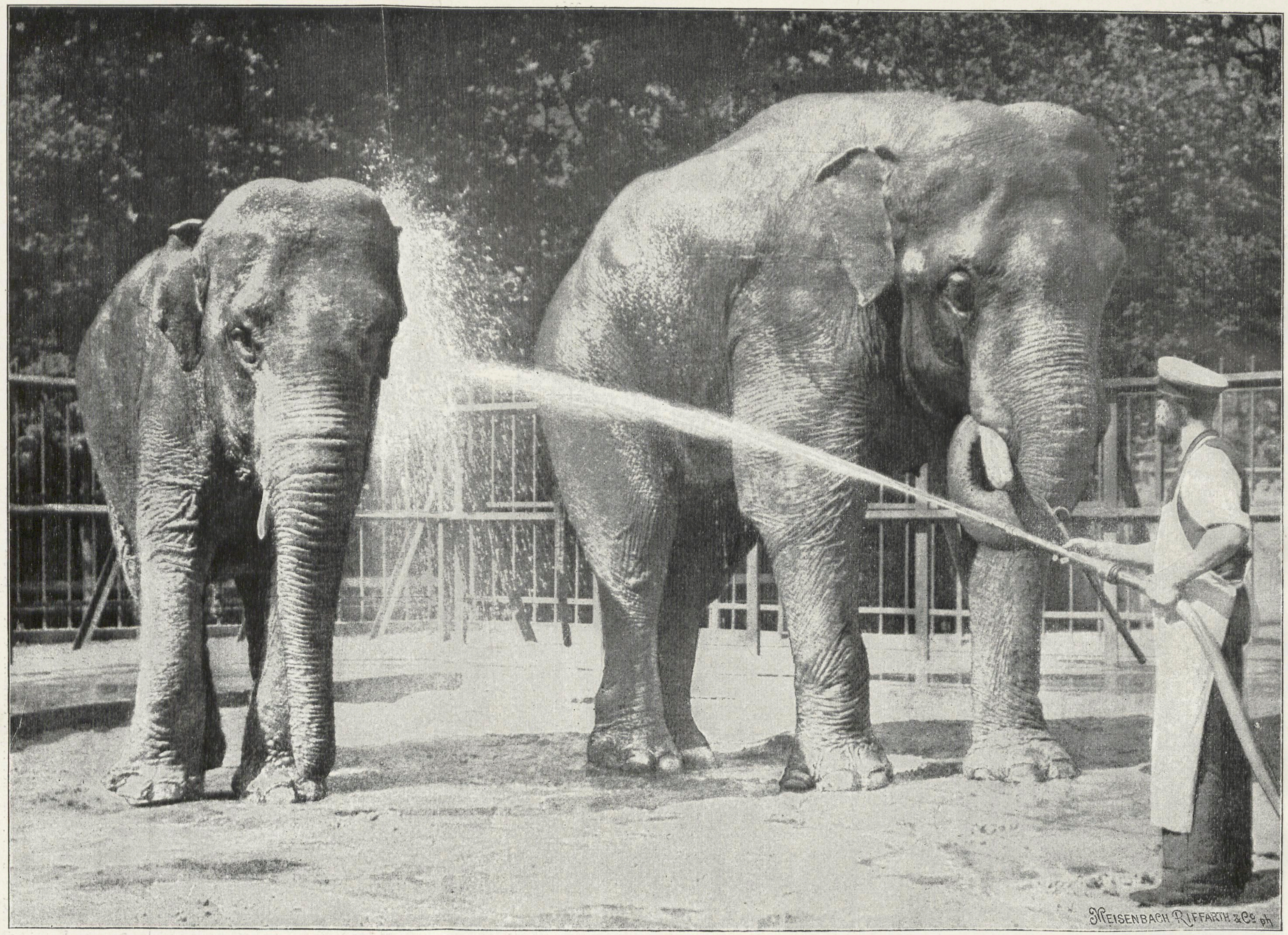
Der Paradieskranich hat in der Wissenschaft nur eine kurze Geschichte; er ist erst zu Ende des vorigen Jahrhunderts benannt und beschrieben worden von unserem Berliner Zoologen und Afrikareisenden Lichtenstein. Er lebt in ganz Südafrika nördlich bis zum Zambesi, d. h. etwa bis zum 17. Grad südlicher Breite. Ein anderer „alter Afrikaner“, der hier in Berlin wirkt, Gustav Fritsch, fand ihn ums Jahr 1860 brütend bei Colesberg im Grenzgebiete der Kapkolonie gegen den Oranje-Freistaat: er scharrt nur eine seichte Mulde im offenen Felde wie die Trappen und legt seine Eier hinein. Er ist eben kein Sumpf- und Moorkranich, sondern ein Bewohner der trockenen Steppe, wie sein europäisch-asiatischer Verwandter, der kleinere Jungfernkranich.

Ob es damit zusammenhängt, dass er sich in der Gefangenschaft nicht so gut halten will, wie seine Verwandten? Von diesen unterscheidet er sich in der Lebensweise jedenfalls dadurch, dass er fast nur tierische Nahrung, besonders Heuschrecken, nimmt.



KRONEN-KRANICH AUS DEUTSCH-OSTAFRIKA. (Balearica regulorum Benn.) Die zweite Art der eigentümlichen Kranichgattung mit der gelblichen Borstenfederkrone auf dem Kopfe, in Südafrika zu Hause, wozu ja tiergeographisch bekanntlich auch unser Deutsch-Ostafrika gehört. Von dem westafrikanischen Pfauenkranich unterscheidet sie die durchweg hellere, graue, am Halse bis zu weisslich verblassende Grundfarbe des Gefieders; die aufgesetzten Schmuckfarben, das kurze, sammetartige, schwarze Oberkopfgefieder, sind aber genau dieselben. Einen Unterschied machen schliesslich wieder die nackte Kehle mit rotem Hauptlappen und die Farbe der nackten Wangen, die durchweg weiss, rötlich überlaufen sind.

In der Gefangenschaft lernen die Kronenkraniche alsbald ihren Pfleger kennen, kommen ihm mit der gewinnenden, den Kranichen eigenen Menschenfreundlichkeit entgegen und umtanzen ihn nach echter, neckischer Kranichmanier mit ausgebreiteten Flügeln und dem bekannten „dienernden" Auf- und Niederwippen des Körpers. Sie sind deshalb beliebte Haus- und Hofgenossen, und in Deutsch-Ostafrika hat man jetzt fast auf jeder Station schon einen zahmen „Kronenreiher" oder „Kranich mit dem Häubchen", wie ihn unsere Berliner Schutztruppler oft ungenau nennen. Des Abends belebt er dann die Einsamkeit durch sein eigenartiges Geschrei, das wie „aú, aú" klingt. Reiche-Alfeld führt den Kronenkranich aus dem Transvaal- und den nördlich benachbarten englischen Gebieten regelmässig ein, und die zoologischen Gärten kaufen den anmutigen, farbenschönen Vogel stets gern zur Belebung ihrer Teichufer.



ELEFANTEN-WÄSCHE. Wie die Raum- und Gitterverhältnisse im Innern und in den Ausläufen unseres Elefantenhauses liegen, können wir unserem indischen Elefantenpaar, Omar und Rannich, leider kein Badebecken anweisen; im Sommer lassen wir ihnen aber doch die Wohlthat einer „Kaltwasserkur" zu Teil werden, wie man aus unserem Bilde ersieht, und dies lassen sie sich sehr gern gefallen: Ja, sie heben sogar die Beine, drehen und wenden sich, damit der kühlende und belebende, reinigende Wasserstrahl ja überall hinkommt.

Meist üben sie — und wohl die meisten anderen Elefanten auch — die Gewohnheit, Sand mit dem Rüssel aus dem mittleren, ungepflasterten Teile ihres Geheges aufzuraffen und sich damit den Rücken zu bestreuen. Was damit eigentlich bezweckt wird, ist mir nie recht klar geworden; man kann sich denken, dass der Sandregen dazu dienen soll, die Fliegen und anderes Ungeziefer wegzuscheuchen. Dass solches aber in unserem Klima die Elefanten gerade sehr plagte, ist mir nie aufgefallen. Vielleicht ist die merkwürdige Liebhaberei auch so zu verstehen, dass das Sandgeriesel ihnen auf ihrer dicken Haut einen angenehmen Kitzel bereitet. Der „Dickhäuter" ist nämlich durchaus nicht so unempfindlich, um seinem Namen auch in übertragenem Sinne Ehre zu machen. Zumal die Elefantenhaut verlangt eine recht sorgfältige Pflege, wenn sie nicht borkig und rissig werden und von Eiterpusteln frei bleiben soll. Am nötigsten ist diese Hautpflege in der Jugend, solange das Tier stark wächst, und dann wird sie wohl auch allen unseren Elefanten in vollem Umfange zu Teil, weil man sie dann noch in der Gewalt hat und mit ihnen machen kann, was man will. So haben wir unseren kleinen Kameruner gleich nachdem er photographiert war, über und über mit Pferdefett eingerieben, weil seine Haut schon einige eiterige Risse zeigte, und seitdem sieht er nun ganz glänzend schwarz aus. Auch eine dicke Kokosdecke als Nachtlager soll er haben; denn an einen Ohr, auf der Seite, wo er gewöhnlich schläft, will sich schon eine kleine Druckstelle bilden, und hier möchte ich den Anfängen widerstehen.

INHALTS-VERZEICHNIS.

Seite
5. Unser Löwe „Cäsar".
6. Unser Denkmals-Löwe.
7. Unsere Giraffen.
8. Dromedar und Kameel.
9. Amerikanische Bisons.
10. Arni-Büffel.
11. Indisches Nashorn.
12. Grünschnabel-Kranich.
13. Weissnacken-Kraniche.
14. Ducker-Antilopen.
15. Wasserbock.
16. Fischreiher am Horst.
17. Lachmöven.
18. Unser Gepardenpaar.
19. Hulmans.
20. Davidshirsch.
21. Unser Yakstier.
22. Branickis Seeadler.
23. Kronadler.
24. Südafrikanischer Buschbock.
25. Schomburgks-Hirsch.
26. Afrikanischer Elefant.
27. Königstiger.
28. Unser Nilpferd Murzuk.
29. Löwenrachen.
30. Afghanische Schraubenziege.
31. Muflon-Familie.
32. Anoa-Kuh mit Kalb.
33. Afrikanisches Nashorn.
34. Riesen-Seeadler.
35. Jagdfalk.
36. Malbruk-Meerkatze.
37. Himalaya-Schlankaffe.
38. Jesso-Bär.
39. Lauernder Eisbär.

Seite
40. Papua-Hund aus Deutsch-Neu-Guinea.
41. Einlapp-Kasuar aus Deutsch-Neu-Guinea.
42. Muntjakhirsch aus Siam.
43. Kropf-Gazelle.
44. Amerikanischer Fischreiher.
45. Riesen-Reiher.
46. Chapmanns Zebra.
47. Burchells Zebra.
48. Sibirische Tigerfamilie.
49. Sibirischer Tiger.
50. Braunschwarzer Makak.
51. Weisses Alpaka.
52. Sandwichs-Gans.
53. Indische Gans.
54. Chinesischer Spitz.
55. Wüstenfüchse.
56. Mary im Bade.
57. Brahminenzebu-Kuh mit Kalb.
58. Halsband-Kranich.
59. Indischer Marabu.
60. Junger Banteng-Stier.
61. Deutsch-Ostafrikanischer Buschbock.
62. Blasser Uhu.
63. Weisser Hirsch.
64. Nashorn-Pelikan.
65. Tschunja.
66. Virginischer Hirsch.
67. Virginische Hirschkuh mit Kälbern.
68. Unser Wissmann-Esel.
69. Schweinshirsch aus Siam.
70. Typhon-Reiher.
71. Klunker-Kranich.
72. Vierjähriger Transvaal-Löwe.
73. Nashorn im Bade.
74. Europäischer Schakal.

Seite
75. Junge Korsak-Füchse.
76. Kanadische Gans.
77. Nil-Gans.
78. Biberratte.
79. Europäischer Biber.
80. Berg-Tapir.
81. Junger Gaur-Stier.
82. Persischer Leopard.
83. Mantschuren-Leopard.
84. Japanischer Storch.
85. Afrikanischer Marabu.
86. Muntjak-Hirschkuh aus Siam.
87. Gelber Spiesshirsch aus Columbien.
88. Massai-Eselstute aus Deutsch-Ostafrika.
89. Berg-Zebra.
90. Rotrücken-Pelikan.
91. Savannen-Hirsch.
92. Braunzottiges Gürteltier.
93. Zusammengerollter Schnabeligel.
94. Säbel-Antilope mit Kalb.
95. Deutsch-Ostafrikanischer Buschbock mit Kalb.
96. Rotgemönchte Perrücken-Taube.
97. Dolchstich-Taube.
98. Honigdachs aus Deutsch-Ostafrika.
99. Chama-Fuchs.
100. Junge Löffelreiher.
101. Mischling zwischen chinesischem Ibis und japanischem Löffler.
102. Junge Fischadler.
103. Schakals aus Siam.
104. Gefleckte Hyäne aus Togo.
105. Capybara.
106. Elen-Antilope, Bulle.
107. Brauner Tapir.
108. Indischer Nimmersatt.

Seite
109. Pfauen-Kranich.
110. Weissschwanz-Hirschkühe.
111. Mexikanischer Hirsch.
112. Bass-T lpel.
113. Coscoroba-Schwan.
114. Eisbär.
115. Renntier.
116. Junger Elefant aus Kamerun.
117. Junger Elefant aus dem Sudan.
118. Zibetkatzen.
119. „Gemsbock" in Deutsch-Südwestafrika.
120. Schabracken-Tapir.
121. Kalifornischer Seelöwe.
122. Sunda-Marabu.
123. Kanadischer Kranich.
124. Mendes-Antilope.
125. Zwergzebu-Stier.
126. Sturm-Möve.
127. Keilschwanz-Adler.
128. Nylghau-Antilope, Bock.
129. Lichtensteins Hartebeest.
130. Weisshand-Gibbon.
131. Ein sonderbarer Heiliger.
132. Silberkatze.
133. Karakal.
134. Jungfern-Kranich.
135. Schwarzer Storch.
136. Porzellan-Damhirsch.
137. Hirschziegen-Antilope.
138. Kondor.

Seite
139. Hühnergans.
140. Perrückenbock.
141. Gefleckter Schweinshirsch.
142. Deutsch-Ostafrikanische Löwin.
143. Deutsch-Ostafrikanischer Löwe.
144. Eytons Baumente.
145. Gabelschwanz-Hühner.
146. Kegelrobbe.
147. Seehunde.
148. Stachelschweine aus Siam.
149. Stachelschweine aus Marokko.
150. Schwarzrücken-Schopfantilope.
151. Rotstirn-Gazelle.
152. Junger Jaguar aus Columbien.
153. Junger Malayenbär aus Siam.
154. Argus-Fasan.
155. Gelbschnabel-Hocko.
156. Nubischer Wildesel.
157. Persischer Tiger.
158. Herings-Möwe.
159. Spaltfuss-Gans.
160. Surikaten.
161. Langohriger Beuteldachs.
162. Brachvogel.
163. Kleine Uferschnepfe.
164. Präriewolf aus Mexiko.
165. Südarabischer Wolfsschakal.
166. Philippinen-Schwein.
167. Weibliches Warzenschwein vom Senegal.

Seite
168. Weissschwanz-Gnu.
169. Blaues Gnu.
170. Cariama.
171. Flamingos.
172. Junger Gayal-Stier.
173. Russische Wisents.
174. Guanaco.
175. Massai-Strauss.
176. Pardelroller.
177. Fossa.
178. Wickelbär.
179. Amerikanischer Jabiru.
180. Deutsch-Ostafrikanischer Leopard.
181. Vorderindischer Leopard.
182. Höckergans.
183. Weisse und blaue Schneegans.
184. Flussschwein aus Deutsch-Ostafrika.
185. Tiger-Prinzchen.
186. Bütikofers Weissnasen-Meerkatze.
187. Blaulappen-Jacutinga.
188. Weibliche Sumpfantilope.
189. Männliche Sumpfantilope.
190. Sibirischer Steinbock.
191. Unsere interessantesten Ziehkinder.
192. Junger Blässbock.
193. Nylghau-Antilopen, Kühe.
194. Paradies-Kranich.
195. Kronen-Kranich aus Deutsch-Ostafrika.
196. Elefanten-Wäsche.

ALPHABETISCHES INHALTS-VERZEICHNIS.

Seite

Afghanische Schraubenziege 30
Afrikanischer Elefant 26
Afrikanischer Marabu 85
Afrikanisches Nashorn 33
Alpaka, weisses 51
Amerikanischer Fischreiher 44
Amerikanischer Jabiru 179
Anoa-Kuh mit Kalb 32
Argus-Fasan 154
Arni-Büffel 10

Banteng-Stier, junger 60
Bass-Tölpel 112
Berg-Tapir 80
Berg-Zebra 89
Beuteldachs, langohriger 161
Biber, europäischer 79
Biberratte 78
Bisons, amerikanische 9
Blässbock, junger 192
Blasser Uhu 62
Blaues Gnu 169
Blaue Schneegans 183
Blaulappen-Jucutinga 187
Brachvogel 162
Brahminenzebu-Kuh mit Kalb 57
Branickis Seeadler 22
Brauner Tapir 107
Braunschwarzer Makak 50
Bütikofers Weissnasen-Meerkatze 186
Burchells Zebra 47

Cäsar, unser Löwe 5
Capybara 105
Cariama 170

Seite

Chamafuchs 99
Chapmanns Zebra 46
Chinesischer Spitz 54
Coscoroba-Schwan 113

Davidshirsch 20
Denkmals-Löwe, unser 6
Deutsch-Ostafrikanischer Buschbock 61
„ „ mit Kalb . . . 95
„ Leopard 180
„ Löwe 143
„ Löwin 142
Dolchstichtaube 97
Dromedar und Kameel 8
Ducker-Antilopen 14

Einlapp-Kasuar aus Deutsch-Neu-Guinea 41
Eisbär 114
„ lauernder 39
Elefant, junger, aus Kamerun 116
„ „ „ dem Sudan 117
Elefantenwäsche 196
Elen-Antilope, Bulle 106
Europäischer Schakal 74
Eytons Baumente 144

Fischadler, junge 102
Fischreiher am Horst 16
Flamingos 171
Flussschwein aus Deutsch-Ostafrika 184
Fossa 177

Gabelschwanz-Hühner 145
Gaur-Stier, junger 81
Gayal-Stier, junger 172

Seite

Gefleckte Hyäne aus Togo 104
Gefleckter Schweinshirsch 141
Gelber Spiesshirsch aus Columbien 87
Gelbschnabel-Hokko 155
„Gemsbock“ in Deutsch-Südwestafrika 119
Gepardenpaar, unser 18
Giraffen, unsere 7
Grünschnabel-Kranich 12
Guanaco 174
Gürteltier, braunzottiges 92

Halsband-Kranich 58
Heiliger, ein sonderbarer 131
Herings-Möve 158
Himalaya-Schlankaffe 37
Hirschziegen-Antilope 137
Höcker-Gans 182
Honigdachs aus Deutsch-Ostafrika 98
Hühnergans 139
Hulmans 19

Jagdfalk 35
Jaguar, junger, aus Columbien 152
Japanischer Storch 84
Jessobär 38
Indische Gans 53
Indischer Marabu 59
Indischer Nimmersatt 108
Indisches Nashorn 11
Jungfern-Kranich 134

Kalifornischer Seelöwe 121
Kameel 8
Kanadische Gans 76
Kanadischer Kranich 123

	Seite
Karakal	133
Kegelrobbe	146
Keilschwanz-Adler	127
Klunker-Kranich	71
Königstiger	27
Kondor	138
Korsakfüchse, junge	75
Kronadler	23
Kronen-Kranich aus Deutsch-Ostafrika	195
Kropf-Gazelle	43
Lach-Möven	17
Lichtensteins-Hartebeest	129
Löffelreiher, junge	100
Löwenrachen	29
Malayenbär aus Siam, junger	153
Malbruk-Meerkatze	36
Mantschuren-Leopard	83
Mary im Bade	56
Massai-Eselstute aus Deutsch-Ostafrika	88
Massai-Strauss	175
Mendes-Antilope	124
Mexikanischer Hirsch	111
Mischling von chinesischem Ibis und japanischem Löffler	101
Muflon-Familie	31
Muntjakhirsch aus Siam	42
„ kuh aus Siam	86
Nashorn im Bade	73
Nashorn-Pelikan	64
Nilgans	77
Nilpferd, unser Murzuk	28
Nubischer Wildesel	156
Nylghau-Antilope, Bock	128
„ Kühe	193
Papua-Hund aus Deutsch-Neuguinea	40
Paradies-Kranich	194
Pardelroller	176
Perrückenbock	140
Perrückentaube, rotgemönchte	96
Persischer Leopard	82
Persischer Tiger	157
Pfauenkranich	109
Philippinenschwein	166
Porzellan-Damhirsch	136
Präriewolf aus Mexiko	164
Renntier	115
Riesen-Reiher	45
Riesen-Seeadler	34
Rotrücken-Pelikan	90
Rotstirn-Gazelle	151
Säbel-Antilope mit Kalb	94
Sandwichs-Gans	52
Savannen-Hirsch	91
Schabracken-Tapir	120
Schakals aus Siam	103
Schnabeligel, zusammengerollter	93
Schomburgks-Hirsch	25
Schwarzer Storch	135
Schwarzrücken-Schopfantilope	150
Schweinshirch aus Siam	69
Seehunde	147
Sibirischer Steinbock	190
Sibirischer Tiger	49
Sibirische Tigerfamilie	48
Silberkatze	132
Spaltfuss-Gans	159
Stachelschweine aus Marokko	149
„ „ Siam	148
Sturm-Möve	126
Südafrikanischer Buschbock	24
Südarabischer Wolfsschakal	165
Sumpfantilope, männliche	189
„ weibliche	188
Sunda-Marabu	122
Surikaten	160
Tigerprinzchen	185
Transvaal-Löwe, vierjähriger	72
Tschunja	65
Typhon-Reiher	70
Uferschnepfe, kleine	163
Virginischer Hirsch	66
Virginische Hirschkuh mit Kälbern	67
Vorderindischer Leopard	181
Warzenschwein, weibliches, vom Senegal	167
Wasserbock	15
Weisser Hirsch	63
Weisshand-Gibbon	130
Weissnacken-Kraniche	13
Weisschwanz-Gnu	168
Weisschwanz-Hirschkühe	110
Wickelbär	178
Wisents, russische	173
Wissmann-Esel, unser	68
Wüstenfüchse	55
Yakstier, unser	21
Zibetkatzen	118
Ziehkinder, unsere interessantesten	191
Zwergzebustier	125

12
28818

Zentral- und Landesbibliothek Berlin
N11<51503310701
Berlin-Studien



Leipziger Buchbinderei-A.-G.

12

28818

Zentral- und Landesbibliothek Berlin
N11<51503310701
Berlin-Studien